<36615089530016

Die alte Brauerei

oder

Criminalmysterien von New-York.

II.

Die alte Brauerei

oder

Criminalmysterien von New-York.

Nach dem Leben erzählt

von

Theodor Griesinger.

Zweiter Band.

Tuttlingen.
Verlag von C. L. Kling.
1859.

Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

1.

Die alte Brauerei.

Der Leser kennt bereits zwei Gegenden oder Stadttheile New-Yorks, welche sich durch die Verrufenheit ihrer Bewohner und durch die verpestete Luft auszeichnen, welche in ihnen weht. Das verrufenste Viertel dieser großen Stadt aber kennt er noch nicht, das Viertel nämlich, welches als das Asyl aller Schlechtigkeit und Gemeinheit, als die Sicherheitsherberge aller Schufte und Beutelschneider, aller Diebe und Mörder, aller Schamlosigkeit und Verworfenheit betrachtet werden kann. Wahr ist, in jenem Theile der Waterstreet, in welchem sich die vielberüchtigten Tanzhäuser befinden, von denen wir oben gesprochen haben, tummeln sich die verwegensten Gesellen und es herrscht daselbst ein so wüstes Treiben, daß man bei Nacht jener Gegend so viel als möglich aus dem Wege geht. Wahr ist, im Westbroadway und seinen verrufenen Nebengassen ist die Niedertracht und Gemeinheit förmlich eingebürgert und zu Hause und man kann keine zehn Schritte gehen, ohne zehn Male von Eckel ergriffen zu werden, wenn man auf die Träger solcher

Niedertracht und Gemeinheit stößt. Allein in diesen beiden Vierteln wohnen wenigstens noch hie und da andere Menschen, das heißt solche, welche man unter die besseren rechnen muß; in diesen beiden Vierteln ist doch den Tag über Leben, Geschäftsleben nämlich, denn Eisenbahnen führen hindurch, Omnibusse durchkreuzen sie, Waarenkarren schleppen ihre schweren Lasten dahin und thätige Kaufleute, Commis, Handlanger und Hausknechte rennen hin und wieder. Erst wenn die Nacht ihre schwarzen Fittige ausbreitet, tritt die Eulennatur jener Stadtviertel hervor und die Fledermäuse und Raubvögel fangen an sich zu rühren. Ganz anders verhält es sich mit dem Stadtviertel, von dem wir jetzt zu dem Leser zu sprechen genöthigt sind, dem Stadtviertel der „Five Points“ nämlich, zu deutsch: „dem Stadtviertel der fünf Ecken.“

Und kein kleines Stadtviertel ist es, dieses „Fünfeckenviertel,“ sondern eines, in welchem drei, vier tausend und mehr menschliche Wohnungen stehen, in welchem mehr als zwanzigtausend menschliche Wesen ihre Schlafstätte haben! Fünf Straßen laufen hier zusammen und bilden an ihrem fünfseitigen Endpunkte — daher der Name five points — einen unregelmäßigen freien Platz, der jetzt, mit Gras bewachsen, der Spielplatz für Kinder ist. Welche von diesen fünf Straßen, — die Anthony-, Croß-, Orange- u. s. w. Straße — die hier theils ausmünden, theils ihren Anfang nehmen, die verrufenste ist, das kann Niemand sagen; aber ihre Verrufenheit haben sie beibehalten, trotzdem man ihren alten Titel in neuester Zeit geändert hat und sie dadurch in die Reihe der „ehrbaren“ Straßen zu erheben suchte; ihre Verrufenheit haben sie beibehalten, trotzdem man eine christliche Erziehungsanstalt, ein Missionshaus für „heimische Bekehrung“ in ihrer Mitte errichtet hat. Ja sogar der nun jahrelange Bestand des großen

Stadtgefängnisses, „der Tombs,“ [1] hart an der Gränze der Five Points, hat keinerlei, oder nur wenigen, kaum sichtbaren Einfluß auf das innere Wesen dieses Viertels auszuüben vermocht. Noch immer werden die Worte „Five Points“ nur mit Angst und Schrecken ausgesprochen; die Mütter schweigen ihre Kinder mit diesem Namen, die Frommen schlagen die Hände über dem Kopfe zusammen, wenn er genannt wird und die Vornehmen und Reichen schaudern vom Scheitel bis zur Sohle, wenn man ihnen zumuthen will, sein Bereich einmal mit ihrem aristokratischen Fuße zu berühren. Es gibt noch jetzt kein schreckenerregenderes Wort in den Vereinigten Staaten, denn alle Schrecken der Gesellschaft vereinigen sich in ihm; es ist die Personification der Sünde in allen ihren Zweigen!

Es mag vielleicht Manchem sonderbar erscheinen, aber deßwegen ist es doch nicht weniger Thatsache, daß es in jeder großen Weltstadt, in Paris wie in London, und in London wie in New-York ein Viertel gibt, wohin sich alles Lumpengesindel, alle Beutelschneider und Diebe, alle Räuber und Mörder, alle Dirnen und Vagabundinnen, welche auf der letzten Stufe des Verbrechens stehen, wie in einen sichern Port zurückziehen. Wie die Reichen und Vornehmen ihre Quartiere haben, worin sie kein *fremdes, für ihre Gesellschaft nicht passendes* Wesen dulden, so auch die Hefe der menschlichen Gesellschaft! Und noch sonderbarer ist es, daß dieses Beutelschneiderquartier nie *außerhalb* der Stadt, außerhalb des Verkehrs liegt, sondern im Gegentheil stets in Mitten der belebtesten Theile, immer mitten zwischen den Hauptstraßen,

[1] Auf die „Tombs“ werden wir in einem späteren Kapitel dieses Bandes zu sprechen kommen und wir bitten den Leser, wenn er an diesen Abschnitt unserer Geschichte kommt, denselben mit dem jetzigen Kapitel zu vergleichen, respective hieraus zu ergänzen.

den Hauptpulsadern des Verkehrs und des Lebens. Die „Five Points“ liegen zwischen dem Broadway, der ersten Straße New-Yorks und vielleicht der ersten und feinsten Straße der Welt, und zwischen der Chatamstreet und ihrer Fortsetzung der Bowery, den Hauptgeschäftsstraßen des Kleinverkehrs dieser immensen Handelsstadt. Keine hundert Schritte von ihrer Gränze erhebt sich die herrliche Cityhall, das große Marmorrathhaus der New-Yorker, welches von Fremden wie Einheimischen gleich sehr bewundert wird, und worin die höchste Herrschergewalt dieser meeregebietenden Metropole thront! Keine hundert Schritte von ihrem Beginn ist der Centralpunkt einer fünfzehnhundert Mann starken Polizeimacht, die im Stande zu sein sich rühmt, für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums von ganz New-York zu garantiren! So also, mitten im Herzen der großen Stadt, haben die ihren Sitz aufgeschlagen, welche sich um Polizei und Gesetz, um Recht und Moral kein Jota kümmern; mitten drin, zwischen dem Schaugepränge der Pracht, des Reichthums und der Eleganz, wie sie die Läden der Bowery, der Chatamstreet und des Broadway aufweisen, mitten darin, zwischen den Hauptverkehrsstraßen der feinen Welt, auf welchen allstündlich Tausende, in Seide und Sammt gekleidet, auf- und abwogen, mitten hier innen ist die Heimath, die Urwohnstätte des Elends, der Verkommenheit, des Lasters, der Sünde! Nie auf einem Fleck Erde zeigten sich die Gegensätze schroffer!

Man mag sich dem „Fünfeckenplatz“ nähern, von welcher Seite man will, von der Cityhall, dem Broadway, der Canalstreet oder der Bowery, er bleibt sich immer gleich und die dahin führenden Straßen bieten alle denselben Anblick! Sie sind eng und schmutzig zumal und verbreiten einen Geruch, daß eine gute Lunge dazu gehört, in ihnen Athem holen zu

können. Die Leute, die dort wohnen, führen eine gar absonderliche Lebensweise, und ihre Nahrungsmittel sind von der Art, daß keine gute Ausdünstung auch nur annähernd möglich ist. Abgänge von Salzfischen, verfaultes Obst, alte Knochen mit stinkenden Fleischtheilen liegen schichtenweise in den engen Gassen, das Pflaster oft zolldick bedeckend und im Sommer zumal in eine fauligte Gährung übergehend, welche die Luft ringsum mit einem mephitischen Pestdampfe anfüllt. Dazu kommt noch der Dunst und Qualm, der aus den Häusern dringt, weil die einzige Kochweise in „schmoren, in ranzigem Fette schmoren" besteht! Und endlich der Unflath und der Koth, mit dem die Menschen selbst, wie ihre Wohnungen überzogen sind! Man gehe einmal hin und besehe sich diese Menschen und diese Wohnungen, und man wird nicht mehr zweifeln, daß hier eine Pestbeule in Mitten von New-York Platz genommen hat, deren Eiter für Jeden, der von demselben berührt wird, todtbringend ist.

Die Häuser sind meist Holzhäuser aus den „alten Zeiten," und alte Zeiten sind in New-York „hundert" Jahre. Ist ja doch seine ganze Geschichte kaum über zweihundert Jahre alt! Sie sind zum Theil zwei-, einzelne sogar dreistockig, die meisten aber haben nur einen Stock mit einer Art Giebeldach, ganz verschieden von der neueren Bauart der Häuser in New-York, die fast sämmtlich platte Dächer haben. Manche derselben nehmen sich, von den Straßen aus betrachtet, noch ziemlich gut erhalten aus; bei einigen sind sogar in die vordere Grundmauer neue Backsteine eingeflickt; durchaus die Meisten aber sehen verfallen, baufällig, lotterbudenmäßig aus; sie haben sich auf die Seite geneigt und drohen beim nächsten Windstoße über einander zu fallen. Ein Glück, daß sie hart an einander gebaut sind; so erhält noch Eins das Andere! Wie

aber die Mauern und das Aeußere überhaupt, so ist auch das Innere und die ganze Einrichtung. Die Fenster haben den Glaser seit vielen Jahren nicht gesehen; ist eine Scheibe abgängig geworden, so wird sie durch Papier oder Holz ersetzt; dasselbe gilt von den Läden, Treppen, Thüren, Fußböden, — nirgends wird reparirt und Verfallenes, Verfaultes, Vermodertes neu hergestellt; Alles bleibt Jahr aus Jahr ein beim Alten! Der Schmutz liegt in den Gängen, in den Stuben, allüberall so dick, daß man aus jedem Häuschen die größte Karrenladung wegschleppen könnte; die noch ganzen Fensterscheiben sind so von Wind und Wetter zerfressen, daß es eine Unmöglichkeit ist, durchzusehen; das Ungeziefer, besonders die Wanzen, die große Plage New-Yorks, haben sich in den Balken, in den Dielen, in den Brettern und Latten, aus denen das Haus besteht, in solchen Massen einlogirt, daß es lediglich nicht zu begreifen ist, warum diese Thierchen das ganze Haus noch nicht fortgeschleppt haben. Es sind Prachtexemplare von Häusern!

Und wie die Wohnungen, so sind die Menschen, die drin hausen. Man gehe einmal hin, am hellen, lichten Tage, wenn die Sonne scheint, wo bei jedem Menschen, auch dem verdorbensten, noch ein Rest von Schamgefühl sich regt. Da sitzen sie vor ihren Baracken, die Damen der Five Points! Die Füße bloß, die Arme nackt, Kopf, Busen und Hals unbedeckt; das Gesicht roth und aufgedunsen, das eine Auge blau, das andere blutunterlaufen; im Munde einen kurzen Pfeifenstummel, einen gräßlichen Qualm ausstoßend, um den Leib einen zerrissenen Rock, der vor Schmutz trieft! Da sitzen sie auf den Thürschwellen ihrer baufälligen Hundelöcher, die Eine eine Negerin, die Andere eine Irländerin, die Dritte eine Halbweiße, die vierte ohne bestimmte Heimath, aber Alle, so

früh es auch am Tage ist, schon halb betrunken, Alle ungewaschen mit Koth an den Füßen, einen Fluch auf der Zunge und eine Gotteslästerung im Gesichte! Sieh dir sie an, diese Weiber, diese „Engel in Menschengestalt!“ Sieh dir sie an und wenn du genug an ihnen hast, dann vergiß auch nicht einen Blick auf die „Judenweiber“ zu werfen, die hier in den verfallenen Boutiqen feil haben, und die statt sich ihres Aufenthalts zu schämen, ihren Hundekram „Waarenlager“ heißen, und mit demselben Stolze betrachten, wie der Broadwayladeninhaber sein mit Millionenwerth gefülltes Gewölbe! Sieh dir sie an, diese frechen Judengesichter, mit den vergilbten Wangen, der schmutzüberzogenen Stirne, dem unfläthigen Munde, der unzüchtigen Rede, die hier in den Five Points sich niedergelassen haben, um mit Dieben und Mördern „Geschäfte“ zu machen! Sie sind nicht selbst Diebe und Mörder, oder wenigstens selten, da ihnen der Muth dazu fehlt, aber sie sind die Hehler und Helfershelfer; ja, sie sind noch schlechter, als die Diebe und Mörder, denn sie veranlassen den Diebstahl, sie veranstalten den Mord, sie geben die Gelegenheit zum Raube! Sie sind nicht Eingeborne der Five Points, wie die meisten andern dort Ansäßigen, denn in diesem Fall wären sie noch zu entschuldigen, da man dann sagen könnte, sie haben von früher Jugend nichts Anderes gesehen; nein, sie sind erbärmlicher, als die dort eingebornen Schufte, denn sie sind extra dahin übergesiedelt, um ein Anrecht zu haben, sich im Koth und der Niederträchtigkeit zu wälzen! Da sehen sie noch manierlicher und appetitlicher aus, die Grogshops oder Schnapskneipen der Irländer, die nebst besagten Juden und einigen verkommenen deutschen Schuhflickern die Einzigen in dem Fünfeckenviertel sind, welche den Gewerbe- und Kaufmannsstand vertreten! Und doch, großer Gott, wie

sehen diese Schnapskneipen aus, wie sind sie von Koth und Elend, von Schmutz und Gestank überzogen, und sie sollen noch appetitlicher sein, als die Judenboutiqen? — Aber sieh dir sie an, diese Grogshops in den Fünf Points! Sieh dir sie an und ihre Insaßen, denn es ist der Mühe werth! Siehst du hier die halbnackten Nigger, die eher schwarzen Schweinen gleichen, als Menschen; siehst du die lumpenumhüllten Irländer oder die lehmigt gelblichen Mulatten mit ihren funkelnden Augen und ihren unheimlichen Gesichtern, mit ihren geballten Fäusten und ihren wüthenden Geberden, mit den halbausgeschlagenen Augen und den blutigen Striemen über dem Antlitz von der letzten nächtlichen Fehde her? Hörst du die Blasphemie in ihren Reden und die Gotteslästerung in ihren Flüchen? Siehst du die Sprache der Hölle in ihren Manieren und weißt du jetzt, wie sie aussehen, die Männer, die gestern einen Einbruch verübten und heute Nacht einen Mord begehen werden? — Und hast du sie dir lange genug angesehen, die Männer der Five Points nebst ihren „Damen," dann wirf auch noch einen Blick auf die Sprößlinge dieser Verbindungen, auf die Niggerbuben und Judenbuben, auf die halbweiße und auf die irische Race! Siehst du sie, die Rangen, wie sie in den Gossen sich balgen, wie sie im Kothe und im Unflath sich herumzerren? Siehst du die Niggerbuben oben drauf, mit Gesichtern, wie eine Bulldogge, mit Sprüngen, wie eine junge Katze, mit Grimassen, wie ein Affe? Hörst du das Gebrüll und Gejohl der Alten über der Lust der Jungen, und siehst du, wie Hund und Katzen sich in das allgemeine Tollen mischen, und Eins über das Andere hinkollert, sich gleichsam einhüllend in den halbschuhhohen Schmutz der Straße?

Solcher Art ist das Leben der Five Points am Tage,

— bei Nacht ist es natürlich noch bunter. Das ist ein Geschrei und ein Tumult, ein Brüllen und ein Wüthen, daß man glaubt, die halbe Hölle sei los. Weiber, Männer und Kinder, Alles ist auf der Straße, oder in der Schnapskneipe, sich liebkosend, sich zankend, sich prügelnd, sich zerrend, sich wälzend, sich beißend. Inzwischen aber, inmitten des Tumults, geht das „Geschäft“ seinen Gang, denn die Inwohner der Five Points haben auch ihr Geschäft, — und ein einträgliches Geschäft ist's! Die Männer lauern entweder in den Durchgängen, an den Ecken, hinter verborgenen Winkeln, um „Unschuldige“ zu kapern und ihres Ueberflusses zu entledigen, oder sind sie in Compagnie auf ihre „Züge“ ausgezogen und kehren heim beladen mit den Früchten ihres Raubes oder Diebstahls. Ihr Gang ist aber nicht heimwärts gerichtet, sondern sie eilen den Judentrödelbuden zu, von denen wir oben gesprochen, und deren Inhaber, die Ehemänner jener frechen, schmutzigen Judenweiber, kaufen ihnen das „Erworbene“ um ein Spottgeld ab, um es den andern Tag durch andere Glaubensgenossen sogleich weiter zu spediren, damit der Raub und Diebstahl unentdeckt bleibe; denn die Judenschaft daselbst ist eine große Innung und eng verbündet mit andern Innungen über alle Länder und Meere des großen amerikanischen Continentes. — Mit dem erlösten Sündengelde in der Tasche wandern die Männer der Five Points in die Schnapskneipen und ruhen nicht, bis die Zunge lallt, das Auge im Kopfe rollt und die Knie wanken und brechen. Den andern Tag ist ihr Beutel wieder so leer, als den Tag zuvor, und sie sind demnach gezwungen, am Abende von Neuem auf den Raub auszuziehen. Aber wehe dem, der sie in diesem „ihrem Geschäfte“ stören wollte! Das Messer ist zur Hand, die Faust ist zum Stoße bereit, denn die Räuber der Five Points sind

Männer und kennen keine Furcht; diese überlassen sie den „Halbeingebürgerten," d. i. den Dieben und Schleichern aus andern Stadtvierteln, welche in den Five Points zwar eine Zuflucht finden, ein sicheres Asyl, die aber nicht dort zu Hause, nicht dort eingebürgert sind! — Wie aber die Männer, so die Frauen. Auch sie haben ihre „nächtlichen Geschäfte;" auch sie haben ihre „Raubzüge" zu machen, Raubzüge, die oft noch nutzbringender ausfallen, als die Züge der Männer! Zu diesem Behufe werfen sie Nachts, wenn die Gaslaternen nur ein mattes Licht verbreiten, alte seidene Fetzen um sich, welche sie von bessern Zeiten her aufbewahrten; dann färben sie sich die Wangen roth, daß man die Verzerrung ihrer Züge weniger gewahre, und wehe dem, der sich in ihren Netzen fangen läßt! Sie führen ihn in die Five Points, in einen Haus- oder Thorgang irgend einer der engen schmutzigen Straßen, und urplötzlich stürzen sich die vorher schon bestellten Genossen und Auflaurer über ihn her und schlagen ihn nieder, und reißen ihm Börse, Uhr und Kette vom Leibe und werfen ihn endlich in die Gosse, halb todtgeschlagen, ohne Geld, ohne Kleider! Der Fürwitz muß gestraft werden, und besonders der Fürwitz, bei Nacht sich in die Five Points verlocken zu lassen. Wagt sich ja doch selbst die Polizei nicht in dieses Viertel, wenn der Zeiger der Cityhalluhr auf Mitternacht zeigt! Wissen ja doch sogar sie, die Sicherheitsbeamten, daß sie Leben und Eigenthum aufs Spiel setzen, so bald sie Nachts die Schwelle dieses Verbrecherrevieres betreten!

Freilich bei Tage wagen sie sich jetzt hinein in diese verrufenen Gassen, und an jeder Ecke steht Einer, das Treiben des Gaunergeschlechtes da innen auszuspähen. Hie und da erkühnt sich die Polizei sogar, zehn oder zwölf Mann hoch einzuschreiten, und eine Verhaftung wegen Schlägerei, wegen

Diebstahls, wegen Raubs oder auch wegen Mords vorzunehmen. Aber sie ist vorsichtig bei ihren Manövern, äußerst vorsichtig; denn die Bewohner der Five Points sind kluge Leute und haben ihre Augen überall, und wenn Einer von ihnen in Gefahr kommt, so treten sogleich ein Dutzend oder auch ein paar Hundert zusammen, ihm fortzuhelfen. Die Polizei wird aufgehalten und chicanirt, Hindernisse aller Art werden ihr entgegengestellt, offene und heimliche, List und Gewalt, bis der Räuber oder Mörder über verschiedene Hinter- und Nebenhäuser in eine ganz entgegengesetzte Stadtgegend entkommen ist. Die Polizei muß daher sogar bei Tage immer mit Uebermacht auftreten, wenn sie im Ernste einen Fang machen will. Doch geht es jetzt nicht mehr so schwer, als früher, das heißt, wenn es der Polizei in der That und Wahrheit Ernst ist, aber — wie oft ist es ihr Ernst? Steht sie doch in genauester Verbindung mit den dortigen Dieben und Mördern! Unterhält sie doch die intimste Bekanntschaft mit den dortigen Räubern, den männlichen, wie den weiblichen! Wie sollte sie also sich Gehorsam zu erzwingen Lust bezeugen? Uebrigens, wenn hie und da ausnahmsweise Verhaftungen vorgenommen werden, so werden sie sicher nur bei Tage vorgenommen; aber — bei Nacht? Nein, da ginge es nicht, auch wenn die Polizei wollte! Ist ja doch um diese Zeit die ganze Population der Five Points auf den Beinen und würde sich nicht scheuen, auch ein halbes Regiment von Polizeidienern zu vernichten, wenn diese Gewalt brauchen wollte! Oder wie wäre es möglich, einen Dieb oder Räuber in diese Schlupfwinkel zu verfolgen, wo von jedem Dache Ziegel herabgeschmettert werden, wo aus jedem Durchgang Hiebe fallen, wo die Beleuchtung so sparsam ist, daß man die Feinde nicht sieht, bis man von ihnen überfallen ist?

Nein, bei Nacht wagt es die Polizei auch jetzt noch nicht, mit Gewalt einzuschreiten oder eine Verhaftung vorzunehmen, sondern sie begnügt sich, am Eingang der engen Straßen sich aufzustellen und von sicherer Ferne zu beobachten, was im Innern vorgeht. Darum darf man sich auch nicht wundern, wenn man tagtäglich von Schlägereien hört oder von Raub- und Mordanfällen liest, welche in der Nacht zuvor in den Five Points vorgefallen sind, und noch weniger darf man sich wundern, wenn immer der Beisatz dabei steht, daß „keinerlei Verhaftungen vorgenommen worden seien;" denn die Polizei steht entweder mit dem Gesindel im Bunde, oder wagt sie es nicht, ihre Haut zu Markte zu tragen. Das einzige Mittel, sich gegen solche Abscheulichkeiten zu sichern, ist das, — wegzubleiben!

So sieht es noch jetzt in den Five Points aus, jetzt im Jahre Ein tausend achthundert und achtundfünfzig, — und vielleicht noch nach manchem Jahrzehnt, wird sich dieser Charakter nicht verloren haben. Wie ganz anders aber sah es hier aus vor wenigen acht Jahren? Wie ganz anders in dem Zeitpunkte, in welchem unsere Geschichte spielt? Damals stand die alte Brauerei noch, „the old Brewery", wie die New-Yorker mit einem gewissen Selbstbewußtsein sagen, weil es nur Eine alte Brauerei in der Welt gab. Damals stand sie noch, sie, die Zufluchtsstätte aller Räuber, Diebe und Mörder, das Asyl, wo jeglicher Verbrecher sichere Unterkunft fand, in deren Inneres kein Machthaber der Stadt oder des Staates je einzudringen vermochte! Die alte Brauerei, jenes geheimnißvolle Gebäude, welches, während es existirte, von keinem „Nichteingeweihten" je genau untersucht wurde, und an dessen Namen sich Sagen und Geschichten knüpften, welche Einem das Haar sich sträuben machten! Die alte Brauerei,

ein sichererer Port für Alle, „so in Noth und Bedrängniß waren," als je ein geheiligtes Kloster des Mittelalters, und ein gewisserer Untergang für alle dahin Verlockten oder Verschlagenen, als je ein Thurmverließ in einer der alten Burgen europäischer Zwingherren!

Es war dieß ein großes, weitläuftiges Gebäude mit vielen Anbauten und Anhängseln, zum Theil einstockigt, zum Theil zweistockigt, ohne besonderen Styl und ohne irgend eine Auszeichnung, als die des Moders und des Zerfalls. Von welcher Zeit dieses Gebäude herrührte, konnte Niemand mit Bestimmtheit angeben; ohne allen Zweifel aber stammte es von den Tagen her, da die Holländer die Stadt unter dem Namen „Neuamsterdam" inne hatten, denn die Giebel waren spitz und die Dächer schief. Die vielen Anbauten und baulichen Veränderungen aber, die ohne Zweifel später hinzu kamen, mochten wohl von späteren Besitzern herrühren, als Neuamsterdam längst in die Hände der Engländer gekommen war und der Titel der Stadt sich in den von „New-York" verwandelt hatte. Es stand auf demselben Platze, welchen jetzt das „Fivepointsmissionshaus" einnimmt, gerade gegenüber dem kleinen grünen Fleck Erde, auf dem nun die Kinder des Fünfeckenviertels spielen und von dem wir oben schon gesprochen haben. Sein Aussehen war nicht besonders schaudererregend, im Gegentheil, man glaubte nichts als einen halbzerfallenen alten Rumpelkasten von einem großen Gebäude vor sich zu haben. Dennoch eilte Jeder, der in seine Nähe kam, mit geflügelten Schritten weiter und suchte sich in schnellster Schnelligkeit aus seinem Bereiche zu bringen. Wußte man ja doch aus alten Erzählungen, wie aus neueren Zeitungsberichten, wie Viele darin spurlos verschwunden waren! Wußte man doch, daß seine Insaßen alle zu jener verwegenen Sorte

von Menschen gehörten, die vor nichts in der Welt zurückbebten, vor keiner Rohheit, keiner Gewaltthat, keinem Verbrechen! Wußte man doch, daß der, welchen der Polypenarm der alten Brauerei erfaßt habe, unrettbar verloren sei, weil keinerlei Befehle, keinerlei Drohungen, keinerlei Versprechungen die Mitglieder der Polizei, „die beschworenen und besoldeten Wächter der Sicherheit," bewegen konnten, die Schwellen dieses Gebäudes zu übertreten! — Wem das Gebäude gehöre, konnte Niemand mit Sicherheit angeben. Man murmelte wohl von einem vornehmen Herrn, welcher als Vorsteher einer Bibelanstalt eines fast heiligen Rufes genoß, und der es um theuren Preis an einen Engrosmiether abgegeben habe; aber mit Gewißheit wußte man nur so viel, daß alle Jahre seit langer Zeit ein alter Mann aufs Rathhaus kam und die auf dem Hause ruhende Steuer bezahlte. Der alte Mann nannte sich „Peter Shoemaker" und war unter dem Namen „Pete" in den ganzen Five Points bekannt. Er wohnte seit vielleicht sechszig Jahren in der alten Brauerei und war ohne Zweifel der Verwalter oder Pächter derselben, denn er schaltete darin mit unumschränkter Machtvollkommenheit und Niemand wagte es, mit ihm in Widerspruch zu treten. Man wollte wissen, daß der alte Pete seinem Herkommen nach ein Deutscher sei, ob er gleich die deutsche Sprache fast ganz verlernt habe; aber mit Gewißheit und Bestimmtheit konnte Niemand etwas von ihm angeben; man wußte nur, daß er der Herbergsvater der alten Brauerei sei und der Vertraute aller derer, die mit diesem Gebäude in Verbindung standen. Er vermiethete ohne Zweifel einen Theil des Gebäudes, denn die Vorderseite desselben erschien immer bewohnt; ob aber auch der Hintertheil und die vielen Nebengebäude und Anbauten vermiethet waren, und wie er es mit dem Miethzinse hielt,

diese Fragen konnte Niemand beantworten. Von was der alte Pete lebe, wußte ebenfalls kein Mensch, ihn selbst ausgenommen. Offenbar war er nicht selbst Dieb oder Mörder; offenbar gehörte sein eigenes Thun und Treiben nicht der Verbrecherzunft an; aber er kannte alle Diebe, alle Räuber, alle Mörder; er war ihr Vertrauter, ihr Beherberger! Er war es nicht, der stahl oder stehlen ließ, Er war es nicht, der mordete oder morden ließ, aber bei ihm fanden die Räuber und Mörder eine Zuflucht, daß keine Seele auf Erden sie zu finden vermochte! Lebte er vielleicht von den Abgaben, die ihm die Räuber und Mörder zahlten? Niemand kann es sagen. Eben so wenig wußte Jemand von der inneren Einrichtung der alten Brauerei etwas mit Bestimmtheit zu erzählen; denn die es wußten, sagten es nicht, und — Alles, das ganze Geheimniß, wußte nur Einer, Er, der alte Pete! Wohl munkelte man von geheimen Gängen und verborgenen Kellern, wohl von trügerischen Fallthüren und unterirdischen Schlupflöchern, wohl von verschobenen Treppen und labyrinthischen Zimmern, aber noch Niemand war durch dieses Labyrinth gekommen, der im Stande oder Willens gewesen wäre, das Verständniß dazu Anderen mitzutheilen! So war und blieb man im Dunkeln, und wußte blos, daß die alte Brauerei ein sicherer Zufluchtsort für alle die sei, denen der alte Pete dort Zuflucht zu suchen erlaube; man wußte blos, daß Jeder, der dort Obdach fand, unbeanstandeter aufgehoben war, als an irgend einem andern Orte in oder außerhalb der Stadt, denn nie und nimmer war es erhört worden, daß der Arm der Gerechtigkeit bis in die alte Brauerei gereicht hätte! Erst als man vor etwa sechs Jahren, nämlich im Jahre 1852, daran ging, die alte Brauerei abzubrechen, kam man zur Enthüllung der lang vermutheten Geheimnisse; erst dann wurde

der schreckensvolle Ort aufgedeckt und das Auge des Nichteingeweihten durfte die Verborgenheiten erschauen, welche das Gebäude so lange zum Gegenstand der Furcht und des Bebens gemacht hatten. Der alte Pete war damals schon fast ein Jahr lang gestorben und auch der fromme oder vielmehr scheinheilige Inhaber des Anwesens hatte längst das Zeitliche gesegnet, da gelang es endlich einer mildthätigen Gesellschaft, den Platz zu erkaufen, um auf seiner Stelle das Missionshaus zu errichten, welches die Five Points in ihren Grundfesten zu erschüttern bestimmt war. Es war dieß ein Ereigniß für die ganze Stadt New-York. In allen Zeitungen las man mit großen Buchstaben angekündigt, daß die „alte Brauerei" zum Abbruche bestimmt sei. Die ganze Welt wurde eingeladen, das merkwürdige Gebäude vorher noch einzusehen, und halb New-York, nebst vielen Tausenden von Auswärtigen, machten von dieser Einladung Gebrauch, obgleich ein Entreegeld von einem Schilling, d. i. einem Achtelsdollar oder achtzehn Kreuzern gefordert wurde. Eine starke Polizeimannschaft war aufgestellt, um das Gebäude zu bewachen, und die zu beschützen, welche gekommen waren, dasselbe „für ihr Geld" zu besichtigen. „The old brewery" war damals die Loosung von Hunderttausenden, und vierzehn Tage lang waren die Straßen und Gassen, die dahin führten, von Neugierigen förmlich belagert. Die Insaßen der Five Points wußten nicht, wie ihnen geschah; sie fühlten sich in ihren innersten Rechten gekränkt, und wäre nicht halb New-York auf der Wallfahrt dahin begriffen gewesen, so würde es wohl zu einem Ausbruche, zu einer gewaltsamen Abwehr der Eindringlinge gekommen sein. Unter besagten Umständen aber waren die Fivepointer gezwungen, sich ins Unvermeidliche zu schicken, bis der erste Sturm vorüber war. So drang denn die un-

absehbare Masse — jeden Tag an die zehn Tausende — in die große Diebsherberge ein! Alle Winkel und Winkelchen, alle Gelasse und Keller wurden von den Neugierigen untersucht, und doch fanden sie kaum die Hälfte der vorhandenen Räume! Erst, als dann einige Wochen später das ganze wurmstichige Gebäude abgerissen wurde, als Mauer um Mauer fiel, als eine Localität nach der andern sichtbar wurde, fand man die geheimen Thüren, die geheimen Gänge, die geheimen Treppen, die geheimen Falllöcher, die geheimen Zufluchtsörter, die unterirdischen Gemächer, die unterirdischen Verbindungskanäle, die ganze verborgene, früher allen Laien verschlossene Welt der Old Brewery, des großen Geheimnisses von New-York! Und tief unten in den abgelegensten Räumen, in Orten, in welche gar kein Zugang möglich schien, fanden sich Gebeine von menschlichen Körpern, Gerippe von menschlichen Wesen, die vielleicht früher dahin als Schlachtopfer geschleppt worden waren, nachdem man sie beraubt und bestohlen hatte, denn — Todte sprechen nicht! Gerippe von Menschen, die vielleicht den Spion und Verräther gemacht und deren gewaltsamer Tod nur die Strafe ihres Räubermeineids war! Gerippe von Menschen, die vielleicht auf Erden dem Gesetze verfallen, hier eine Zufluchtsstätte fanden und es bis zu ihrem natürlichen Ende nicht mehr wagten, an Gottes freie Sonne zu treten! Wer vermag es zu sagen, welche Geheimnisse hier begraben sind? Denken doch in New-York jetzt schon nur noch Wenige daran, daß hier, an demselben Platze, wo jetzt das stattliche Gebäude der innern Mission für verwahrloste Kinder der Five Points errichtet ist, einstens die gefürchtete alte Brauerei stand, von der nur noch Diebe und Räuber in dankbarer Erinnerung zu sprechen oder Geschichtsschreiber, um die Kunde davon der

Nachwelt zu bewahren, — zu erzählen wissen! In New-York lebt man schnell. In einigen Jahrzehnten wird der Name „Old Brewery" ins Bereich der Ammenmährchen gehören. Die aber, die das Gebäude sahen, die, welche den Schrecken miterlebten, der einst von ihm ausging, die werden nicht vergessen, daß die alte Brauerei das einzige Stück Romantik ist, welches jene Weltstadt des neuen Continents aufzuweisen hat, und gehörte zehnmal diese Romantik ins Gebiet der Diebs- und Räuberromantik!

Es war spät in der Nacht, kaum sechs Wochen, nach dem Tage, an welchem unsere Geschichte begonnen hat. Wir befinden uns in einem abgelegenen Gemache des hinteren Theiles der alten Brauerei. Das Gemach ist nur spärlich von einem Talglichte beleuchtet, denn wenn auch das ganze übrige New-York in einem Feuergasmeere strahlt, die alte Brauerei ist tief in Finsterniß begraben. Die Einrichtung des Zimmers muß eine fast mehr als einfache genannt werden. Ein Tisch, eine Matratze auf dem bloßen Boden, ein paar Stühle, das ist Alles! Aber auf dem Tische steht kalte Küche, wenn nicht in Auswahl, doch in überflüssiger Menge und auch die für jeden eingebornen Amerikaner unentbehrliche Brändiflasche ist nicht vergessen. Es ist nur Ein Mann im Zimmer, ein hochgewachsener, kräftiger Bursche, doch etwas bleich, wie Einer, der eben vom Krankenlager ersteht. Wir kennen ihn, diesen Burschen, denn es ist kein Anderer als Nick Myers, der Sohn des würdigen Ehepaars, welches im zweiten Kapitel unserer Geschichte von uns des Näheren geschildert worden ist. Er schreitet mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder und wir sehen es ihm an, daß er von einer großen Unruhe hin- und hergetrieben wird.

„Ob sie wohl kommen wird?" murmelte er vor sich hin.

„Sie, die gute fromme Seele, in die große Diebshöhle New-Yorks? Eine Amerikanerin würde sich nichts mehr um mich bekümmern; eine solche hätte sich längst von mir losgesagt und einen Andern genommen! Aber sie ist eine Deutsche, und es ist ein eigenes treues Geschlecht, das Geschlecht der Deutschen, das wir so sehr verachten! Sie würde durch's Feuer für mich gehen! Marie hat ihr Alles gesagt, sie konnte nicht anders, und doch hängt Lisy noch an mir, wie früher, da sie mich für ehrlich hielt! Aber sie soll ihre Hoffnung nicht vergebens auf mich setzen, ich werde ehrlich werden! Wir werden weit weg von hier fliehen, in eine Gegend, wo Niemand auf Meilen weit wohnt, wo der Mensch von Neuem geboren werden kann, wo es ihm möglich ist, einen neuen Menschen anzuziehen. Ich werde ehrlich sein; meine Kinder sollen ehrlich sein und meine Nachbarn sollen mich hochachten wegen meiner Ehrlichkeit. Und doch! Hat der Philosoph nicht recht? Sollte seine Geschichte nicht ein warnendes Beispiel für mich sein, daß es mir nicht glücken wird? Ja, warum suche ich diese Ehrlichkeit? Wer hat mir je Gutes gethan, die Ehrlichen oder die Unehrlichen, die wegen ihrer Frömmigkeit Angesehenen oder die als Diebe, Räuber und Mörder Verschrienen? Wer hat mich vor den Händen der Polizei gerettet, daß ich nicht an den Galgen kam, wer anders als Capitän Neptune, der Anführer der Thugs? Wer hat mich hier verpflegt und mir die Gesundheit wieder gegeben, wer anders, als der alte Pete, dessen Name so gefürchtet ist, als der Name der alten Brauerei selbst? Wer hat mein Weib in ihrer Noth unterstützt, wer ist ihr allein beigesprungen, daß sie nicht vor Hunger, Elend und Gram umkam, wer anders als Marie, die verachtete schwarze Marie von Mutter Mags verrufenem Keller? Und mit welchen Mitteln hat sie es gethan, auf wessen Antrieb

hat sie es gethan? Gewiß, auch diesen großmüthigen Beistand habe ich nur dem Capitän und dem alten Pete zu verdanken. Wo ist unter den Ehrlichen Einer, der gleicher Freunde, gleicher Unterstützung sich rühmen konnte? Nicht Einer ist darunter, denn wenn je etwas von den Frommen und Angesehenen unter den Christen für einen armen Verlassenen geschieht, so geschieht es als ein Almosen, als ein Gnadengeschenk gegen einen Bettler, und demüthig wie ein Hund muß dieser die huldvoll spendende Hand für die unverdiente Gabe küssen. Man wäre oft fast versucht, ein auf solche Art gegebenes Almosen dem Wohlthäter vor die Füße zu werfen! Und dennoch, trotz allem dem, willst du ehrlich werden, Nick?" fuhr er sich mit der Faust vor die Stirne schlagend laut fort. „Ja, ich will; dennoch will ich. Nicht den Menschen zu lieb will ich's, sondern ihr zu lieb und meinen Kindern zu lieb; denn sie sollen mich achten! Und ich selbst will mich achten können; und wenn es mir noch so schlecht geht, wenn ich trotz harter Arbeit und schwerer Anstrengung kaum so viel erringe, um uns nothdürftig zu ernähren, so will ich mich Abends zur Ruhe legen mit dem Bewußtsein: es war ehrlich verdient und Gott wird weiter helfen!"

„Schöne Grundsätze, das! Sehr schöne Grundsätze, Nick!" sagte plötzlich eine tiefe, ruhige, obwohl etwas spöttisch klingende Stimme neben ihm. Sie gehörte einem trotz seinem offenbar hohen Alter noch überaus kräftig aussehenden Manne an, dessen kurze, derbe, vierschrötige Gestalt gegen den klugen Kopf und die feinen Gesichtszüge etwas sonderbar abstach. Der Mann mochte dem äußern Anblick nach vielleicht sechszig Jahre zählen, in der That aber war er mehr als siebenundsiebzig alt; in früheren Zeiten kannte derselbe wohl keinen, der sich mit ihm an Kraft gemessen hätte, denn noch jetzt trotz der

hohen Jahre stand er fast athletisch da und die Füße wurzelten in den Boden, als wären sie mit demselben festgewachsen; das Haar war schneeweiß, aber bedeckte den Kopf in dichten Locken; das Merkwürdigste an ihm jedoch war sein Auge, denn obwohl die Augenlieder etwas röthlich schimmerten, wahrscheinlich in Folge des Mangels an frischer Luft seit einer langen Reihe von Jahren, so blickte dasselbe dennoch so klar und durchdringend, daß man seinen Strahl nicht lange aushalten konnte. Der Ausdruck des Gesichts war ein eben so merkwürdiger, denn wenn man ihn für gewöhnlich als einen ruhigen, fast sarkastischen bezeichnen konnte, so war er zu andern Zeiten wieder streng, fast grausam zu nennen, während er vielleicht gleich darauf, ja fast in demselben Augenblicke als gutmüthig und leutselig zu bezeichnen war. Das war der alte Pete, der Beherrscher der alten Brauerei.

„Recht hübsche Grundsätze, Nick!“ sagte der alte Pete, der unbemerkt und ungehört durch eine Nebenthüre eingetreten war. „Höre derlei Reden nicht viel in der alten Brauerei, sehr selten sogar, höchstens von Einem, bei dem's zu Ende geht. Die Leute entwickeln oft merkwürdige Anlagen zur Frömmigkeit und Tugend, wenn es Matthäi am Letzten mit ihnen ist. Kenne aber auch ganz andere Bursche, Bursche, die consequent bleiben, sogar im Sterben. Liebe die Consequenz ungemein. Ist mehr Charakter darin. Doch, Nick, ich will dich nicht beleidigen. Im Gegentheil, ich nehm' Antheil an dir. Hast auch eine Art von Consequenz. Will sehen, ob du sie durchführst. Doch, wollen auf ein anderes Kapitel übergehen. 's ist da ein Mädchen draußen, und hat die Augen voll Thränen und noch ein bedeutendes Quantum in der Reserve wie's scheint. Die Mary hat's hergebracht, die Mary von Mutter Mags Salon. Bist im Stande, das

Mädchen zu sehen, ohne in Ohnmacht zu fallen? Hast vor vier Wochen viel Blut verloren, schwache Nerven, viel Reizbarkeit, liebe die Scenen nicht!"

Noch hatte der alte Pete nicht ausgesprochen, so war es mit der Geduld Nick Myers längst vorbei. Er wußte ja, daß sein Weib draußen sein mußte! Hatte ja doch Marie dieselbe ihm zu bringen versprochen! Er riß die Thüre auf und stürzte seiner Lisy in die Arme, welche diese ihm sehnsuchtsvoll entgegenstreckte.

„Lisy! Lisy!" rief Nick. „Endlich, endlich hab' ich dich wieder!"

„Und hier, Nick," schluchzte das junge Weib an seinem Halse hängend; „hier muß ich dich treffen? Hier in diesem schrecklichen Aufenthaltsorte?"

„Wo anders denn sonst?" lachte der alte Pete mit einem grellen Tone laut auf. „Etwa in den Tombs, [1] oder in Singsing, oder am Galgen? Recht hübsche Aufenthaltsorte das, und der alten Brauerei bei weitem vorzuziehen!"

Das Weib fuhr zurück, als sie diese höhnende Stimme hörte. Sie sah sich nach dem Sprecher um, und erbebte am ganzen Leibe, als sie die kalten stechenden und doch so grimmig blickenden Augen auf sich gerichtet sah.

„O Gott, o Gott," hauchte sie in deutscher Sprache, „was ist das für eine schreckliche Welt hier!"

Die Worte waren kaum hörbar, aber doch entgingen sie dem feinen Ohr des alten Pete nicht. Sein starrer, stechender Blick verlor sich augenblicklich und sein Gesicht nahm einen fast gutmüthigen Ausdruck an. Lange schaute er auf das

[1] Tombs — über dieses Gefängniß siehe Kap. 8.

Weib nieder, als wollte er sich an alten Erinnerungen weiden. Seine Lippen zuckten, aber er sprach kein Wort.

„Lisy, Lisy," rief jetzt Nick, den Kopf seines Weibes sanft aufrichtend. „Was befällt dich plötzlich für ein Schrecken? Hat dir Marie nicht erzählt, wer uns in dieser Noth geholfen? Hat sie dir nicht erzählt, daß nur allein der alte Pete und der Capitän es waren, die dir beistanden? Hat sie dir nicht erzählt, daß ich ohne diesen Freund hier nicht mehr unter den Lebenden wäre?"

„Dieß ist der Mann?" fragte jetzt Lisy schüchtern. „Dieß ist der alte Pete, für den ich so oft in meinen Gedanken betete, weil er ein Wohlthäter von uns geworden war? O, verzeiht mir," rief sie, auf die Knie niederfallend, „verzeiht mir, wenn ich vorhin vielleicht durch ein unbedachtes Wort Euch beleidigte. Gewiß, ich wollte es nicht thun, es lag nicht in meiner Absicht, denn ich liebe ja in Euch den Retter meines Mannes."

„Unsinn, Schnickschnack, Dummheiten!" versetzte der alte Pete, es versuchend, sich in eine zornige Stimmung hinein zu bringen. „Habe ich dir nicht gesagt, Nick, daß mir nichts verhaßter sei, als eine Rührungsscene? Nichts als Unsinn! Steh' auf, Mädchen," fuhr er gegen Lisy gewandt fort, „und mach' mich nicht wild. Der Retter deines Mannes? sagtest du. Vermuthlich, weil seine Wunden geheilt sind? Hat sich was mit dieser Heilung! Kaltwasser und Hungerleiden habens gethan. Heile Alles mit Kaltwasser und Hungerleiden. Kommt kein Arzt in die alte Brauerei, so wenig als ein Geistlicher oder ein Advokat. Sollte mir Einer kommen! Wollt's ihm eintränken! Lauter Betrüger, das! Die ganze Welt ist nur Ein Betrügerstall. Nennen die alte Brauerei ein Spitzbubennest; brauchen zur Abwechslung auch den Ausdruck Diebs=

höhle. Merkwürdig schöne Ausdrücke, das! Passen aber besser auf die Cityhall, wo die Stadtdiebe sitzen, und auf den Congreßsaal, wo die Staatsdiebe hausen! Ganz Amerika ist Ein Diebsnest! Um Geld ist Alles feil, Liebe, Ehre und Leben, Frömmigkeit, Tugend und Recht! Kein Mann, kein Weib, kein Amt, kein Stand ist dem Gelde unzugänglich, nur die alte Brauerei nicht und der alte Pete! Willst immer noch ehrlich werden, Nick?"

Der alte Pete blickte immer zorniger, je weiter er sprach, und beim Schluß seiner Rede sah sein Auge so ingrimmig drein, und auf seiner Stirne hatte sich ein solcher Hohn gelagert, daß man ordentlich vor dem alten Manne erschrack. Man sah wohl, daß diese Zerfallenheit mit der ganzen Welt sein Innerstes angefressen habe! Plötzlich jedoch veränderte sich sein ganzer Gesichtsausdruck und er lauschte aufmerksam. Deutlich vernahm man vier dumpfe Schläge, deren Schall sich unter dem Boden fortzupflanzen schien.

„Aha," rief jetzt der alte Mann mit einem triumphirenden Lächeln. „Freund Monoculos [1] wird ungeduldig. Wart', alter Knabe, ich komme gleich. Oho, noch zwei Schläge? Das muß ein fremdartiger Besuch sein, daß der Einäugige dieses Zeichen gibt."

Mit diesen Worten drehte er sich rasch um und verließ mit der Eile eines Jünglings das Zimmer, Nick und seine zwei Besucherinnen sich selbst überlassend. Dabei vergaß er aber nicht, die Thüre, welche in Nicks Stube führte, von außen still und geräuschlos zu verschließen, so daß Niemand weder heraus- noch hinein konnte.

[1] Monoculos, „der Einäugige." Es ist dieses Wort halb aus dem Englischen, halb aus dem Lateinischen genommen. Die Bewohner der alten Brauerei führten Alle sogenannte „Spitznamen."

„Vorsicht ist zu allen Dingen gut," lachte der alte Mann vor sich hin. „Habe nie gerne Weibspersonen in der alten Brauerei gehabt. Sind zu neugierig und zu schwatzhaft. Kenne keine, die stillschweigen könnte, außer Eine und die hat keine Zunge. Ob die Weiber wohl im Grabe schweigen! Möcht's wahrhaftig gerne wissen! Glaub's aber kaum. Ein eigenthümlich Ding um eine Weiberzunge! Ob sie wohl giftig zum Essen sind! Muß doch einmal einen Versuch machen. Werd' einen der Buben beauftragen, mir eine gesunde Weiberzunge zu liefern."

Er huschte leise vorwärts, denn man hörte seinen Tritt nicht. Am Ende des schmalen Gangs zog er seine Blendlaterne hervor und drückte an einen Knopf im Getäfer. Eine Thüre öffnete sich und es zeigte sich eine enge Wendeltreppe, die der alte Mann rasch hinabstieg. Gleich darauf befand er sich in einem runden Gemache, welches wir am besten dadurch bezeichnen, wenn wir es das Pförtnerszimmer nennen. Die alte Brauerei hatte nämlich sieben oder acht Eingänge, von denen jeder in eine der vielen Parterrewohnungen führte, welche den ersten Stock des Gebäudes nach dem freien Platze heraus bildeten. Diese Parterrewohnungen waren dem Anscheine nach von armen Familien, oder vielmehr armen Leuten (denn der Frauen und Kinder waren es nicht viele) bewohnt und sahen nicht besser und nicht schlechter aus, als die andern Wohnungen der Five Points auch. So konnte man der Meinung werden, als ob die Brauerei nichts anderes wäre, denn ein großes „Armenfamilienhaus," und als solches figurirte sie auch in den Lagerbüchern der Stadt. Allein diese kleinen „Familienwohnungen" nahmen nur den schmalen Vordertheil des Hauses weg. Wollte man von diesem in den hintern Theil, der wohl sieben oder acht Mal so groß war, als der

vordere, gelangen, oder wollte man gar in die untern Räume kommen, welche das mächtige Gebäude fast drei Stockwerke tief unterhöhlten, so mußte man, man mochte von einer Seite herkommen, von welcher man wollte, zuerst ein rundes Gemach betreten, in welchem stets ein Pförtner wachte und nur Eingeweihten das Weitervorgehen gestattete. Nichteingeweihte konnten sogar nicht weiter kommen; denn dem Anscheine nach war das Gemach ohne einen andern Ausgang, als den, durch den man eingetreten war, und welcher nicht ins Innere, sondern auf die Straße führte. Es zog sich nämlich in diesem runden Pförtnerszimmer ein festes Getäfer rings herum, in welchem nirgends eine Fuge zu entdecken war. Nur den beiden Pförtnern, dem alten Pete und den Vertrautesten unter den Stammgästen war das Geheimniß bekannt, wie man die verborgenen Thüren öffnen könne, welche ins Hintergebäude und in die Kellerräume führten. Der Schlüssel zum ganzen Labyrinthe aber, zu allen verborgenen Thüren und verborgenen Gängen, zu allen Geheimtreppen und Geheimfallen, dieser Schlüssel war nur das Eigenthum des alten Pete, denn er lag in seinem Kopfe, in seinem Gedächtniß, in seiner Erfahrung. Man hätte Einen können Jahre lang ungehindert in der alten Brauerei herumgehen lassen, er würde doch nicht zum zehnten Theile ihrer Geheimnisse gekommen sein; nur der alte Pete kannte sie, denn er waltete hier seit fast sechszig Jahren mit unumschränkter Vollmacht und manche der Einrichtungen des gefürchteten Locales mochten ihm und seiner erfinderischen Herrschaft ihre Entstehung verdanken, denn er war mit der alten Brauerei gleichsam wie verwachsen.

Betrachten wir nun das Pförtnerszimmer mit seinen zwei Pförtnern eines Näheren. Das Gemach selbst bietet wenig Merkwürdiges, außer daß es rund ist und keine Fenster hat.

Die Wände sind von rauchigtschwarzem Holz; der Boden ist uneben und morsch; das Ameublement ist gering und wurmstichig und besteht nur aus einem Tisch und einigen alten Lehnsesseln; die Beleuchtung ist elend, denn eine von der Decke herabhängende Oellampe verbreitet mehr Dunst, als Licht, so daß die ohnehin dumpfe Atmosphäre noch qualmhafter wird und Jedem mit Erstickung droht, der nicht an die Stickluft der alten Brauerei gewöhnt ist. Bietet nun aber auch das Zimmer selbst wenig Merkwürdiges, so sind die beiden Bewohner desselben, das Pförtnerpaar nämlich, um so interessanter. Der Mann ist ein Neger, dessen früher glänzende schwarze Farbe aber, wahrscheinlich in Folge des hohen Alters, in ein schmutziges Grau übergegangen ist. Er zählt nämlich schon mehr als sechszig Jahre, und hat durch das Vertrauen, welches ihm der alte Pete schenkt, ein Anrecht auf diesen wichtigen Posten. Er füllt ihn aber auch vortrefflich aus, denn er besitzt jetzt noch in seinem hohen Alter fast eine Riesenstärke, und wehe dem, der sich den Eingang in die Brauerei erzwingen wollte, ohne die Erlaubniß des Herrn Monoculos. Diesen Namen führt er deßwegen, weil er nur Ein Auge hat, denn das Andere ist ihm ausgerissen. Auch sein Fußwerk ist nicht regelmäßig, denn der eine Fuß ist stämmig und kurz, während der andere lang und mager ist, so daß er, auf dem langen Fuße stehend, einem Riesen gleicht, während er einem verwachsenen Zwerge nicht unähnlich sieht, wenn er nur den kurzen Fuß benützt. Sein Gesicht hat viele Aehnlichkeit mit dem eines Affen und besonders wenn er Einem die Zähne weist, so ist die Aehnlichkeit eine außerordentliche. Noch auffallender, aber nicht liebenswürdiger ist seine Frau gezeichnet. Dieselbe mag ebenfalls ihre sechszig Jahre zählen, denn ihre Haare sind eisgrau; dagegen gehört sie keineswegs dem Nig=

gergeschlechte an, sondern vielmehr dem celtischen, denn sie ist von Geburt eine Irländerin. Ihr Mund geht buchstäblich von einem Ohr zum andern und ober demselben thront eine Habichtsnase von seltenem Umfang. Dieselbe drängt sich bis über die Lippen herab und ist an der Spitze rothblau gefärbt. Die Augen sind merkwürdig klein und funkeln, wie glühende Kohlen. Die Zähne mangeln gänzlich und hiedurch erscheinen die Wangen so leer, daß man zu glauben genöthigt ist, das Weib habe statt derselben zwei tiefe Löcher, welche mit einer grauen Haut überzogen seien. Die Körpergestalt ist hoch und knochig; man sieht, daß die Sehnen eine bedeutende Kraft haben. Das Merkwürdigste an derselben ist aber das, daß ihr die Zunge fehlt. Hiedurch veranlaßt sind die Kopfnerven in einer ewigen Bewegung, denn das Weib drückt nun durch sein Mienenspiel und durch Körpergesticulationen aus, was auszusprechen ihm nicht möglich ist. Der Anblick ist in der That fast grauenerregend, und Mann und Frau passen auf eine gräßliche Weise zu einander. Sie haben auch die Glieder, die ihnen fehlen, beide in einer und derselben Stunde verloren, er sein Auge, sie ihre Zunge. Es sind jetzt vielleicht dreißig Jahre her. Das würdige Ehepaar war damals schon sechs oder acht Jahre verbunden; aber jeder Tag endigte damit, daß sie sich in trunkenen Händeln über einander wälzten, wobei bald der Mann, bald die Frau die Oberhand behielt und der Sieger den Besiegten auf eine schreckliche Art mißhandelte. In einer Nacht, nach einem hartnäckigen Zweikampf, war der Mann Sieger geblieben. Beide legten sich nach beendigter Fehde anscheinend ausgesöhnt zu Bette. Wie aber der Mann schlief, erhob sich leise die Frau; sie nahm den eisernen Schürhaken des Ofens und machte ihn in dem Kochherde glühend; dann schlich sie zum schlafenden Eheherrn und stieß ihm die

glühende Spize ins Auge. Der Schmerz machte ihn fast wahnsinnig, aber er verlieh ihm auch die Kräfte eines Wahnsinnigen. Er faßte die Frau, er band sie mit Stricken fest; dann würgte er sie, bis sie die Zunge herausstreckte; diese ergriff er mit eisernem Griffe und mit der andern Hand langte er nach seinem Messer; die Frau machte verzweifelte Anstrengungen, aber die Stricke hielten fest; sie biß den Nigger in die Faust, welche die Zunge festhielt, daß das Fleisch bis an die Knochen zerrissen wurde, aber der Mann ließ nicht nach; immer weiter und weiter riß er die Zunge heraus und endlich mit einem raschen Schnitt trennte er sie vom Gaumen und warf sie dem Weib vor die Füße. Merkwürdig! Das Weib genas von der gräßlichen Wunde. An demselben Tage, da er den Verband von seinem verstümmelten Auge ablegen durfte, konnte auch sie ihr Schmerzenslager verlassen. Beide waren geheilt, er mit Einem Auge, sie statt der Zunge mit einem Stummel, der ihr nur erlaubte, unarticulirte, gräßlich tönende Laute auszustoßen, gleich einem wilden Thiere. Von nun an lebten sie in Frieden und in Eintracht, und wurden von dem alten Pete als Pförtner in der Brauerei installirt. Auch versäumte es der Letztere nicht, den beiden verunstalteten Wesen einen entsprechenden Titel beizulegen; von nun an hieß er — Monoculos, der Einäugige, und sie hieß Tonguestill, [1] die Zungenlose. In dem ganzen großen Viertel der Five Points waren sie unter keinem anderen Namen bekannt!

Das ist das würdige Pförtnerspaar, welchem die Sicherheit der alten Brauerei anvertraut wurde! — Doch, wir kehren zu unserer Geschichte zurück.

[1] Tonguestill, „Stillzunge" oder Schweigsame. Dahin gehört auch die Anspielung Pete's, daß er nur Eine Frau kenne, die zu schweigen verstehe, und das sei Eine, die keine Zunge habe.

Still und geräuschlos war der alte Pete in das Pförtnerszimmer getreten, wohin ihn die sechs dumpfen Schläge gerufen hatten; denn durch alle Böden des mächtigen Gebäudes liefen Sprachröhren, vermittelst deren man vom Pförtnerszimmer aus überallhin Signale ertheilen konnte.

„Ach, du bist's, Tonguestill," sagte Pete auf seine gewöhnliche sarkastische Weise, als er die Pförtnerin langausgestreckt in einem der Sorgensessel ruhen sah. „Ich glaubte, Monoculos habe das Zeichen gegeben. Hm! Meinte, ich könnte eure beiden Arten, an die Glocke zu schlagen, unterscheiden. Habe mich aber doch getäuscht. Natürlich! Seid ja ein zärtliches Ehepaar! Hab' immer noch gehört, daß Eheleute, die gut mit einander leben, am Ende in ihren Gewohnheiten ganz in einander aufgehen. Merkwürdige Bestätigung dieser Hypothese! Aber," fuhr er fort, seine stechenden Augen auf ein anderes weibliches Wesen richtend, das an der Eingangsthüre stand, die Klinke in der Hand, um, wie es schien, im Nothfalle so schnell als möglich die Flucht ergreifen zu können, „wen haben wir denn da vor uns? Ein Dämchen mit Hut und Schleier? Komm näher, mein süßes Kind, wirf den Schleier zurück und laß' mich dein zartes Lärvchen sehen? Bist wohl ein bischen erschrocken gewesen, mein Täubchen, als du meine Freundin Tonguestill sahest? Nicht wahr, ein entzückender Anblick? Was, du zitterst? Merkwürdig, was die ehrlichen Leute draußen für schwache Nerven haben! Bitte, meine Verehrteste, wollen Sie mir nicht den Gefallen thun, und ein wenig in Ohnmacht fallen? Nur ein ganz klein wenig. Hab's seit vielleicht sechszig Jahren nicht gesehen, und soll doch gegenwärtig sehr in der Mode sein! Wie, Tonguestill," sprach er gegen diese, welche sich ihm durch Zeichen und Gesten verständlich zu machen wußte, gewandt, weiter, „wie? das

Mädchen hier hat das Loosungswort? So wär's am Ende eine Geschäftsfreundin? Komm' einmal näher; bitte, noch näher; ich lieb' es ausnehmend, die Menschen ganz in der Nähe zu betrachten. Möcht' ein Auge haben, das Jedermann durch und durch sehen könnte. Würde hie und da merkwürdige Entdeckungen machen, denn es gibt Leute, die den ganzen Tag maskirt einhergehen."

Die Fremde gehorchte dem Befehl. Sie schlug den Schleier zurück und trat ganz nahe auf den alten Pete zu. War sie aber vorhin durch den grausigen Anblick der Tonguestill vielleicht erschreckt gewesen, so hatte sie jetzt offenbar alle Gewalt über sich wieder gewonnen, denn so starr und eisig auch die Augen des alten Pete auf ihr ruhten, so hielt sie doch den Blick aus und senkte ihre Lieder nicht.

„Ich muß Sammy, den man den Lord Douglas nennt, sprechen," sagte sie mit sanfter, ruhiger Stimme.

„Du mußt?" meinte Pete spöttisch. „Sag' lieber: „ich will." Es liegt in deinem Gesichte viel Willenskraft, mehr als für deinen künftigen Mann gut ist. Und wie nennst du dich, meine zarte Turteltaube?"

„Thut der Name etwas zur Sache?" erwiederte die Fremde. „Ich habe Euch das Loosungswort gegeben und das ist Beweis genug, daß ich ein Recht habe, hierherzukommen."

„Ah," lachte Pete, „du reisest incognito. Ganz, wie die regierenden Herren im alten Lande draußen. Aber, laß' mich einmal sehen, ob meine alten Augen ihre Kraft noch nicht verloren haben. Wollte wetten, ich errathe, wer vor mir steht. Sind ganz dieselben Augen, wie die des höchstwürdigen Direktors des Blindenasylums zu Flattbusch! Sonderbar, daß die Kinder immer den Eltern gleich sehen! Muß doch was an der Erbsünde sein!"

„Ihr habt richtig gerathen," sagte die Fremde nicht ohne in ihrem Innersten zu erschrecken. „Ich heiße Caroline Myers. Aber nun führt mich zu Sammy, denn ich habe Eile."

„Und was macht das Blindenasylum?" fuhr der alte Pete fort, ohne sich um die Eile Carolinens zu bekümmern. „Was macht meine Urenkelin Peg? Hab' schon lange nichts mehr von ihr gehört. Wird hoffentlich wohlauf sein? Weißt auch, warum ich die arme blinde Peg deinem Vater übergeben habe? Nun, weil ich ihn kenne, und weil er weiß, daß ich ihn kenne. Und er kennt auch mich, den alten Pete! So denke ich, wird die Peg gut aufgehoben sein. Meinst du nicht auch? Doch du willst deinen Bruder Nick sehen?"

„Meinen Bruder Nick?" stammelte Caroline erbleichend.

„Natürlich," meinte Pete, indem seine Augen wie stechende Dolche auf ihr ruhten, „der arme Junge wird sich herzlich freuen. Hast du ihm die Summe mitgebracht, um die er dich vor einigen Wochen gebeten? Er hat sich's ja in den Kopf gesetzt, ehrlich zu werden und fromme Vorsätze muß man auf alle Weise unterstützen. Wie viel war's doch gleich? Ich meine vier- oder fünfhundert Dollars. Hast's nicht bei dir? Thut nichts; kannst's morgen zum Grocer an der Ecke von Orangestreet senden. Werd' dafür sorgen, daß er's richtig erhält. Aber nun, nun geh, Mädchen, und werd' mir nicht noch bleicher, als du schon bist. Tonguestill, führe sie zu Lord Douglas; ich will einstweilen deinen Pförtnersdienst versehen."

Noch nie war der Caroline Myers so sonderbar zu Muthe gewesen, als an diesem Abende. Sie glaubte, gegen alle Vorfälle im menschlichen Leben gewappnet zu sein, aber dem alten Pete gegenüber drohte sie all' ihr Muth und all' ihre Selbst-

beherrschung zu verlassen. Erst als sie nicht mehr gezwungen war, in diese höhnenden Augen zu sehen, athmete sie wieder freier auf, und es war ihr ordentlich wohl, wie sie, dem grauenvollen Weibe folgend, Treppe auf- und Treppe abstieg, so viel Schrecken ihr auch vorhin der Anblick der „Zungenlosen" verursacht hatte. Frau Tonguestill schritt mit sicherem Schritte voran, und so oft sie auch die Richtung wechselte, so viele, jedem ungeübten Auge verborgene, Thüren sie auch aufstieß, so brauchte sie sich doch nicht eine Minute zu besinnen, um zu wissen, wohin sie zu gehen habe. Um so erstaunter aber war Caroline Myers; die vielen labyrinthischen Wege verwirrten sie, und als sie endlich vor einem Gemache, aus welchem ihnen ein wüster Lärm entgegenschallte, hielten, hätte sie um keinen Preis anzugeben gewußt, ob dieses Gemach ober- oder unterhalb der Erde liege. Und doch lag es in einer Tiefe, aus welcher auch das wirrste Geschrei nur wie ein dumpfer Laut an die Oberfläche gelangen könnte! Mit einem grinsenden Hohnlächeln stieß die Zungenlose die Thüre auf. Sie schien sich an dem Eindruck zu weiden, welchen die „Schrecken der alten Brauerei" auf eine dem Anschein und der Kleidung nach den höheren Ständen angehörende Dame nothwendig machen mußten.

Das Zimmer, in welches Caroline trat, war ziemlich geräumig, aber ziemlich schwach beleuchtet, denn auf einem Tische in der Mitte desselben brannte nur ein einziges schlechtes Talglicht. Ein dichter Tabacksqualm machte die Beleuchtung noch trüber. Um den Tisch herum saßen drei oder vier Bursche, eifrig mit Kartenspielen beschäftigt, und in den Zwischenpausen einer mächtigen Brändiflasche mit Begierde zusprechend.

„Banquier," rief soeben einer der Spieler, „du wirst doch in deinem Leben kein Gentleman werden. Hat man je

gehört, daß ein geschworner College den andern betrüge? Und doch hast du gerade das Schippenaß in deinem Aermel verschwinden lassen!"

„Du lügst, Philosoph," schrie der Banquier, „du hast einen verborgenen Groll auf mich, weil ich kein geborner Amerikaner bin."

„Still, Kameraden," sagte Sammy auf den Tisch schlagend, „ihr wißt, der alte Pete leidet keinen Tumult oder Skandal. Wir müssen Burgfried halten."

„Versteht sich," zischte der Banquier giftig. „Aber ich kenne mich gar nicht mehr aus; seit der Capitän Neptune dich das kalte Bad hat nehmen lassen, bist du ganz degenmäßig geworden, Sammy. Ich glaube, die Todesangst sitzt dir noch in den Gliedern."

„Willst du schweigen, Dutchman?"[1] rief Sammy aufspringend. „Erinnere mich nicht an jene Nacht, wo ihr Alle das Hasenpanier ergrifft, wie verschüchterte Schäflein! Wäre der Philosoph nicht gewesen, mir thäte jetzt kein Finger mehr weh. Den Capitän Neptune aber laß aus dem Spiele; du weißt, wir haben Waffenstillstand geschlossen bis nach den Wahlen."

„Gut, ich habe nichts dagegen," entgegnete der Banquier, „aber warum sind wir denn so unthätig? Seit vollen vier Wochen ist nichts geschehen, als was Jeder auf seine Faust verrichtete. Es ist nicht der Rede werth, was wir in dieser Zeit gemacht haben, und wenn du so fortfährst, so müssen wir

[1] Dutchman, „deutscher Lump," der gewöhnliche Schimpfname, mit welchen Amerikaner und Irländer den Deutschen begrüßen. Wenn sie mit Achtung von ihm sprechen, so brauchen sie den Ausdruck: „German."

einen Andern zum Chairman [1] erheben, denn meine Börse ist nächstens so leer, daß sie an der Schwindsucht drauf gehen wird."

Caroline hatte dem Gespräch der Kartenspieler ruhig zugehört, ohne daß sie von ihnen bemerkt worden wäre, denn die Thüren in der alten Brauerei öffneten sich alle geräuschlos. Sie benützte diese Zeit, um sich zu fassen und die frühere feste Willenskraft wieder zu gewinnen. Wohl flößte ihr die Umgebung fast Eckel ein, wohl graute ihr noch, wenn sie an den kalten, fast tödtlichen Hohn des alten Pete zurück dachte, aber sie hatte ein Ziel vor Augen und dieses mußte erreicht werden, war auch der Weg mit Dornen besäet und von Abgründen durchschnitten.

„Sammy," sagte sie rasch vortretend mit ihrer gewohnten sanften ruhigen Stimme. „Sammy, ich habe mit dir zu sprechen, mit dir allein."

Die drei Spieler sprangen auf. Die Gegenwart eines Frauenzimmers in *dieser* Kleidung und an *diesem* Orte mochte ihnen fast mehr als überraschend sein.

„Du bist's, Carlein?" rief endlich Sammy, als er sich von seinem Erstaunen erholt hatte. „Du hast es wirklich gewagt, die alte Brauerei zu betreten und der alte Pete hat dich eingelassen? Das sind zwei Ereignisse, die seit zwanzig Jahren nicht vorgekommen sind."

„Du siehst, ich bin da, Sammy," versetzte Caroline ruhig; „aber, ich habe dir schon gesagt, ich muß dich *allein* sprechen."

„Ich räume eurer Lordschaft das Feld," sagte der Philo-

[1] Chairmann, „Vorsitzender," Präsident eines Clubbs. Die Diebsgesellschaften New-Yorks sind gerade so organisirt, wie jede andere Gesellschaft.

soph, sich gegen Sammy verbeugend und den Banquier an der Hand mit sich ziehend. „Komm, Banquier, Lord Douglas gibt seiner Lady geheime Audienz. Und du, Tonguestill, hörst du nicht, daß dir der alte Pete das Zeichen gibt, wieder in die Pförtnersstube zurückzukehren? Für dießmal wird aus der Befriedigung deiner Neugierde nichts."

Einen Augenblick darauf waren Sammy und Caroline allein.

„Verschließ die Thüre, Sammy," flüsterte nun die Letztere, „denn was ich dir zu sagen habe, darf kein Dritter auch nur ahnen."

„Es ist nicht nöthig, Carlein," versetzte Sammy, „es wird uns Niemand stören. Und zu dem, die Thüren in der alten Brauerei können nur von Einem geschlossen werden! Auch gibt es mehr Eingänge hier, als du dir träumen kannst," setzte er leise hinzu, den Finger auf den Mund legend. „Aber komm, Mädchen, setze dich nahe zu mir, und flüstere mir ins Ohr. Ich kann mir wohl denken, daß du etwas Wichtiges auf dem Herzen hast, sonst wärest du nicht hierher gekommen. Hat der Alte etwas von unserer Fahrt zu Doctor Melville gemerkt?"

„Nein, Sammy," flüsterte Carlein, sich nach allen Seiten umsehend. „Aber es ist ein schrecklicher Ort hier, und der alte Pete, wie ihr ihn nennt, ist ein furchtbarer Mann," setzte sie fast schaudernd hinzu.

„Warum hast du mich denn nicht zu dir beschieden?" fragte Sammy.

„Warum?" flüsterte Caroline, sich gewaltsam fassend und ihr Auge fest auf ihn richtend. „Weil ich mich keinem Menschen anvertrauen wollte; weil keine Seele auch nur ahnen darf, was jetzt zwischen uns verhandelt wird. Leben und Tod

hängt an dem, was ich dir sage. Glaubst du, ich fürchte mich? Nein, so schaudererregend der Ort auch ist, so paßt er doch zu dem, was meine Zunge nun aussprechen muß. Weißt du, daß ich das Haus in der Amitystreet verlassen soll? Ja," fuhr sie mit zusammengekniffenen Zähnen fort, „mit Schimpf und Schande soll ich das Haus verlassen. Marc Price hat seinem Oheim Mittheilungen machen lassen, die diesen veranlaßten, mir eine Frist von drei Tagen zu geben, während deren ich mein Bündel schnüren soll. Ha! Mein Bündel schnüren! Wie eine irische Dienstmagd entlassen!"

„Dann rauben wir vorher das Haus aus, so lange die Schlüssel dazu noch in deinen Händen sind," rief Sammy. „Sie sollen ihre Unverschämtheit büßen."

„Meinst du, damit wäre mir Genüge geschehen?" flüsterte Caroline weiter, verächtlich mit den Achseln zuckend. „Wenn ich ihn bestehlen, mir seine fahrende Habe, sein Baargeld und seine Juwelen aneignen wollte, so hätte ich längst Gelegenheit dazu gehabt und bessere, als jetzt. Nein, bestehlen will ich ihn nicht, aber erben will ich ihn; seine ganze Habe, all' sein liegendes Eigenthum soll mein sein; als Wittwe des reichen John Price will ich in den ersten Familien New-Yorks Zutritt erhalten; als ihres gleichen sollen sie mich behandeln; eine reiche, vornehme Frau will ich werden, und dann, wenn ich Alles dieß erhalten habe, dann will ich mir einen Gemahl nach meiner Wahl nehmen, und wer dieß ist, das weißt du schon, Lord Douglas."

„Aber, wie willst du dieß möglich machen?" fragte Sammy, dessen Augen leuchteten.

„Erräthst du es nicht?" hauchte sie, sich an ihn schmiegend. „Was ihr Männer doch kurzsichtige, planlose Wesen seid! Ein Wort, ein einziges Wort wird dich aufklären.

Aber, Sammy, wenn ich dir nun das Wort ins Ohr flüstere, wirst du nicht zurückbeben? Wird deine Seele stark genug sein, es mit kaltem Blute durchzuführen? Du hast schon manche dunkle, ja blutige That begangen, aber du begiengst sie in der Leidenschaft, in der Aufregung. Die That, die ich von dir verlange, die muß mit Ueberlegung, mit Ruhe, ganz kalt und wohlbedacht begangen werden, denn sonst führt sie nicht zum Ziele. Willst du nun das Wort hören?"

„Und wenn's mich zur Stunde das Leben kostete," rief Sammy feurig; „für deinen Besitz wag' ich Alles. Schwöre mir, daß du mein Weib vor der Welt werden willst, wenn du das Erbe eingethan hast, und ich begehe einen Mord für dich!"

Caroline sah ihm fest ins Gesicht, als er so sprach. „Du hast das Wort genannt, Sammy," sagte sie langsam und feierlich; „du sollst thun, was du so eben sagtest."

Eine lange Pause trat ein. Sammy sah vor sich nieder, und Caroline wartete seines Entschlusses. Endlich erhob er sein Antlitz und ein fester Entschluß sprach sich in demselben aus.

„Hier hast du meine Hand, Carlein," sagte er leise aber bestimmt. „Ich begehe einen Mord für dich, einen kalten, überlegten, wohldurchdachten Mord. Jetzt ist mir dein ganzer Plan klar. Wenn der alte John Price die Augen geschlossen hat, so trittst du als seine Wittwe auf und die Zeugenschaft, daß du mit ihm getraut worden bist, wird nicht zu widerlegen sein. Und John Price muß die Augen schließen, so lange du noch im Hause bist, denn sonst würde kein Mensch glauben, daß du heimlich mit ihm vermählt gewesen seiest, wenn er dich wie eine Magd fortgejagt hätte. Es handelt sich also nur darum,

den alten Mann schnell aus dem Wege zu schaffen und zwar auf eine Art, daß kein Verdacht auf dich fällt."

„Du bist klug, Sammy," flüsterte nun wieder Caroline, „klüger, als hundert Andere. Sieh', hier habe ich Gift, ein schnell wirkendes, fast keine Spuren zurücklassendes Gift. Ich wollt' ihm zuerst dieses geben. Allein ich habe mich anders besonnen. Man würde Verdacht auf mich schöpfen, auch wenn man keine Spuren des Giftes fände. Nein, eine offene That ist das Beste. Nichts Kunstreiches, nichts Verwickeltes, eine einfache, offene That, aber auf eine solche Art begangen, daß der Verdacht auf einen Dritten fällt. Und weißt du, auf wen der Vedacht fallen soll? Auf Marc Price, den Neffen des alten Herrn, und vielleicht auf noch Einen. Marc Price muß die That begangen haben, und zwar aus keinem andern Grunde, als aus Rache, weil er erfuhr, daß sein Oheim im Stillen hinter seinem Rücken mich zu seiner Frau erhoben hat. Der Andere aber half ihm, von seinem Gelde bestochen. Die Beiden soll das Gericht fassen und ich werde schon Sorge tragen, daß die Richter nicht zu ihren Gunsten gestimmt werden. Sie sollen mich nicht unfreigebig finden. Ha! Wie glücklich traf es sich, daß der Narr von einem Menschen aus Zartgefühl oder vielmehr aus Verachtung gegen mich sich auf drei Tage von Hause entfernt hat und erst wieder bei seinem Oheim eintreffen will, wenn ich die Wohnung verlassen habe! Ja, er soll die Wohnung verlassen finden, aber nicht von mir, sondern von dem, der sie bisher als Eigenthum inne hatte. Ich, ich werde sie nicht verlassen, denn ehe drei Tage um sind, werde ich sie als mein Eigenthum in Anspruch nehmen!"

Sie war aufgesprungen vor Aufregung und ging mit langen Schritten im Zimmer auf und nieder. Bald jedoch

faßte sie sich. Sie preßte die Hand gegen die pochende Brust, als wollte sie sie mit Gewalt beruhigen, dann setzte sie sich wieder neben Sammy nieder und sprach lange und angelegentlich mit ihm. Aber so leise war ihr Flüsterton, daß sie sich selbst kaum hörte. Sie fürchtete sich vor ihrem eigenen Laute!

„Gut, Carlein,“ sagte Sammy, als sie ihm ihren Plan bis auf die geringste Kleinigkeit mitgetheilt hatte. „Es ist Alles fein und klug ausgedacht, und meine Hand soll nicht zittern, wenn ich die That vollbringe. Aber bestimme eine andere Nacht zur Ausführung. Die Freitagnacht ist nicht gut dazu; der Freitag ist ein Fasttag.“

„Und nach solchem Aberglauben frägst du etwas?“ frug Carlein, ihr Auge voll Erstaunen auf ihn richtend.

„Ich sag' dir, bestimme eine andere Nacht,“ versetzte Sammy hartnäckig. „Die Freitagnacht ist eine Unglücksnacht, wenn man sie mißbraucht.“

„Nun gut, Sammy,“ erwiederte Carlein begütigend. „So nehmen wir die Samstagsnacht. Es ist sogar besser, wenn ich's recht überdenke, die letzte Nacht zu wählen, welche ich in dem Hause zuzubringen habe. Somit ist Alles fest bestimmt und beschlossen.“

Sie gaben sich die Hand und besiegelten damit ihren Bund.

„Noch eins, Sammy,“ sagte sie, sich zum Gehen anschickend. „Mein Bruder Nik ist hier in der Brauerei, wie ich gehört habe. Ich hab' dem alten Pete versprechen müssen, ihm Geld zu geben, daß er damit in den Westen ziehen kann. Mir liegt daran, daß er aus dem Wege ist. Ich werde aber das Geld nicht senden, sondern ich will es ihm selbst in die Hand geben, um zugleich dafür zu sorgen, daß ihn der übermorgende Tag nicht mehr in der Stadt sieht. Und da er

erfahren wird, daß ich hier gewesen bin, so sag' ihm, ich sei seinetwegen da gewesen, ganz allein seinetwegen, um ihm die Mittel zu seinem Fortkommen zu verschaffen. So wird ihm mein Besuch in der Brauerei nicht auffallen. Aber vergiß nicht, ihn zu bitten, mich gleich morgen zu besuchen, damit er übermorgen abreisen kann; ich hab' ihm noch Vieles zu sagen. Vergiß es nicht, er soll mich morgen ganz sicher besuchen, denn ich habe ihm viele Aufträge zu geben," wiederholte sie nochmals dringend. „Aber nun begleite mich. Ich kann den Weg allein nicht finden und es wäre mir lieb, wenn ich einem Zwiegespräch mit dem alten Pete ausweichen könnte."

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so ertönte ein lautes höhnisches Lachen, und der alte Pete stand im Zimmer hart vor ihnen, ohne daß man eine Thüre sich hatte öffnen hören.

„Liebst den alten Pete nicht?" sagte er, seinen kalten höhnischen Blick durchbohrend auf sie richtend. „Aber ich lieb' dich. Lieb' dich ausnehmend. Wirst eine Zierde der Gesellschaft werden! Der ehrlichen, hochachtbaren Gesellschaft draußen, nicht der schlechten, verdorbenen hier in der alten Brauerei! Wäre begierig, dein Herz zu sehen; muß viel Aehnlichkeit mit dem eines Pantherthiers haben! Sehr interessantes Herz, das! Führ' sie fort, Sammy, und sei achtsam, daß sie keinen Schaden nimmt. Solch ein Wesen findet man nicht alle Tage auf der Straße."

Er warf sich in einen Stuhl und lachte laut und grimmig. Sammy aber zog das zitternde Mädchen mit sich fort.

„Er hat Alles gehört und Alles ist verloren," flüsterte Carlein, zum Tode erschrocken.

„Er **kann** nicht Alles gehört haben," erwiederte Sammy eben so leise, „obgleich jede Wand in der alten Brauerei

Ohren hat; aber wir flüsterten zu leise, als daß er unser Geheimniß erlauscht haben könnte. Ueberdieß, wenn er auch Alles wüßte, so dürfte es dich nicht kümmern. Er kennt fast alle Geheimnisse der Stadt, aber keines kommt je über seine Lippen. Sein Haß gegen die Menschheit ist zu groß, als daß er es je versuchen würde, Etwas, was die Welt Verbrechen nennt, zu verhindern. Ja, wenn die ganze Einwohnerschaft dieser großen Stadt sich zerfleischend und vernichtend bekämpfte, und wenn ein Wort von ihm es verhindern könnte, er würde dieses Wort nicht aussprechen."

Mit raschen Schritten eilten sie aus der Brauerei und tiefauf seufzte Carlein, als sie dieselbe verlassen hatten. Es war ihr, als ob eine Centnerlast von ihrem Herzen gefallen wäre.

„Ich habe noch nie einen Mann gefürchtet," gestand sie sich leise. „Aber diesen Pete fürchte ich."

2.

To let! Zu vermiethen!

In dem kleinen Zimmerchen in der Walkerstreet nahe der Churchstreet saß Frau Bodin mit ihrem Töchterlein in eifriger Arbeit begriffen. Das Zimmerchen war immer noch dasselbe, eben so klein, eben so arm, eben so reinlich, eben so sauber, wie wir es früher schon gesehen haben; aber mit den Personen darinnen schien eine nicht geringe Veränderung vorgegangen zu sein. Die Mutter, welche früher so blaß und abgehärmt ausgesehen hatte, nahm sich jetzt zwar nicht blühend, aber frisch und gesund aus. Ihr Auge, sonst so trübe und niedergeschlagen, blickte hell, ja fast munter auf ihre Arbeit nieder. Noch auffallender erschien die Veränderung, die mit Rosa vorgegangen war, denn das junge Mädchen hatte sich in dem Zeitraum von wenigen Wochen, seit wir sie zum ersten Male gesehen, aus einem Kinde in eine Jungfrau verwandelt. Ein sanftes Lächeln spielte um ihren Mund, als ob sie in süßer Erinnerung schwelgte; ihr Auge blickte sinnig, fast schwärmerisch; ihre Figur erschien voller, runder, weiblicher;

es war, als ob die Rosenknospe sich erschließen wollte. Beide Frauen nähten emsig. Von Zeit zu Zeit konnte sich es aber die Jüngere nicht versagen, einen freundlichen Blick auf die Aeltere zu werfen, gleichsam um sich zur weiteren Arbeit zu stärken.

„Mutter,“ sagte jetzt Rosa, „du siehst heute wohler und gesunder aus, als seit vielen Jahren. Gieb Acht, wenn's so fortgeht, so blühst du in ein paar Monaten, wie eine Rose.“

„Oder wie meine kleine Rosa hier,“ lächelte die Mutter. „Aber in der That, ich fühle mich besser und gesunder, denn je. Wir können Gott für seine große Güte nie genug danken.“

„Und ihm, den Gott zu unserer Hülfe gesandt hat,“ setzte Rosa eifrig hinzu. „O Mutter, was wäre aus uns geworden, wenn Er nicht gewesen wäre! Wie glücklich, wie froh bin ich, hier neben dir sitzen zu können und mit frischem Muthe in die Zukunft zu sehen! Tausendmal habe ich mir dieß als das höchste Ziel vorgesteckt, das ich zu erreichen für fast unmöglich hielt, und nun haben uns wenige Wochen so weit gebracht. Gott segne die Stunde, wo ich ihn zum ersten Male sah!“

„Du hast Recht, Rosa,“ meinte die Mutter nach einer kleinen Pause, einen Blick voll Zärtlichkeit und doch auch voll Bekümmerniß auf ihre Tochter richtend, „auch ich sage, Gott segne die Stunde, wo wir Ihn zum ersten Male sahen! Aber, mein Kind, glaubst du nicht, daß deine Gedanken zu viel mit ihm beschäftigt sind? Stellst du ihn, das Werkzeug Gottes, nicht fast höher, als Den, welcher ihn zu unserem Erretter aus der Noth bestellte? Ist es nicht Abgötterei, wenn du Ihn und nur Ihn zum Gegenstand deines Gebets und deiner Andacht machst?“

„Mutter,“ rief das Mädchen aufspringend und ihre glühen-

den Wangen an der Brust ihrer einzigen Freundin verbergend. „Mutter, schilt mich nicht, denn ich kann nicht anders. Ich werde von einer höheren Macht getrieben, die mich zwingt, immer und immer an ihn zu denken und für ihn zu beten. Gewiß kann es nicht Sünde sein, solches zu thun, sonst hätte Gott dieses Gefühl nicht in mich gelegt."

Beide Frauen hielten sich fest umschlungen. Sie vergaßen die ganze Welt außer sich in dieser seligen Umarmung; darum hörten sie auch nicht, wie sich leise die Thüre öffnete und eine kleine Gesellschaft über die Schwelle derselben schritt, um stillschweigend Zeuge dieses heiligen Auftrittes zu sein. Ein Geräusch hinter der Wand, wahrscheinlich in einer der anstoßenden kleinen Wohnungen, brachte Frau Bodin zu sich selbst; sie sah sich um und wie erstaunte sie, ihr kleines Stübchen ganz voll von Besuchern zu sehen! Diese waren keine andern, als Frau Cooper mit ihrer Tochter nebst Alfred und seinem Freunde Marc.

„Wir müssen uns schämen," sagte Frau Bodin, auf's Tiefste verwirrt.

„Im Gegentheil," erwiederte Frau Cooper lächelnd. „Ich freue mich herzlich, Alles das bestätigt zu finden, was mir unser Freund Marc von seinen Schutzbefohlenen gesagt hat. Und das ist also die kleine Rosa, von der wir uns schon so oft unterhalten haben? Sie ist doch nicht so sehr Kind, Marc, als ich mir sie nach Ihrer Beschreibung gedacht hätte."

Rosa stand wie mit Gluth übergossen. Sie hielt die Arme über der Brust gekreuzt und senkte ihren Blick demüthig zur Erde. Um keine Welt hätte sie in diesem Augenblicke aufzusehen vermocht.

„Ei, Mutter," versetzte Edith gutmüthig, „du bringst das gute Mädchen ganz in Verlegenheit. Komm, Rosa, zeige mir,

wie weit du mit der Arbeit gediehen bist, welche wir dir aufgegeben haben. Wie? Schon beinahe fertig? Und wie fein und zierlich Alles gearbeitet ist! Marc, Sie sagten uns doch, Rosa sei noch eine kleine Anfängerin und wir müßten ihr einiges zu Gute halten; aber hier ist Alles so gut gelungen, daß wir es nirgends schöner hätten bekommen können."

„Wir haben uns Mühe gegeben," erwiederte Frau Bodin, „und wir werden stolz darauf sein, wenn wir Ihre Zufriedenheit erringen. Herr Marc Price soll sein gutes Wort, das er bei Ihnen für uns sprach, nicht für Unwürdige oder Undankbare verschwendet haben."

„Stille, stille, Frau Bodin," rief Marc fröhlich, „sonst machen Sie mich am Ende noch hochmüthig. Aber wissen Sie auch, daß Herr Brady mir versprochen hat, in Ihrer Sache Nachforschungen anzustellen? Und Herr Brady ist ein so vollkommener Rechtsverständiger und zugleich ein so durch und durch ehrlicher Mann, daß er sich einer Sache gar nicht annimmt, die er zum Voraus für verloren betrachtet! Also hat er in Ihrer Angelegenheit wenigstens Hoffnung und das will schon viel heißen. Nur Muth, Frau Bodin, es wird noch Alles gut werden. Wahrheit, Rechtlichkeit und Tugend werden immer zuletzt obsiegen."

„Das ist auch mein Glaube," erwiederte die Frau sanft, und eine Thräne schimmerte in ihrem Auge. „Mag Gott es mit uns vorhaben, wie es ihm gut dünkt; wir haben nur Ursache, dankbar zu sein, denn seit Sie sich unserer angenommen haben, ist Gesundheit, Arbeit und Segen unter diesem Dache eingekehrt, und wir haben damit ein höheres Ziel erreicht, als wir je in diesem Lande zu erhalten erwarten konnten."

„Aber, Rosa, mein liebes Kind," meinte nun Frau

Cooper, „du hast ja bis jetzt kein Wort gesprochen. Bist du immer so schweigsam oder hat das Unerwartete unseres Besuchs dich eingeschüchtert? Und doch müssen wir uns näher kennen lernen! Was meinst du? Ich denke, ihr solltet mit der Arbeit bis Morgen früh fertig werden, wie wäre es, wenn du mir sie selbst überbrächtest? Nimm deine Mutter mit dir; ein Tag in unserer gesunden Landluft zugebracht, wird euch Beiden gut thun. Nun, willst du kommen?"

„Gewiß werde ich kommen, wenn Sie es befehlen," erwiederte Rosa demüthig. „Vielleicht beehren Sie uns mit einem neuen Auftrag, den wir eben so schnell und pünktlich ausführen werden, als den ersten."

„Wohl möglich," lächelte Frau Cooper, Marc mit den Augen zuwinkend. „Aber nun kommt, Kinder, wir wollen Frau Bodin und ihre Tochter nicht länger vom Geschäfte abhalten. Wir haben nun schon gesehen, wie es bei ihnen aussieht; denn ehrlich gestanden, Frau Bodin, ich kam nur hierher, um mich durch eigene Anschauung zu überzeugen, ob mein junger Freund Marc sich nicht durch die Augen der Jugend hat täuschen lassen. Aber ich sehe, er hat klar und richtig geurtheilt. Geht voraus, Edith und Alfred, und Sie, Marc, geben Sie mir Ihre Hand, denn ich bin solche halsbrecherischen Stiegen noch nicht gewöhnt."

Sie kamen aber alle glücklich auf die Straße, und nicht wenig freute sich Marc, als ihm seine mütterliche Freundin ohne Rückhalt erklärte, wie wohl ihr die fremde Frau mit ihrer Tochter gefallen habe.

„Man darf ein Weib nur in ihrem Hauswesen betrachten," sagte sie, „so weiß man gleich, was an ihr ist. Mein Entschluß steht daher fest; die Frau Bodin und ihre Tochter bekommen das kleine Hinterhaus zur Wohnung. Es sind nur

zwei Zimmer, aber es ist doch drei Mal so viel Platz da, als sie bisher hatten, und es wäre eine wahrhafte Sünde, das junge Mädchen in dieser schrecklichen Umgebung zu lassen, in der sie gegenwärtig leben. Ueberdieß werden sie uns nützlich sein; wir werden ihnen keine Wohlthat erweisen, sondern sie werden für uns arbeiten. Es gibt ja so viel zu thun, wenn man eine Aussteuer herzurichten hat. Was die Beiden morgen für ein Gesicht machen werden, wenn ich ihnen das freundliche Häuschen inmitten von Blumenbeeten als ihren künftigen Wohnsitz anweise! Ich freue mich schon jetzt auf ihre Freude. Wie sind wir doch von Gott besonders begünstigt, daß er uns in eine Lage gebracht hat, wo wir Andern Gutes thun und Bedürftigen Wohlthaten erweisen können! Wie viel Hunderte von unsern Nebenmenschen sind in derselben Lage, wie wir, ja vielleicht noch höher und besser gestellt, und wissen doch nichts von dem unendlichen Vergnügen, den das Freudemachen bereitet! Und vollends, wenn die Wohlthat auf einen guten Boden fällt, wenn die, welchen wir Freude bereiten, einschlagen und sich unserer Fürsorge werth erzeigen, welche Lust, welch' inneres Glück empfindet man da! Ach, ich bin immer noch ein wahres Kind, denn ich freue mich auf Morgen wie ein Mädchen von vierzehn Jahren."

So sprach die gute Frau Cooper und wie sie sprach, so dachte sie. Sie gehörte noch der alten Schule der Amerikaner an und der verderbte Geist des jetzigen Amerikanerthums hatte keinen Einfluß auf sie auszuüben vermocht. Wie schmerzt es uns daher, den Leser aus dieser reinen Atmosphäre gleich wieder in den Dunstkreis des Lasters und der Verderbniß versetzen zu müssen; aber unsere Pflicht ist es, die Wirklichkeit zu schildern, die Wirklichkeit auch in ihrer scheußlichsten Gestalt!

Wir kehren also in das halbzerfallene Haus in der

Walkerstreet zurück, aber wir treten dießmal nicht bei der Frau Bodin und ihrer Tochter ein, welche im vollen Glück über den so eben gehabten Besuch aufs eifrigste ihrer Arbeit obliegen, sondern das Zimmer hart neben dem ihrigen ist es, das wir zu besuchen genöthigt sind. Das Zimmer selbst bietet übrigens nichts Merkwürdiges dar, außer daß es äußerst klein und fast erbärmlich zu nennen ist. Außer einem Tisch und ein paar Stühlen befindet sich gar kein Ameublement darin. Der Besitzer dieses Gemachs hat sich, wie es scheint, noch nicht häuslich eingerichtet. Und doch hat er es schon seit einigen Tagen inne und den Miethzins, wie in New-York gebräuchlich, auf einen Monat im Voraus bezahlt. Aber er benützt es allem Anscheine nach nur zu einem gelegentlichen Absteigequartier, denn obwohl er nun seit zwei Tagen viele Stunden daselbst zugebracht hat, so war doch sein Zweck offenbar nicht der, hier zu wohnen, sondern der, hier zu beobachten. Und was waren es für Beobachtungen, die er da machte? Die Läden hatte er sorgfältig geschlossen, daß Niemand hereinschauen konnte. Trotzdem brannte kein Licht, sondern er saß ganz im Dunkeln. Dagegen hielt er sein Ohr fest an die Wand, welche sein Zimmer von dem der Frau Bodin und ihrer Tochter schied. Er wollte offenbar hören, was in letzterem Zimmer gesprochen wurde. Er wollte aber nicht blos hören, sondern auch sehen! Zu diesem Behufe hatte er sich platt auf den Boden gelegt und mit einem Bohrer sachte und leise ein Loch durch die dünne Wand eröffnet. Ja nicht blos Ein Loch hatte er gebohrt, sondern mehrere in gerader wie in schiefer Richtung, so daß er, obgleich die Löcher so fein waren, daß man kaum mit einer Stricknadel hindurchgreifen konnte, dennoch Alles übersah, was im anderen Zimmer vorging. Bei ihm war es

ja dunkel, und drüben hell! Mit dieser Arbeit war er in wenigen Minuten bei stiller Nachtzeit fertig geworden und die Bewohnerinnen neben ihm hatten nicht das Geringste gemerkt, denn sie schliefen den Schlaf der Unschuldigen. Die Löcher selbst aber konnten sie den andern Tag nicht sehen, denn es waren ja nur Punkte, Punkte auf einer Wand, die ohnehin wurmstichig war! Bis jetzt hatte der heimliche Lauscher nur wenig erspäht und eben so wenig gehört, was ihm zur Förderung seiner geheimen Zwecke dienen konnte; aber heute, an dem Morgen, da Frau Cooper mit ihrer Tochter und den beiden jungen Männern den Bodins einen Besuch abstattete, heute hatte er erfahren, was er zu erfahren wünschte! Kein Laut von dem, was gesprochen worden war, war ihm entgangen! Jede der anwesenden Personen hatte er sich genau gemerkt! Er hatte ihre Gesichtszüge, ihren Charakter studirt; er hatte sich aus ihren Worten eine ganze Historie zusammengemacht und war nun mit den Verhältnissen der Familie Bodin so genau bekannt, als ob er seit Jahren ihr Vertrauter gewesen wäre! Und — wer ist dieser geheime Lauscher? Kein anderer, als der, den wir unter dem Namen Professor Reynier kennen gelernt haben. Sein scharfer Blick bedurfte nur einer Andeutung, um sogleich der ganzen Wahrheit auf die Spur zu kommen.

„Das Mädchen von hier fort und in das geheime Boudoir zu schaffen, wird mir nicht schwer werden," calculirte er für sich hin. „Sie ist unschuldig, also leichtgläubig und vertrauensvoll. Aber die Mutter darf dann nicht hier bleiben, sonst würde ich zu viel aufs Spiel setzen. Nicht daß ich ihretwegen bange zu sein brauchte! Es ist eine Ausländerin und eine arme Ausländerin; damit ist genug gesagt. Aber dieser junge Mann, der Marc, wie sie ihn nannten, will mir nicht gefal-

len. Das Mädchen schwärmt für ihn und er liebt sie im Stillen, vielleicht ohne daß er es selbst weiß. Wenn ich nun das Mädchen allein entführte und die Mutter ihm kund thun würde, daß die Tochter unter diesem oder jenem Vorwand auf die Seite gebracht worden sei, so würde er Himmel und Erde in Bewegung setzen, um sie wieder zu gewinnen. Und Allem nach ist er reich und ein Eingeborner! Das geht also nicht. Im Gegentheil, die Mutter muß unter allen Umständen verhindert werden, ihm Bericht zu erstatten; sie muß also ebenfalls, wie die Tochter, verschwinden, und es muß ihm ganz unmöglich gemacht werden, zu erfahren, wohin Mutter und Tochter gerathen sind. Und nicht blos das; er muß zu der Ueberzeugung kommen, daß sie freiwillig fort sind, freiwillig, ohne ihm ihren neuen Aufenthalt anvertraut zu haben! Vielleicht faßt er dann Verdacht gegen ihren Charakter, und wenn er dieß thut, so läßt er alle Nachforschungen unter Wegen. Aber wie bring ich die Mutter fort?" calculirte er weiter. „Laß' einmal sehen. Ja so geht's und damit ist zugleich der Ort gegeben, wohin ich sie bringen lasse."

Er erhob sich von seiner gebückten Stellung und ging ein paar Male leise in seinem Stübchen auf und ab, wie um noch einmal zu überlegen, um seinen ganzen Plan nochmals zu überdenken. Dann verließ er sein Zimmer, den Hut in der Hand, und klopfte sachte an die Thüre seiner Nachbarinnen.

„Herein!" sagte Frau Bodin.

Mit einer tiefen Verbeugung trat der kleine, magere Mann ein. Es war noch dasselbe braungelbe Gesicht mit den marmornen Zügen, das wir im ersten Band dieser Geschichte schon geschildert haben; aber die stechenden Augen sind andere geworden, denn sie sahen jetzt so demüthig und schüchtern drein,

als ob der Inhaber derselben in gar bescheidenen und gedrückten Verhältnissen lebte.

„Verzeihen Sie, meine Damen," sprach der Eintretende im reinsten Französisch, „verzeihen Sie, wenn ich Ihnen aufdringlich erscheinen sollte. Ich bin erst vor wenigen Tagen in das anstoßende Wohnzimmer gezogen und habe durch Zufall erfahren, meine Nachbarinnen seien Landsmänninen. Sie glauben nicht, welche Wonne mein Herz durchbebte, als ich dieß Wort hörte. Landsmänninen in diesem grausamen fremden Lande! Landsmänninen, die mit mir auf demselben Boden wohnen! Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mich Ihnen persönlich vorzustellen, auch auf die Gefahr hin, von Ihnen als ein Zudringlicher betrachtet zu werden."

Er sprach dieß so sanft und bescheiden, daß Frau Bodin unwillkührlich davon ergriffen wurde. Auf Rosa jedoch machte der Ton dieser Stimme einen umgekehrten Eindruck. Es war ihr, als ob Etwas darunter lauere! Und dieses Etwas flößte ihr Schrecken ein! Sie konnte sich aber keine Rechenschaft darüber geben, und so schwieg sie stille, nicht jedoch, ohne ihren Blick lange auf dem neuen Landsmann haften zu lassen.

„Das Glück begünstigt uns heute," erwiederte Frau Bodin freundlich. „Zuerst haben wir großmüthige Beschützer gefunden und jetzt höre ich gar noch die lieblichen Klänge meiner Heimathsprache, die ich so lange entbehren mußte. Doch Sie vergessen uns den Namen dessen zu nennen, der uns so zuvorkommend mit seiner Gegenwart beehrt."

„Ach, ich bin nur ein wenig gekannter Sprachlehrer," versetzte der Besuchende wie in Verlegenheit. „Mein Name ist Reynier (er sprach aber hier den Namen auf französische, nicht auf englische Art aus) und ich ernähre mich kümmerlich mit Unterricht im Französischen und Italienischen. „Emigran-

tenbrod ist ein hartes Brod." Sie kennen ja das Sprüchwort. Aber, was sehe ich, meine Damen? Sie sind solche Künstlerinnen? Solch' herrliche Stickarbeit geht aus Ihren Händen hervor? Ah, obwohl ich mein Brod hier mit saurem Schweiß verdiene, so verstehe ich mich doch auf derlei Kunstarbeiten. Ich muß Sie wirklich bewundern, meine schönen Landsmänninen. Und bei solchem Talente, bei solchen Gaben wohnen Sie hier in der Walkerstreet? Sie, die Sie das erste Atelier im Broadway einnehmen könnten?"

„Ist nicht dieses Haus auch Ihre Wohnung?" meinte Rosa, unangenehm berührt.

„Meine Wohnung?" erwiederte der Professor mit Demuth. „Was hat ein armer gebrechlicher Sprachlehrer für Ansprüche zu machen? Er muß froh sein, wenn er nur sein Leben durchbringt. Aber Sie mit Ihrem Talente und zugleich mit Ihrer Anmuth! Ich besitze einige wenige Bekanntschaften und habe die Ehre im Hause der Frau Gräfin Belgiojoso Unterricht zu ertheilen. Die hohe Dame ist auch eine Landsmännin von uns. Ach wüßte sie von Ihnen! Keine Minute dürften Sie länger hier wohnen. Schon lange sucht sie ein junges gebildetes Fräulein, das in ihrem Hause die Stelle einer ersten Gesellschafterin einnähme, und zugleich die Nähterinnen und Putzmacherinnen beaufsichtige, welche für die Niecen der Frau Gräfin fast das ganze Jahr hindurch zu arbeiten haben. Welch' herrliche Stellung wäre dieß für das junge Fräulein hier! Ach und jetzt fällt mir eben ein; ich habe ja diesen Vormittag noch den jungen Gräfinnen eine Lection im Englischen zu ertheilen. Da erlauben Sie mir wohl, der Frau Gräfin ein Wort von Fräulein Rosa zu sagen? Vielleicht hat die reiche Dame auch eine Stelle für die Mutter Rosas zu vergeben. Lassen Sie mich nur machen. Das soll heute noch ins Reine

kommen. Damen, wie Sie, sollen nicht elendiglich in der Walkerstreet verkümmern."

„Wir sind zufrieden mit unserer Lage," erwiederte Rosa, „und ich möchte sie unter keiner Bedingung mit einer andern vertauschen, wo ich mich von meiner Mutter trennen müßte. Sagen Sie also der Frau Gräfin lieber nichts von uns."

„Nicht doch, Rosa," versetzte die Mutter zurechtweisend. „Wir dürfen nicht hochmüthig werden, weil das Schicksal uns in den letzten Tagen so sichtbarlich begünstigt hat. Auch ich möchte mich unter keiner Bedingung von dir trennen, mein Kind, wenn es sich irgend mit deinem Glücke verträgt; aber die vornehme Dame, von der unser Landsmann spricht, schenkt uns vielleicht die Gunst ihres Zutrauens, und beehrt uns mit Aufträgen, die wir in unserer Wohnung ausführen können. Und es ist gleich ein ganz anderes Gefühl, für eine Landsmännin zu arbeiten, als für Fremde."

„Mutter!" sagte Rosa vorwurfsvoll.

„Ich weiß, mein Kind," erwiederte diese, „ich weiß, ich thue Unrecht. Denn nie war Jemand gütiger gegen uns, als Herr Marc und die edle Frau Cooper. Aber ich kann meinem Gefühle nicht wehren und das sagt mir, daß Alles, was von Landsleuten kommt, vom Herzen kommt und aus Liebe gethan wird. Von den Einheimischen hier werden wir doch immer als Ausländer behandelt."

Rosa schüttelte blos mit dem Kopfe, erwiederte jedoch keine Silbe. Der Sprachlehrer wußte aber diese augenblickliche Mißstimmung klug zu benützen.

„Ach, mein liebes junges Fräulein," meinte er mit einschmeichelnder Stimme, „würden Sie die schöne, edle Gräfin kennen, in deren Haus ich aus- und einzugehen gewürdigt bin, Sie würden gerade so urtheilen, wie Ihre Frau Mutter. Die

Gräfin ist die Güte, die Liebe selbst, und der beste Beweis dafür ist die Art und Weise der Behandlung, die sie mir, dem armen Sprachlehrer, angedeihen läßt. Nie läßt sie mich meine niedrige Lage empfinden, nie zeigt sich ihre Wohlthätigkeit gegen mich als Herablassung, nie fühle ich mich durch ihre Güte gedemüthigt. Sie behandelt mich als Landsmann, als auf gleicher Stufe mit ihr stehend, oder wenigstens als gleich Berechtigten. Und das ist's, was Ihre Frau Mutter sagen wollte. Aber ich vergesse mich ganz; das Glück, Landsmänninen getroffen zu haben, läßt mich gar nicht an meine Lection denken. Erlauben Sie jetzt, daß ich mich entferne. Erlauben Sie aber auch, daß ich der edlen Gräfin von ihnen erzähle. Zwar gibt sie durchaus keine Arbeiten außer dem Hause, weil sie es vorzieht, wenn Alles unter ihren eigenen Augen geschieht; aber vielleicht kann Fräulein Rosa wenigstens einen oder zwei Tage in der Woche abkommen, und bei der Frau Gräfin arbeiten. Sie glauben nicht, wie freigebig sie alle Dienste lohnt, die man ihr leistet. Und überdieß hat sie eine außerordentlich große Bekanntschaft unter den ersten Familien des Landes. Ich darf sagen, wenn die edle Frau sich für Sie interessirt, so ist Ihre Zukunft für immer gesichert."

Mit vielen Bücklingen und Grüßen entfernte er sich und hinterließ die zwei Frauen in einer sonderbaren Stimmung, die Mutter voll Glück und Freude über eine neue Gönnerin, für welche sie schon zum Voraus als eine Landsmännin eingenommen war, die Tochter voll Besorgniß und Bangigkeit, von deren Grund oder Ungrund sie sich selbst keine Rechenschaft ablegen konnte! Doch folgen wir dem Professor. Sonderbarer Weise wandte er sich nicht dem Wege zu, welcher ihn in die Bleekerstreet führen mußte, sondern er schlug vielmehr gerade die umgekehrte Richtung ein. Mit schnellen Schritten

eilte er vorwärts, und nahm sich nicht einmal Zeit, eine der vielen Stagen oder Omnibusse zu benützen. Sein Ziel war die untere Stadt und zwar der Theil derselben, welchen wir gleich im Anfange dieses Buchs unsern Lesern geschildert haben. Bald stand er vor dem kleinen Häuschen auf Trinityplace, welches von dem würdigen Ehepaar Myers bewohnt wurde. Auf sein kräftiges Klopfen öffnete ihm Herr Myers in eigener Person und führte ihn, ohne ein Wort zu sagen, in seinen hinteren Parlor, wo Niemand sie sehen oder belauschen konnte.

„Wie geht es, Herr Myers?“ sagte der Professor, sich auf einen Stuhl werfend, um von dem schnellen Gange auszuruhen. „Was macht die würdige Frau Myers? Immer noch thätig und lebendig? Wie steht's mit dem vortrefflichen Blindenasylum? Immer noch viel Kostgänger und Kostgängerinnen? Sie erwerben sich wahrhaftig eine Stufe im Himmel durch Ihre Aufopferung für die Menschheit! Man muß staunen, wie ein Mann sein ganzes Leben ohne allen Eigennutz der Frömmigkeit widmen kann! Aber ich habe Sie schon volle sechs Monate nicht mehr gesehen. Sie sind kein guter Kunde oder hat das Tränkchen, das ich Ihnen damals gab, seine Wirkung nicht gethan? Hat das Kind sich gesträubt?“

Während er so sprach, ruhten seine kleine Augen durchbohrend auf dem alten Herrn Myers. Die Demuth, welche er vorhin im Stübchen der Frau Bodin geheuchelt, hatte er längst wieder abgelegt! Herr Myers fuhr zurück, als ob ihn eine Schlange gestochen hätte; er schlug die Augen voll Entsetzen gen Himmel auf und stöhnte auf eine erbarmungswürdige Weise.

„Mensch!“ rief jetzt der Professor mit tiefer Verachtung in Wort und Blick. „Du wirst doch das fromme Heucheln nicht

mir gegenüber durchführen wollen? Antworte, hat das Tränkchen seine Wirkung gethan?"

„Es ist Alles in Ordnung, Herr Professor," erwiederte nun Herr Myers, sich scheu umsehend. „Ich weiß auch wohl, ich bin immer noch Ihr Schuldner."

„Und diese Schuld sollen Sie jetzt abtragen," versetzte der Professor kalt, aber bestimmt. „Sie sagten mir damals, wenn ich einmal ein abgelegenes Plätzchen brauche, wo ich eine mir im Wege stehende Person auf eine oder zwei Wochen sicher aufbewahrt haben wollte, so könnten Sie mit einem solchen aufwarten, vorausgesetzt, daß die Folgen keine gefährliche seien. Erinnern Sie sich dessen?"

„Ich erinnere mich, Herr Professor," flüsterte der alte Mann mit noch scheuerem Blicke, „ich weiß auch, daß ich in Ihrer Gewalt bin, aber — aber mit Mord mag ich nichts zu thun haben."

„Wer spricht denn von Mord, alter Narr?" rief Reynier. „Das, was ich von Ihnen verlange, können Sie ohne die geringste Gefahr vollbringen. Keine Seele wird je darnach fragen; denn es handelt sich nur von einer älteren, schwächlichen Ausländerin, die gänzlich ohne Vermögen und ohne Einfluß ist. Diese will ich auf zehn oder zwölf Tage an einem abgelegenen Ort sicher aufgehoben wissen, daß sie nicht kreischt und keinen Lärmen macht, oder vielmehr, daß man ihr Kreischen und ihren Lärmen nicht hört; und ich will's nicht einmal umsonst, sondern für jeden Tag, den sie bei Ihnen zubringt, zahle ich ein Kostgeld von zehn Dollars. Nachher können Sie die Frau wieder springen lassen, wohin sie will, ohne daß ihr ein Haar gekrümmt worden wäre."

„Also keinerlei Gewaltthat soll an ihr ausgeübt werden?" fragte Herr Myers aufathmend. „Blos in Kost und Logis

soll ich sie auf einige Zeit nehmen? Dazu bin ich bereit, mit Vergnügen bereit, Herr Professor; denn Sie sehen wohl, ich bin kein Mann der Gewalt. Nein, ich liebe die Ruhe und den Frieden, und beschränke mich auf fromme, gütliche Mittel. Wenn Sie daher ein Mehreres verlangt hätten, so hätten Sie sich müssen an meine Frau wenden; diese schreckt vor nichts zurück."

„Denke, ich habe für Ihre Frau auch eine kleine Rolle," fuhr der Professor fort. „Aber jetzt, Freund, lassen Sie gefälligst das Augenverdrehen nebst den andern frommen Faxen weg und hören Sie mir aufmerksam zu, damit Sie jedes Wort behalten, das ich Ihnen mittheile. Es hängt Alles von der Klugheit ab, wie Sie die Sache angreifen; deßwegen habe ich mich an Sie gewandt, trotzdem ich Ihre Furcht vor Gefahr kenne, und nicht an einen Andern, der vielleicht mit seiner Gewaltthätigkeit das ganze Spiel verderben würde."

Der Professor setzte sich nun hart neben den frommen Direktor des Blindenasylums und sprach lange und eindringlich zu ihm. Die klugen Augen des alten Mannes sagten ihm aber bald, daß er vollkommen begriffen worden sei.

„Es wird gehen, Herr Reynier," meinte Herr Myers, nachdem der Erstere zu Ende war. „Die Frau wird mir ohne Anstand in den Wagen folgen, das will ich schon so einzurichten wissen. Auch bin ich gerne bereit dazu, dieselbe zu entführen und in meinem Asylum sicher aufzubewahren, schon deßwegen, weil sie ein Schützling des Herrn Marc Price ist und ich in Abrechnung mit diesem stehe. Aber der Weg in mein Asylum ist weit und die Frau wird bald merken, daß ich sie ganz anderswohin führe, als wohin ich sie zu führen versprach. Sie wird schreien, der Drotschkenführer wird halten, es werden Leute hinzukommen, und das Ende vom

Liebe ist meine Verhaftung. Ja, wenn man ihr vorher ein Tränkchen beibringen könnte, wie der blinden Peg!" setzte er seufzend hinzu.

„Pah, Mann, du bist doch die Aengstlichkeit selbst," erwiederte der Professor verächtlich. „Aber sei ohne Furcht, die Frau wird weder um Hülfe rufen, noch aus dem Wagen springen wollen. Siehst du hier dieses kleine Fläschchen? Es ist sorgfältig verkorkt und du mußt beim Gebrauche vorsichtig mit seinem Inhalte umgehen. So bald du die Frau im Wagen hast, und so bald die Pferde sich in Bewegung gesetzt haben, klagst du über Uebelbefinden. Du ziehst dieß Fläschchen aus der Tasche, öffnest es, bringst drei Tropfen, nicht mehr, noch minder, auf dein Taschentuch und hältst dieses nicht dir, sondern der Frau an den Mund. Die Wirkung wird eine augenblickliche sein und die Frau in eine tiefe Ohnmacht versinken. Vielleicht nach zehn Minuten schon, vielleicht erst später, wird die Ohnmächtige allmählig zu sich kommen. Du erneuerst dann das Experiment und sie wird sogleich wieder fortschlafen; aber nimm die Dosis nicht zu stark, sonst bringst du eine Todte ins Blindenasylum."

Der alte Mann nahm das kleine Crystallfläschchen in die Hand und betrachtete es lange mit eben so liebkosenden, als bewundernden Blicken.

„Wenn die Wirkung die ist, welche Sie sagen," sprach er dann leise, „so ist es eine Erfindung, die nicht mit Geld zu bezahlen ist. Eine förmliche Ohnmacht ist die Folge, sagen Sie, eine Ohnmacht, in der man zu keiner Handlung fähig ist? Und alles dieß mit drei Tropfen von dieser unscheinbaren Flüssigkeit?" [1]

[1] Wir brauchen wohl nicht weiter auszuführen, daß hier von der Erfindung des Chloroforms die Rede ist, welche, wie in New-

„Beim stärksten Manne sind nicht mehr als sechs Tropfen nöthig," entgegnete der Professor nicht ohne Stolz. „Ueberdieß ist die Ohnmacht gänzlich schmerzlos, und ohne Nachtheil für die Gesundheit. Sie sehen, die Erfindung hat einigen Werth, und man wird künftig mit meinem Mittel große Zwecke erreichen, größere, als früher mit Gewalt oder List. Aber seien Sie behutsam in der Anwendung. Nicht mehr, als drei Tropfen bei einer schwächlichen Frau, beim stärksten Mann nicht mehr, als sechs! Doch genug hievon! Mit dem Schlage drei Uhr müssen Sie vor dem bewußten Hause halten, und zehn Minuten darauf muß Ihre Gattin mit dem Carman[1] kommen und das Mobiliar fortschaffen, damit man glaubt, die Frau sei ausgezogen. Sie haben doch einen Karrenführer, auf den Sie sich verlassen können?"

„Ich denke so," versicherte Herr Myers halb grinsend, halb fromm aufseufzend. „Der Haushalt, den wir wegführen sollen, wird zwar keinen großen Werth haben, aber ich will doch meinen Privatcarman[2] dazu benützen, damit nicht etwa

York versichert wird, von einem Verbrecher herrührt und anfangs nur zu verbrecherischen Zwecken benützt wurde.

[1] Carman—Karrenführer. In New-York besorgen die Führer einspänniger, mit Federn versehener Karren die Fortschaffung des Hausmobiliars.

[2] In New-York gibt es mehr, als 4000 Carleute oder Karrenführer. Diese einspännigen Karren sind dazu da, um die Masse von Waaren, welche jeden Tag ankommen und abgehen, von einem Ort zum andern zu bringen, so wie um überhaupt alle Güter und Hausgeräthschaften zu befördern, die man befördert haben will. Jeder dieser Karrenführer muß eine Lizens (d. i. Erlaubniß) vom Mayor oder Stadtschultheißen lösen und nur eingebürgerte Amerikaner bekommen diese Lizens. Jeder Karren erhält dann seine Nummer

bei einer möglichen Nachfrage der Ort herauskommt, wohin der Karrenführer die Mobilien gebracht hat. Sie wissen ja,

von 1 bis zu 4000 u. s. w. und diese Nummer wird auf dem Rathhause eingetragen. Wenn man also die Nummer eines Karrens weiß, dem man eine Waare anvertraut hat, so geht man, so bald diese Waare nicht an der richtigen Stelle ankam, aufs Rathhaus und läßt in dem Buche, in dem die Carleute mit ihrer Nummer verzeichnet sind, nachschlagen, und es ergibt sich dann alsbald, wer der Karrenführer war und wo derselbe wohnt, denn jeder Carman ist „bei Verlust seiner Lizens" gebunden, so oft er auszieht, seine Wohnung von Neuem auf dem Rathhause anzugeben. Ueberdieß ist er für den Verlust jeder Waare mit Pferd und Wagen tenent, und diese haben immer einen Werth von 2—500 Dollars, da die Pferde in New-York theuer sind und ein Carman nur ein gutes kräftiges Pferd brauchen kann. Diese Einrichtung ist äußerst praktisch und von großem Nutzen, denn man braucht, wenn man irgend einen Gegenstand bis zu bedeutendem Werthe nach einem andern Theile der Stadt bringen läßt, nur nach der Nummer des Karrens zu sehen, um gewiß zu sein, nicht in Verlust zu kommen. Dessenungeachtet wird auch dieses Gesetz, wie alle andern, vielfach umgangen. Oft und viel stehen Diebe, Einbrecher, Hehler und Andere mit einem Carman in Verbindung und dieser führt dann, um unerkannt zu bleiben, während des Transports der gestohlenen Waaren, eine falsche Nummer an seinem Karren. Nun finde man die rechte heraus! Noch öfters halten sich die Diebshehler, die viel Waaren und Effekten zu transportiren haben, Privatkarren, Privatfuhrwerke, die nur in ihrem Dienste stehen und mit dem öffentlichen Carmansinstitute gar nichts zu thun haben. Ist nun z. B. ein Haus ausgestohlen worden und haben die Nachbarn gesehen, daß ein Carman die Waaren fortgeführt hat, so sollte man meinen, die Entdeckung sei leicht, denn man dürfe nur alle lizensirten Carleute kommen und sie über sich ausweisen lassen. Allein die Rechnung ist ohne den Wirth gemacht. Die lizensirten Carleute

meine Frau hat ein kleines Versatzgeschäft und da braucht man am liebsten zum Hin- und Herführen der Waaren einen Menschen, der ein wenig verschwiegen ist.“

„Gut! Abgemacht also,“ sagte nun der Professor aufstehend. „Hier sind hundert Dollars auf zehn Tage abschläglich. Erhalten Sie keine weitere Nachricht, so lassen Sie die Frau am eilften Tage laufen. Am besten ist's, Sie schläfern sie dann mit meinem Geheimmittel ein wenig ein, führen Sie in der Nacht eine Strecke weit von Ihrem Asylum weg und setzen Sie an einem beliebigen Orte ab. Dann weiß die Frau gar nicht, wo sie nur überhaupt die Zeit über gewesen ist, und nie und nimmer kann uns irgend eine Verantwortung treffen. Nur vergessen Sie den Glockenschlag drei Uhr nicht.“

Das Geschäft war abgemacht und der Professor eilte weiter. Sein Ziel war jetzt der Apothekersladen in der Carminestreet, wo er einen Trank bereitete, der für das Opfer bestimmt war, das er in das geheime Boudoir zu führen gedachte. Erst als er hiemit fertig geworden, verfügte er sich auf dem geheimen Wege zu der Gräfin Belgiojoso, um diese ihrerseits auf die Rolle vorzubereiten, welche sie in diesem Drama zu spielen hatte. —

Mit dem Schlage drei Uhr fuhren zwei Wägen in die Walkerstreet ein, der eine war ein eleganter Salonwagen mit zwei prächtigen Pferden bespannt und einem adelichen Wappen auf dem Kutschenschlage; der andere unterschied sich in nichts von den gewöhnlichen Drotschken, die in New-York gebräuch-

weisen nach, daß sie jene gestohlenen Waaren gar nicht weggeführt haben **können**, denn sie sind um jene Zeit ganz wo anders gewesen. Es muß also ein Privatcarman zu dem Diebstahl verwandt worden sein, und wie will man diesen in einer Stadt finden, in welcher 50,000 Pferde unterhalten werden!

lich sind. Beide hielten fast in derselben Minute vor dem gebrechlichen Hause, in dessen zweitem Stocke Frau Bodin mit ihrer Tochter eine so bescheidene Wohnung inne hatte; doch kam der Salonwagen der Drotschke um einen Augenblick zuvor. Wer sich die Mühe gab, in denselben zu sehen, gewahrte eine elegant gekleidete Dame, welche den Vordersitz einnahm. Ein einfach gekleideter und demüthig aussehender Herr hatte den Rücksitz eingenommen und stieg, als der Bediente den Schlag geöffnet hatte, schnell die halsbrecherische Stiege zu Frau Bodins Zimmerchen hinan. Es war der Herr, der sich als Sprachlehrer bei ihr eingeführt hatte.

„Ach, verehrteste Frau Bodin," rief der Sprachlehrer, „wie glücklich schätze ich mich, der Ueberbringer einer so guten Nachricht zu sein. Die Frau Gräfin Belgiojoso war ganz gerührt, als ich ihr von Ihnen erzählte. Und zu guter Stunde kam ich, denn die edle Frau ist eben in der Lage, die geschickte Hand Ihrer Tochter in Anspruch nehmen zu können. Denken Sie sich, wie froh ich war! Die Frau Gräfin setzte aber ihrer Güte die Krone auf und hält mit ihrem Wagen hier unten, um Fräulein Rosa gleich mitzunehmen. Sie sollen mit ihr in einige Verkaufslokale fahren, um ihr bei der Auswahl behülflich zu sein, und dann will sie Ihnen in ihrem Hause Alles zeigen, wessen sie für die nächste Zeit benöthigt ist. So setzen Sie nur schnell Ihren Hut auf, meine Theuerste, und lassen Sie die Frau Gräfin nicht lange warten. In einer Stunde können Sie wieder zurück sein."

„Ich soll mit der Frau Gräfin fahren?" erwiederte Rosa fast erschrocken. „Wo denken Sie hin? Die Frau Gräfin würde bald finden, daß ich in fast Allem nur noch ein Kind bin und keineswegs so verständig und kunstvoll, als Sie mich ihr, wie es scheint, geschildert haben. Weit besser nehmen

Sie meine Mutter mit, und ich mache dann einstweilen unsere Arbeit hier vollends allein fertig."

„Wie?" rief der Sprachlehrer sichtlich erstaunt. „Sie weigern sich, des hohen Glücks theilhaftig zu werden, das ich Ihnen bestimmte? Aber nein, mein Kind, ich habe Sie wohl falsch verstanden. Gewiß wird Ihre Mutter verständiger sein, und mir beistehen, Sie zu einem andern Entschlusse zu bestimmen."

Frau Bodin war im Begriffe, zu antworten; aber in diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und ein Fremder erschien auf der Schwelle. Es war ein ältlicher Mann mit sorgfältig umgebundenem weißem Halstuche, ganz in schwarz gekleidet und mit jenem soliden, rechtlich strengen Anstrich, wie ihn die vertrauten Diener von Geistlichen oder sonstigen hohen Würdenträgern zur Schau tragen.

„Wohnt hier eine gewisse Frau Bodin?" fragte der Mann in der weißen Cravatte. „Die Nummer des Hauses ist die richtige, aber ob ich mich nicht in der Zimmernummer irrte, darauf könnte ich wahrhaftig nicht schwören."

„Ich heiße Frau Bodin," erwiederte die Mutter Rosas nicht ohne einige Verwunderung über den neuen Besuch.

„Vermögen Sie dieß zu beweisen?" versetzte nun der Weißbecravattete. „Mein Herr, der berühmte Anwalt Brady, ist ein gar gestrenger Herr und hält außerordentlich viel auf Ordnung. Er würde mich schön empfangen, wenn ich meine Botschaft an eine falsche Adresse gelangen ließe."

„Herr Brady schickt Sie?" fragte Frau Bodin mit erregter Stimme. „Herr Brady, der Rechtsanwalt des Herrn Marc Price und der Frau Cooper? Er, der versprochen hat, in meinem traurigen Falle Nachforschungen anzustellen? Sagen Sie mir schnell, was der geehrte Herr von mir will."

„Sie nennen Namen, die mich nicht mehr im Zweifel lassen, daß Sie die richtige Frau Bodin sind," versetzte nun der Fremde mit Gravität. „Mein Herr schickt mich aber nicht, um Ihnen seine Neuigkeiten mündlich ausrichten zu lassen. Nicht einmal brieflich thut er dieß. Dazu ist Herr Brady viel zu klug, denn in dieser verdorbenen Welt kann man nicht vorsichtig genug sein. Wie leicht könnte der Gegner eine solche Neuigkeit erfahren? Wie leicht könnte die andere Partie den Ueberbringer des Briefs bestechen, daß er denselben in unrechte Hände ablieferte? Nein, mein Herr macht Alles mit seinen Clienten persönlich ab, persönlich unter vier Augen, wie er zu sagen pflegt. So hat er auch mit Ihnen Etwas abzumachen, und da er verhindert ist, selbst hierher zu kommen, so hat er mich gesandt, Sie zu ihm zu bringen. „Geh, Richard," sagte er zu mir, „suche die Frau, deren Adresse ich dir hier gebe, auf; aber irre dich nicht in der Person, und sage ihr, daß ich sie unumgänglich nothwendig sogleich sprechen muß; denn es hat sich etwas ereignet, was von großem Werthe für sie ist. Hier hast du Geld. Nimm eine Drotschke und führe die brave Frau zu mir." So sprach mein Herr, der erste Advokat New-Yorks zu mir, und hier bin ich, um Ihnen seine Botschaft auszurichten und mir Ihre Antwort zu erbitten."

„Meine Antwort?" rief Frau Bodin in höchster Aufregung. „Meine Antwort ist die, daß ich sogleich bereit bin, mit Ihnen zu fahren. Nicht eine Minute möchte ich den vortrefflichen Herrn aufhalten, der sich meiner so gütig annimmt. Also verhält es sich doch so, wie Herr Marc Price heute Morgen andeutete! Ach, wie begierig bin ich!"

Sie eilte nach Hut und Schleier.

„Aber, Mutter,“ flüsterte Rosa, ihr ängstlich zur Seite springend. „Du kennst ja den Herrn gar nicht, der dir diese Botschaft bringt?“

„Ah, meine liebe Rosa, ich hatte dich ganz vergessen,“ rief Frau Bodin, allem Anschein nach ohne die Worte, welche die Tochter sprach, gehört zu haben. „Du siehst, ich kann jetzt nicht mit der Frau Gräfin Belgiojoso gehen; so sträube dich nicht länger und wirf das Glück nicht von dir. Der heutige Tag ist ein wunderbar gesegneter. Komm, Kind, laß uns gehen. In zwei Stunden sehen wir uns wieder hier, aber wer weiß, welche Aussichten uns bis dahin eröffnet sind.“

Rosa erwiederte kein Wort weiter, sondern ging mit ihrer Mutter die Treppe hinab. Ihnen folgten die beiden Männer, der Sprachlehrer und der Diener des Herrn Brady. Ein Blick, welchen der Erstere dem Letzteren zuwarf, bestätigte diesem, daß er seine Sache vortrefflich gemacht habe. Rosa stieg in den Salonwagen zu der eleganten Dame, welche sie darin erwartete. Frau Bodin wurde von dem Weißbecravatteten ehrfurchtsvollst in die Drotschke gehoben. Nach einer Minute waren beide Gefährte verschwunden. Aber weder Rosa, noch ihre Mutter kehrten an diesem Abende in ihre Wohnung zurück. Auch den nächsten und die nächstfolgenden Tage kamen sie nicht. Dagegen erschien nur wenige Minuten, nachdem die beiden Gefährte weggerollt waren, ein Carman, der von einer langen, magern, einäugigen Frau begleitet war. Beide begaben sich in den zweiten Stock in das Zimmer, welches die Bodins bisher bewohnt hatten, und welches die Frau, nachdem sie einige Schlüssel probirt hatte, richtig zu öffnen verstand. In New-York hat man ja lauter Fabrikschlösser und mit sechs verschiedenen Schlüsseln kann man alle Schlösser der ganzen Stadt öffnen! Der Carman und die

Frau luden die wenigen Möbeln auf, welche in dem Zimmerchen standen. Es war bald geschehen! Dann fuhren sie ruhig im Schritte der unteren Stadt zu. Die Thüre der Wohnung ließen sie weit aufstehen. Es war ja nichts mehr zum Mitnehmen darin!

Am nämlichen Tag noch kam der Eigenthümer des Hauses, ein reicher Mann, der in einem ganz anderen Viertel wohnte, zufällig in die Walkerstreet, um eine andere leere Wohnung in demselben Hause einem Miethsmann anzuweisen. Zufällig sah er das Zimmer, das bisher Frau Bodin bewohnt hatte, offen stehen. Er trat hinein. Es war leer. „Aha, die Leute sind ausgezogen," sagte der reiche Mann, und ging in seine Office,[1] um eine Vermiethungsanzeige zu schreiben und an das Haus zu kleben.

[1] Die Art und Weise, wie in New-York Wohnungen gemiethet und vermiethet werden, ist von der in Deutschland üblichen Sitte durchaus verschieden. Der Hauptunterschied besteht darin, daß in New-York alle Wohnungen monatweise vermiethet werden, und daß der Hauszins ebenfalls monatlich und zwar zum Voraus zu bezahlen ist. Der Hauseigenthümer bekümmert sich daher wenig um den Charakter seiner Miethsleute. Er hat ja das Miethgeld zum Voraus in der Tasche! Noch weniger bekümmern sich aber die Miethsleute um den Hauseigenthümer. Er kann ihnen nichts anhaben, er kann sie nicht vertreiben, so lange sie den Miethzins richtig je am 1. des Monats „in advance" entrichten und die Wohnung halbwegs im Stand erhalten. Erst auf den ersten Mai, dem allgemeinen „Movingsday" oder Ausziehtag, hat er das Recht, ihnen aufzukünden, und sie auszutreiben, ohne einen besonderen Grund zur Austreibung zu haben. Die Miethsleute dagegen können jeden Tag nach Belieben ausziehen, ohne dem Eigenthümer des Hauses irgend eine Anzeige von ihrem Vorhaben zu machen. Dieser merkt gewöhnlich erst, daß die Wohnung leer ist, wenn er am „ersten" des

Den andern Morgen las man mit großen Buchstaben am Hause neben der Hausthüre: „To let a room and

Monats kommt, um den Hauszins zu fordern. Hieran wird er aber so gewöhnt, daß er keineswegs darüber erbost ist, sonst müßte er sich alle Tage erzürnen. Im Gegentheil, er geht ruhig in seine Schreibstube (office) und schreibt eine Vermiethungsanzeige, die er an das Haus neben die Hausthüre heftet oder aufpappt. Nur höchst selten greift er zu dem Mittel, das Logis in einer Zeitung auszuschreiben, da eine solche Annonce wenig oder keinen Werth hätte. Denn wenn Jemand in New-York eine Wohnung miethen will, so geht er in den Straßen herum, in denen er sich niederzulassen wünscht, und besieht sich die verschiedenen: „To lets," d. i. die Maueranschläge der verschiedenen „zum vermiethen" ausgesetzten Wohnungen. Er schreibt sich die Adressen der Eigenthümer auf (wenn diese nicht im Hause selbst wohnen), geht zu ihnen, wird über den Miethzins einig, zahlt diesen auf einen Monat und zieht ein. Von diesem Aus- und Einziehen ist weder der Polizei, noch irgend einer andern Behörde je eine Anzeige zu machen. Es braucht ja kein Mensch einen Paß oder eine andere Legitimation, um das Recht zu haben, in New-York zu leben und zu wohnen! Natürlich weiß deßhalb keine Behörde anzugeben, wo dieser oder jener wohnt. Ja, nicht einmal die Mitbewohner eines Hauses wissen, wer neben ihnen eingezogen ist. Wohnen ja doch in einem großen Miethhause oft 40—50 Familien! Wechseln ja doch diese 40—50 Familien oft in Einem Jahre ihr Domicil fünf oder sechs Male! Hat ja doch (besonders von der arbeitenden Classe) Jeder so viel mit sich selbst zu thun, daß er gar keine Zeit hat, sich um den Andern zu bekümmern oder auch nur nach seinem Namen zu fragen! — Aus diesem kurzen Schattenrisse wird der Leser ersehen können, warum in New-York so Vieles sich ereignen kann, was in den Städten Deutschlands zur Unmöglichkeit wird, denn nirgends in der Welt ist das „Incognitoleben" so eingebürgert, als in der ersten Stadt des atlantischen Continents, einer Stadt von fast einer Million Einwohner!

bedroom. Apply M.street Nro. . . .," d. i. zu vermiethen ein Zimmer und Schlafkabinet, zu erfahren da und da."

Das war Alles! Kein Mensch fragte darnach, warum die Leute fortgezogen seien, kein Mensch, wohin sie gezogen seien! Weder Polizei, noch Nachbarn, noch Hauseigenthümer bekümmerten sich darum. Es war dieß für Jedermann eine höchst gleichgültige Sache!

Und doch nicht für Jedermann! Ein Mensch kam den andern Tag, um zu sehen, was aus den beiden Frauen geworden sei; er kam in Unruhe, weil Rosa Bodin nicht nach Hoboken zur Frau Cooper gekommen war, wie sie doch thun zu wollen versprochen gehabt hatte. Dieser Eine war Marc Price. Erstaunt las er den Vermiethungszettel, erstaunt sah er die Wohnung von allen Möbeln geräumt. Er ging zum Hanseigenthümer, um zu hören, ob dieser sie vielleicht an die Luft gesetzt habe, weil der Miethzins etwa nicht bezahlt gewesen war. Der Hauseigenthümer aber erklärte, daß Alles in Ordnung gewesen und die Leute freiwillig gezogen seien. Marc ging zu den übrigen Bewohnern des Hauses und sogar zu einigen Nachbarn gegenüber. Die meisten antworteten ihm gar nicht, oder wenn sie antworteten, so bestand ihre ganze Antwort in den drei Worten: „ich weiß nicht." Nur einige Frauen meinten: die Leute seien in einem Gefährte weggefahren, während ein paar Männer erklärten, ein Karrenführer habe sie mit ihren Mobilien weggebracht. Schon dieser Widerspruch zeigte, daß sich kein Mensch um die beiden Frauen bekümmert hatte. Am allerwenigsten wußte die Polizei etwas von ihnen. „Sie habe andere Dinge zu thun, als nach dem Ein- und Auszug der Miethsleute zu sehen," meinten die Officianten, denen die Bewachung der Straße oblag. Einer derselben gab sogar die höhnische Antwort: „Herr Price möge

nur die Häuser der nahen Churchstreet besuchen, so werde er das Mädchen wohl finden. Dasselbe sei ja früher Orangenverkäuferin gewesen." [1]

Den ganzen Tag verwandte Marc Price dazu, Nachforschungen anzustellen. Er konnte es nicht glauben, daß die beiden Frauen „freiwillig" ausgezogen seien! Er konnte es nicht glauben, daß Rosa die Straße verlassen habe, in der Absicht, ihn darüber, wohin sie gegangen sei, im Dunkeln zu lassen. Hier mußte ein Geheimniß obwalten! Aber wo den Schlüssel dazu finden? Oder — sollte er sich so sehr in dem Charakter dieses Mädchens, in dem Charakter ihrer Mutter getäuscht haben?

[1] Die Churchstreet, d. i. die Kirchenstraße, ist zum Hohn ihres Namens eine jener unseligen Straßen New-Yorks, wo, wie in der Mercerstreet, jedes Haus fast ohne alle Ausnahme ein „öffentliches" ist, trotzdem die Frauenhäuser in New-York „gesetzlich" verboten sind.

3.

Eine Feuersbrunst in New-York.

Die Beckmannsstreet ist eine der älteren Straßen New-Yorks; wer sie aber seit zehn Jahren nicht gesehen hat, der vermag sie kaum mehr zu erkennen. Nicht, daß ihre Richtung verändert worden wäre, o nein, sie hat immer noch ihren schiefen Lauf vom Broadway bis zum Eastriver; auch nicht, daß sie breiter oder länger gemacht worden wäre, o nein, sie ist sich auch hierin gleich geblieben, und kann in weniger als fünf Minuten von einem Ende zum andern begangen werden; aber die Häuser darin haben sich verändert und das Leben darin hat sich verändert, so daß sie sich gar nicht mehr gleich sieht. Der Großhandel ist in New-York, wie wir schon mehrmal angedeutet haben, auf die untere Stadt beschränkt, auf den Theil der Manhattaninsel, der sich zwischen den beiden Flüssen gegen die Battery hin zuspitzt. Dieser untere Theil dehnt sich aber von Jahr zu Jahr mehr aus. Je großartiger der Großhandel wird, je mehr Großhandlungshäuser entstehen, um so mehr Straßen müssen zur „untern Stadt“ geschlagen

werden. Diese Straßen werden der „mittleren Stadt" entzogen, d. h. dem Theil derselben, wo der Kleinhandel florirt und wo die Detailhändler wohnen. Dadurch wird die mittlere Stadt immer weiter nördlich gegen die große Vorstadt hinausgeschoben, und ebenfalls in Folge dessen dehnt sich die Vorstadt immer weiter gegen Harlem zu aus und wird in einigen Jahrzehnten die ganze große Insel in Beschlag genommen haben.

Vor zwölf Jahren noch gehörte die ganze Beckmannsstreet der mittleren Stadt an, und der Großhandel hatte in der Fultonstreet seinen Endpunkt. Damals waren alle Häuser der Beckmannsstreet noch Wohnhäuser. Das Parterre war zwar meistens zu einem Laden, einem Detailverkaufslocal, oder einem Wirthshaussalon hergerichtet, aber in den obern Stockwerken wohnten die Leute, welche das Parterre inne hatten, und noch überdem eine Menge von Miethsleuten, denen die Straße wegen der Nähe der Haupthandels- und Fabriklocale gar sehr gelegen war. Besonders gab es (aus demselben Grunde) viele Boardinghäuser in der Beckmannsstreet, d. h. Wirthschaften, in welchen man gegen ein bestimmtes Wochengeld Kost und Logis haben konnte. Der Zudrang zu diesen Boardinghäusern war ein außerordentlich starker, denn jeder ledige Arbeiter und Commis fand es überaus bequem, in einer Gegend zu speisen und zu wohnen, von wo aus er in wenigen Minuten in seine Werkstätte oder in sein Arbeitsmagazin gelangen konnte. Allerdings war der Zustand dieser Boardinghäuser kein besonders einladender; es waren meist alte Holzhäuser, die, morsch und baufällig, des Verbrennens kaum werth schienen. Dessen ungeachtet gab man sich gerne zufrieden, wenn man nur Aufnahme fand, ganz allein der Lage wegen; ja man zahlte sogar lieber ein größeres Kostgeld, als in schö-

neren, aber entlegeneren Stadttheilen gefordert wurde. Natürlich fanden dabei die Inhaber der Boardinghäuser ihren Vortheil und schlossen mit den Hausbesitzern Miethverträge auf viele Jahre hinein ab, sogenannte „Leasen," welche sie vor Aufkündigung schützten, so daß hiedurch die Hausbesitzer, als der Drang der Umstände es später nothwendig machte, die Beckmannsstreet in eine Großhandelsstraße umzuwandeln, oft und viel verhindert waren, ihre alte Barracken abzureißen und mächtige Steinbauten dafür hinzustellen. Daher kam es, daß noch vor sechs Jahren gar viele elende Holzhäuser in der Beckmännsstreet standen, welche sich sonderbar genug gegen die Paläste ausnahmen, die inzwischen an einigen Stellen der Straße errichtet worden waren. Jetzt freilich sind diese Holzhäuser gänzlich verschwunden und man sieht nur noch fünf- und sechsstockige Prachtbauten, welche von oben bis unten mit Waaren angefüllt sind; damals aber konnte man der halbzerfallenen Barracken von einem oder zwei Stockwerken noch Dutzende zählen, und oft standen fünf oder sechs in Einer Reihe hart neben einander, sich gleichsam selbst verwundernd, daß sie noch forteristirten, während doch ihr innerer Werth gleich Null war! Um so größer aber war der Werth des Grund und Bodens, auf dem sie standen, denn auf diesem konnten Paläste errichtet werden, die jährlich eben so viel Tausende abwarfen, als die Holzhäuschen jetzt Hunderte!

Zu letzterer Gattung von Häusern gehörten auch die sechs Barracken, welche der Jude Ephraim erworben hatte und welche vor wenigen Tagen auf den hochwürdigen Doctor Beecher übergeschrieben worden waren, als wären sie in dessen Eigenthum übergegangen; — die nämlichen sechs Barracken, welche sodann der Banquier Morris durch Ephraims Vermittlung von Doctor Beecher gemiethet, welche er dem An-

schein nach mit Waaren aller Art von unten bis oben angefüllt und zuletzt um theures Geld — bei verschiedenen Assecuranzen versichert hatte! Hart an diese sechs Barracken, denn einen andern Namen verdienten sie nicht, stieß ein mächtiges Großhandelshaus, das erst vor wenigen Monaten fertig geworden war. Dasselbe zählte fünf Stockwerke und jedes Stockwerk enthielt mehrere Säle; denn das Haus war außergewöhnlich tief und stieß hinten auf einen freien Hof, durch welchen es mit der Cliffstreet verbunden war. Es war fest von Stein gebaut und auf alle mögliche Art gegen Feuersgefahr gesichert, denn nicht blos die Treppen waren von unten bis oben aus massivem Eisen gefertigt, sondern sogar die Fensterläden bestanden aus demselben Material. Auch gegen Diebe und Einbrecher hatte man die strengsten Vorsichtsmaßregeln ergriffen, denn nicht blos wurden nächtlich die sämmtlichen Thüren und Fenster gegen die Straße, sondern auch die gegen den Hof aufs sorgfältigste mittelst eisernen Stangen oder Querbalken, welche man zwar innen leicht ein- und ausheben, aber von außen nicht eindrücken konnte, fest verrammelt, nicht blos war das Hofthor gegen die Cliffstreet ein schwer eichenes und dick mit Eisen beschlagen, sondern zur äußersten Vorsorge hatte man auch noch einen Privatnachtwächter [1] angestellt, welcher allnächtlich vor dem Hause und um dasselbe herum die Runde zu machen bestimmt und dafür gut bezahlt war. Man hatte übrigens auch Grund zur Vorsicht, denn der Werth der Waaren, die in den verschiedenen Sälen des großen Gebäudes auf-

[1] Große Handlungshäuser haben immer ihre Privatschutzwächter, welche die ganze Nacht vor ihren Häusern zu patrouilliren haben. Es geht daraus hervor, daß man auf die Polizei nicht besonders viel Vertrauen setzt.

bewahrt wurden, war ein mehr als gewöhnlicher. Unten im Parterre befand sich ein großer Tuchladen und alle Räumlichkeiten dieses Stockwerks sowohl als auch des darunter befindlichen Souterrains (auf amerikanisch: Basement) waren mit hunderten von Ballen importirter Wollenzeuge angefüllt. Im zweiten Stock hatte sich ein Goldwaarenfabrik-Inhaber, der vielleicht fünfzig oder mehr Arbeiter beschäftigte, etablirt. Das dritte Stockwerk benützte ein Galanteriewaarenfabrikant, bei welchem einige Dutzend Buchbinder und ebenso viele Gehülfinnen arbeiteten. Der vierte und fünfte Stock war die große Werkstätte einer Cigarrenfabrik, die jährlich mehr als hunderttausend Thaler in Tabak verbrauchte. Eigenthümer des Hauses war der Inhaber des Tuchwaarenlagers, und von ihm oder vielmehr von seinen Leuten wurde allnächtlich dafür gesorgt, daß alle Thüren und Läden nach hinten und nach vornen sorgfältig verschlossen wurden. Auch mußte sich der Privatnachtwächter jeden Abend in seiner Office, d. i. in dem Stübchen, wo die Buchhalter mit dem Principale schrieben, einfinden, damit man sich für überzeugt halten konnte, er habe seinen Posten zu pünktlicher Zeit angetreten. Dieß Letztere mußte regelmäßig Sommer wie Winter um sechs Uhr geschehen und schon eine halbe Stunde vor dieser Zeit kam er in die Office, um etwaige Befehle des Principals entgegenzunehmen. Nach sechs Uhr war das ganze große Gebäude, in welchem täglich Hunderte von Menschen ihr Brod verdienten, und welches von vielleicht noch Mehreren in Geschäftsangelegenheiten besucht wurde, so still und verlassen, wie ein Kirchhof! Und wie dieses, so gibt es noch tausend und aber tausend ähnliche Prachtbauten in New-York; des Tags über gleichen sie Ameisenhaufen, die Nacht durch herrscht in ihnen die Stille eines Grabgewölbes!

Es war Abends nach fünf Uhr. Noch war Alles in größter Thätigkeit. Treppe auf, Treppe ab gings von Besuchern, Bestellern, Käufern, Arbeitern, Arbeitsuchenden. Kein Mensch bekümmerte sich um den Andern, kein Mensch fragte den Andern, Jeder ging in das Stockwerk, wohin ihn sein Beruf führte. Unter den Hunderten war auch ein armer, alter blinder Bettler, den ein verwachsener Knabe führte. Der Mann ging tief gebückt an einem Stabe und die Augen sahen so glasig und todt, als wäre der Lichtfunken darin schon Jahrelang erloschen! Niemand konnte den gebrechlichen, fast todesmatt einherwankenden Greis ansehen, ohne von tiefem Mitleid gerührt zu werden. Der Alte öffnete die Thüre zur Office im ersten Stock und hielt den Hut in den Händen.

„Help an old blind man!“ „Hülfe für einen alten blinden Mann!“ sprach er mit fast zitternder Stimme.

„Hier habt Ihr einen Sixpense, Alter,“ erwiederte der Eigenthümer des Locals, ihm die besagte Münze (etwa 9 kr. an Werth) reichend; „aber ich erinnere mich, Ihr seid gestern auch hier gewesen. Uebertreibt Euren Besuch nicht, sonst verscherzt Ihr das Mitleiden, das Euer Aussehen erregt.“

Der Blinde wollte etwas zur Entschuldigung vorbringen, aber in diesem Augenblicke trat ein anderer Mann in die Office. Es war dieß ein kräftiger Vierziger mit einem verständigen, aber gutmüthigen Gesichte und von dem anständigen Aeußern eines Handwerkers.

„Boss here?“ [1] fragte der neue Ankömmling, sich im Kreise

[1] „Boss here?“ heißt auf deutsch: „ist der Meister hier?“ Man dehnt aber die Bedeutung des Wortes Boß meist noch viel weiter aus und redet jeden Inhaber eines Geschäfts ohne Unterschied so an. Ja sogar, wenn man den Namen desselben weiß, braucht man doch diesen nicht, sondern sagt kurzweg: „Boß.“

umsehend. Die Frage klang weder unterwürfig, noch frech, sondern sie hielt die richtige Mitte, wie sie sich für einen Untergeordneten, der in Geschäftssachen kommt, geziemt.

„Was wünschen Sie, Herr?“ erwiederte der Herr des Hauses, einen Schritt vortretend. Es war derselbe, der vorhin dem Bettler den Sixpense geschenkt hatte.

„Herr Turner schickt mich,“ fuhr der Andere fort, seinen Hut lüpfend. „Er wünscht heute Abend das Sink[1] reinigen zu lassen, da der Sommer immer näher heranrückt, und die heiße Zeit bald eintreten dürfte.“

„Es ist gut,“ erwiederte der Boß, „aber warum kommt Herr Turner nicht selbst? Er hat noch nie einen Gehülfen gesandt, um die Reinigung anzusagen.“

„Sie wissen nicht, daß er vor zwei Tagen das Unglück hatte, überfahren zu werden?“ versetzte der Fremde. „Ich bin übrigens schon lange als Buchhalter in seinen Diensten. Sie dürfen versichert sein, daß unter meiner Leitung Alles aufs prompteste und sicherste geschehen wird.“

„Habe kein Wort von dem Unfall Herrn Turners ge-

[1] „Sink,“ das Abzugsloch, worin aller Unrath des Hauses zusammenläuft und wohin aller Kehricht, Abfall u. s. w. geschwemmt wird. Die New-Yorker haben diese Sinks nicht im Hause, sondern hinter dem Hause in der Yard d. i. im Hofe. Hier ist ein großes gemauertes Loch, einem Brunnengewölbe nicht unähnlich, worin alle Canäle vom ganzen Hause zusammenlaufen. Zum Reinigen dieser Sinks gibt es besondere von den Stadtbehörden privilegirte und concessionirte Unternehmer, die dann mit jedem Hausbesitzer einen Jahresaccord abschließen und beliebig kommen, so oft es ihnen nöthig dünkt. Die Reinigung der Sinks geschieht nur bei Nacht und wird immer vorher angesagt. Während der heißen Zeit ist sie nicht erlaubt, um ansteckender Krankheiten willen.

hört," meinte der Boß ziemlich gleichgültig. „Muß nicht in den Zeitungen gestanden haben. Aber warten Sie ein wenig, bis der Privatwächter kommt. Er muß jeden Augenblick da sein. Ihm werde ich die Schlüssel zum Hofthore übergeben und er wird natürlich präsent sein, so lange die Arbeit andauert, und nachher die Schlüssel wieder zur Hand nehmen."

Gleich darauf trat der Privatwächter ein, um gewohnter Maßen seinen Rapport abzustatten und etwaige Befehle in Empfang zu nehmen. Der Boß übergab ihm die Schlüssel zum hinteren Eingang des Hauses und schärfte ihm Vorsicht im Wiederverschließen ein. Der Gehülfe des Herrn Turner entfernte sich jetzt mit der Bemerkung, daß er mit seinen Leuten und Wägen gleich nach eilf Uhr in der Nacht sich einfinden werde. Sein ganzes Benehmen hatte nichts Auffallendes, im Gegentheil, er trat so sicher und ruhig auf, als wäre er in der That der Mann, für den er sich ausgegeben hatte. Kaum war er jedoch aus dem Hause, so wandte er sich rechts in die Goldstreet und verschwand gleich darauf in dem hintern Eingang zu dem Junkshop des Juden Ephraim. Dort nahm sein Gesicht einen ganz anderen Ausdruck an und erinnerte lebhaft an die Physiognomie des „Philosophen," der uns aus Mutter Mags Biersalon im Westbroadway her bekannt ist.

Doch wir kehren in das große Handlungshaus in der Beckmannstreet zurück, und folgen dem alten blinden Bettler, der sich von seinem verwachsenen Jungen die Treppen hinauf geleiten läßt, um auch in den Officen der andern Stockwerke seine Gabe zu erflehen. Ueberall wird er beschenkt und reichlich beschenkt, denn so sehr auch der Amerikaner den Bettler verachtet, der körperlich als zur Arbeit fähig erscheint, so streng er einen solchen abweist und statt mit einer Gabe mit einem Scheltworte belohnt, eben so mildthätig ist er gegen Gebrech-

liche, gegen körperlich Untüchtige, gegen Blinde und Lahme. Am freigebigsten ist er, wenn er weiß, daß er beobachtet wird, wie er sein Almosen gibt, denn der Eingeborne Nordamerikas will vor der Welt als großmüthig angesehen sein, er will gefühlvoll erscheinen und immer um so mehr, je weniger sein Inneres etwas von einem Gefühle verspürt. Dieß schien der alte blinde Mann auch zu wissen, denn er öffnete ohne Bedenken jede Thüre, als wenn er ein Recht dazu hätte, und zitterte sein Stichwort: „Helft einem alten blinden Mann“ hinein. Man bekümmerte sich übrigens wenig um ihn, sondern warf ihm die Gabe meist zu, wie einem Ueberlästigen. Nahte ja doch die Zeit, wo die Arbeitssäle geschlossen wurden! Schlug es ja doch bald sechs Uhr, wo das ganze Haus von oben bis unten geleert werden mußte! Somit hatte man genug zu thun, die fertigen Arbeiten in Empfang zu nehmen und zu verwahren, das Waarenlager zu ordnen und das Geschäft vom heutigen Tage abzuschließen. Diese fast verächtliche Abfertigung schien jedoch den Bettler nicht im geringsten zu geniren, denn unverdrossen und mit immer gleich bedächtigen Schritten ging er von Stockwerk zu Stockwerk, die Thüren öffnend und „help an old blind man“ rufend.

„Macht, daß Ihr fortkommt,“ sagte man zu ihm im obersten Stockwerke, „es ist gleich sechs Uhr und mit dem Schlage wird das Haus geschlossen.“

Dessenungeachtet stieg er gleich langsam und bedächtig, wie er hinaufgestiegen war, die Treppen wieder herab, und es schien fast, als thue ihm jeder Schritt wehe, so mühsam und mühselig kam er vorwärts. Besonders lange verweilte er sich auf der Flur des dritten Stockwerks, da, wo die Galanteriewaaren=Arbeitssäle sich befanden. Hier stand nämlich eine große mächtige Kiste, fast ganz angefüllt mit Papierspä=

nen, und dem sonstigen Abfalle der Galanterie- und Buchbinderarbeiten, welcher die ganze Woche durch gesammelt wird, um am Samstag dem Lumpenhändler übergeben zu werden. Hart an dieser Kiste hielt der alte gebrechliche Mann einen Augenblick still. Er horchte aufmerksam. Niemand war um den Weg. Alle Arbeiter waren in den Sälen beschäftigt, die letzte Hand an ihr Tagwerk zu legen und die fremden Geschäftsleute hatten das Local längst verlassen, weil sie wußten, daß es nun geschlossen wurde.

„Hurtig, Manasse,“ flüsterte jetzt der alte, blinde, gebrechliche Bettler. „Jetzt ist der rechte Augenblick gekommen.“

Der Junge, welcher ihn führte, ließ sich nicht zweimal mahnen, sondern kletterte wie eine Katze an der Kiste hinauf und versenkte sich in ihren Inhalt. Der Bettler half ihm hiebei mit einer seltenen Gewandtheit und breitete dann sorgfältig eine Menge Papierschnitzel über ihn aus, so daß man weder eine Spur von ihm entdecken, noch überhaupt eine Veränderung in der „Rags-“ oder „Lumpenkiste,“ wie man diesen Verschlag nannte, bemerken konnte. Kaum war dieß geschehen, so zog der Bettler seinen alten zerrissenen Rock aus, wickelte ihn zu einem Bündel, das er unter den Arm nahm, zusammen, und stand nun als ein ganz anderer Mensch da; denn unter dem Bettlerrocke trug er noch einen andern, der anständig genug aussah, daß man seinen Träger für einen Arbeiter halten konnte. Zu gleicher Zeit setzte er den Hut auf die eine Seite, verbarg den Stock, der ihm bisher als Krücke gedient hatte, in die Papierschnitzelkiste, schob die grauhaarigte Perrücke, welche seiner Person ein so altes Aussehen verliehen, in die Tasche und schritt nun mit schnellen Schritten die Treppen hinab, als wäre er einer der Cigarrenmacher, welche in den obersten zwei Stockwerken arbeiteten. Alles dieß war das

Werk einer Minute gewesen, und viel mehr hätte er auch nicht Zeit gehabt, wenn er nicht entdeckt werden wollte; denn gleich darauf schlug es sechs Uhr und die Säle entluden sich ihrer vielen Bewohner, die alle im Eilschritt davongingen, um ihre Heimath desto bälder zu erreichen. Nicht so machte es der, den wir als Bettler verkleidet gesehen haben. Im Gegentheil, derselbe ging ruhig über die Straße hinüber und stellte sich an das Schaufenster des dortigen Ladens, als ob es da für ihn etwas Wichtiges zu erschauen gegeben hätte. In der That aber wartete er nur, bis alle Läden und Thüren des großen Hauses, in welchem er gebettelt, fest verschlossen waren, und der „Boß" sich mit den Schlüsseln in der Tasche entfernt hatte. Nun eilte auch er vorwärts und merkwürdiger Weise war das Ziel seiner Schritte derselbe Junkshop, welchem vorhin der Gehülfe des Herrn Turner zugeeilt war. — Ephraim selbst stand am Hinterpförtchen, um ihm zu öffnen.

„Endlich kommst du, Isaak," flüsterte Ephraim, das Thürchen in der Aufregung seines Herzens fast zu schließen vergessend. „Endlich! Und ich bin doch gestanden, wie auf Nadeln und mein Herz hat mir gepocht, wie ein Schmiedhammer! Ist es gelungen, Isaak? Werden wir kommen zum Ziele, das uns machen soll mit Einem Schlage zu reichen Leuten?"

„Gelungen, Ephraim!" erwiederte der rothe Jude mit höhnischem Grinsen. „Der Herr hat die Gojim in unsere Hände gegeben, denn der kleine Manasse wird uns heute Nacht einen Laden öffnen, durch den wir ungestört einsteigen können. Aber wo ist der Philosoph? Ist er eben so glücklich gewesen? Werden wir mit den Fässern in das Hofthor einfahren können? Was hülfe uns Alles, wenn wir nicht Zeit hätten, die Waaren fortzuschaffen und unbeschrieen fortzuschaffen!"

„Er ist ein kluger Mann, der Philosoph," schmunzelte Ephraim; „ein sehr kluger Mann! Er hat alles ausgerichtet aufs trefflichste. Aber er braucht nicht zu wissen, wie viel der Werth ist von dem, was wir heute Nacht zu erobern gedenken. Er kann zufrieden sein mit dem Theil, den wir ihm zukommen lassen. Darum sei klug, Isaak, sei klug, wie die Schlange. Laß ihn dir nicht in die Karten sehen, wenn du das Lager des Goldhändlers einpackst. Thu' sie bei Seite, die Schmucksachen und die Juwelen und die Diamanten. Warum sollen wir theilen die ganze Beute, wo doch wir mit unserem Verstande den Gedanken erfunden und den Plan entworfen haben?"

„Glaubst du, ich wäre so dumm?" erwiederte Isaak, den breiten Mund verziehend. „Nicht ein Stückchen vom Gold bekommen die Andern zu sehen! Sie müssen zufrieden sein mit dem, was wir ihnen ablassen. Aber wo sind sie? Oder ist der Philosoph erst allein auf dem Platze?"

„Sie sind innen, alle drei," flüsterte der Junkshopinhaber, „der Philosoph, der Einäugige und der Banquier. Und was thun sie? Essen und trinken. Hab' ihnen müssen kommen lassen Schinken und Brändi; damit sie sich stärken auf die nächtliche Arbeit, sagen sie. Es sind lauter Schlemmer und Trinker, die Gojim; drum bringen sie's zu nichts, und wir wollen sorgen, daß sie's auch dießmal nicht weiter bringen, als uns ansteht. Aber so wie die Nacht einbricht, müßt ihr hinüber nach Williamsburg in meine dortige Behausung. Die Wägen sind fertig und die Pferde stehen parat. Sie haben viel Geld gekostet, Isaak, mehr Geld, als ich drauf verwenden wollte; aber ich hoffe, sie sollen ihre Zinsen tragen; ich hoffe, das Unternehmen soll glücklich ablaufen. Wenn nur die Feuerlöschmannschaft sich nicht erweist zu diensteifrig! Könnte mir

viel Schaden bringen, der Diensteifer! Aber beim Gott meiner Väter, ich wollte, wir könnten beginnen mit dem Feuerchen."

Er mußte jedoch noch lange warten, noch volle vier Stunden. Die Ungeduld verzehrte ihn fast. Die Einsamkeit seiner Wohnung lag doppelt schwer auf ihm, denn es fehlte ihm sogar Manasse, und die vier Männer, welchen die Besorgung des „Geschäfts" von heute Nacht oblag, waren ohnehin schon lange nach Williamsburg aufgebrochen, um die Wägen und Pferde zu holen. Endlich schlugs eilf Uhr. Er eilte hinaus zum Hinterpförtchen. Trotz der Wärme hatte er den Hut tief in die Stirne gezogen und den untern Theil des Gesichts mit einem Schlinghalstuche bedeckt. Er liebte es nicht, von den Leuten gekannt zu werden. Unter dem Vorsprung einer Hausthüre, der ihm Schatten gewährte, stellte er sich auf, um Alles genau zu beobachten. Handelnd, selbst eingreifend aufzutreten, war nicht seine Sache. Er hatte ja seine Leute, die er bezahlte!

Die untere Stadt, d. i. der Geschäftstheil New-Yorks, steht bei Nacht in einem merkwürdigen Gegensatz zu seiner Erscheinung bei Tage. Bei Tage verkehren hier Hunderttausende von Menschen. In den Morgen-, Mittags- und Abendstunden sind es die Arbeiter, welche die Straßen füllen, die Arbeiter, welche ans Geschäft gehen oder vom Geschäft kommen. In den Zwischenpausen rennen die Banquiers, die Kaufleute, die Clercs, die Agenten, die Besteller, die Notare, die Porters oder Hausknechte hin und her, denn nicht Einer ist der „ginge;" Alles rennt, als ob von einer Minute Zeitersparniß ein Menschenleben abhinge. Die breiten Trottoirs sind daher fast den ganzen Tag so blocquirt, daß oft und viel eine Aalnatur dazu gehört, um sich durchzuwinden. Noch voller, noch blocquirter sind die Straßen, die sich zwischen den

beiden Trottoirs hinziehen. Tausende von Karren, sämmtlich mit Waaren beladen, Hunderte von Omnibussen, sämmtlich mit Menschen überfüllt, bewegen sich zu gleicher Zeit hin und her. Dazu kommt noch eine unendliche Menge von andern Fuhrwerken, welche alle vorwärts eilen, als ob es hinter ihnen brennte. Natürlich entsteht dadurch oft eine Stockung, die eine Viertelstunde, eine halbe Stunde lang währt, bis der Knäuel sich entwirrt und die Gefährte, die in verschiedenen Richtungen fahren, weiter können. Es ist eine immerwährende Fluctuation, wie von Ebbe und Fluth, und ein Getöse dabei, daß man mit einem Begleiter nicht sprechen kann, ohne, wenn man verstanden sein will, laut zu schreien. Das ist das Leben in der unteren Stadt den Tag über. Wie ganz anders aber bei Nacht! Eine tiefe Stille herrscht, fast wie auf einem Kirchhofe. Man sieht keinen Wagen, keinen Karren, keinen Omnibus. Nicht einmal Menschen sieht man, nicht Einen, die Polizeileute und die Privatnachtwächter ausgenommen, welchen ihr Beruf wach zu sein gebietet. Sonst hat bei Nacht Niemand etwas in der untern Stadt zu thun, denn es wohnt ja Niemand da; alle Häuser, die dort stehen, sind ja blos Waarenhäuser, blos Fabriken, blos Arbeitslocale! Das Gas brennt hell in allen Straßen; es ist fast so licht, wie am Tage; aber man sieht Niemanden und hört nichts, als den abgemessenen Tritt der Watchleute, welche die Banken und Kaufmannslocale bewachen. Die Häuser selbst liegen in tiefer Dunkelheit, denn kein Licht brennt in ihrem Innern, da keine lebende Seele darin wohnt; sie scheinen in der Nacht bis an den Himmel zu reichen, und nehmen sich fast wie stumme Riesen aus, wie finstere Colosse, die einer andern Welt, der Welt der Todten angehören! Nur einige wenige sind beleuchtet, von unten bis oben beleuchtet. Das sind die Drucke-

reien, in welchen die großen Zeitungen gesetzt und gedruckt werden, die Morgens früh die Neuigkeiten vom Tag vorher verkünden. Auch einige wenige Kellerlocale sind beleuchtet. Das sind Kaffeesalons und Schnapskneipen, welche den Zeitungsjungen, den Setzern und Druckern, den Polizeileuten und besonders den Privatwächtern Labung gewähren, wenn sie Hunger und Durst fühlen. Das ist das Leben „bei Nacht" in der untern Stadt, und nur solche Straßen machen eine Ausnahme, welche an einer der Dampffähren ausmünden, die über den Eastriver oder Nordriver in die Vorstädte New-Yorks hinüberführen. Hier sieht man Menschen auch zur späten Mitternachtszeit, aber meist nur still dahineilende Menschen, die sich bestreben, so schnell als möglich unter ein Obdach zu kommen, oder ihre eigene Wohnung zu erreichen.

So war es auch in der Nacht, von der wir sprechen; nur gab es damals in der Beckmannsstreet noch mehr Wirthshäuser als jetzt, und von diesen hielten nicht wenige ihre Locale bis lange nach Mitternacht offen. Der Nachtwächter, der vor dem großen oben beschriebenen Hause in jener Straße patrouillirte, ging langsam auf dem Trottoir hin und her. Das Menschengewühl hatte längst aufgehört, kein Wagen ließ sich mehr hören, und nur hie und da sah man einige eilende Fußgänger, die, von der Fultonferry heraufkommend, dem Broadway zueilten. Jetzt vernahm er den festen Tritt eines Mannes, der sich von der Goldstreet, also von der obern Stadt her näherte. Gleich darauf rasselte ein schwerer Wagen von der Fultonferry herauf.

„Das werden sie sein," murmelte der Nachtwächter. „Richtig, ich erkenne ihn schon, den Buchhalter des Herrn Turner und da ist auch der Sinkwagen. Guten Abend, Herr," setzte er laut hinzu. „Sie sind pünktlich, wie ich sehe. Haben

da einen ganz neuen Wagen, wie mir scheint, oder doch ein ganz neues Faß darauf."

„Wird bald nicht mehr neu aussehen," erwiederte der Andere lachend. „Bei diesem Geschäft wird weiß bald schwarz." [1]

Der Nachtwächter zog nun seine Schlüssel heraus, um das große Thor zu öffnen, und der Karren mit dem Fasse fuhr hinein. Es war in der That ein noch ganz neues Faß, das allem Anscheine nach noch gar nicht benützt worden war. Die zwei Männer dagegen, welche den Wagen begleiteten, sahen schmutzig genug aus, wie es ihr Geschäft nicht anders mit sich brachte. Sie machten sich sogleich daran, das Sinkloch zu öffnen.

„Ich dächte, Herr," meinte nun der Gehülfe des Herrn Turner, „wir könnten einstweilen, bis meine Bursche das Faß füllen, einen Schluck nehmen. Ich habe da drüben ein Licht in einem Keller gesehen und ich weiß aus Erfahrung, daß man dort guten Brändi führt. Mein Magen ist verdammt schwach, denn ich habe seit Mittag nichts mehr zu mir genommen und, was Sie betrifft, wenn man so die ganze Nacht wachen muß, so kann eine kleine Magenstärkung auch nichts schaden."

„Können Sie sich auf Ihre Leute verlassen?" versetzte der Watchmann.

„Wie auf mich selbst," erwiederte der Clerk.

[1] Die Sinkwägen sind zum Unterschied von den gewöhnlichen Karren vierräderig. In ihrer Mitte liegt ein ungeheures Faß, welches statt des Spundloches eine große viereckigte Oeffnung hat, die durch eine Thüre verschließbar ist. Der Grund, warum das Faß in diesem Falle neu war, läßt sich recht wohl denken. Man hätte es ja sonst nicht zum Transport von Waaren brauchen können, ohne diese zu ruiniren.

„Nun gut, so hab' ich nichts dagegen, vorausgesetzt, daß wir in zehn Minuten wieder hier sind."

Der Vorsicht halber ging der Nachtwächter bis an die Thüre, welche vom Hofe aus in das große Haus führte und visitirte nach. Sie war fest verschlossen; ebenso auch der eiserne Fensterladen daneben.

„Alles in Ordnung," sagte er, sich mit dem Clerk auf den Weg machend.

Bald verschwanden sie in einer der nahen Kellerwirthschaften, um sich mit einem Glase gütlich zu thun. Es waren nur wenige Personen anwesend, denn in derlei Nachtwirthschaften beginnt das eigentliche Leben erst nach Mitternacht. Unter den Anwesenden aber befanden sich drei oder vier Policisten, welche den Privatnachtwächter freundlich grüßten.

„Meine Herrn," sagte der Gehülfe des Herrn Turner, „ich denke, Sie trinken eins mit uns. Ich hoffe nicht, daß Sie mir's abschlagen."

Von Abschlagen war natürlich keine Rede, denn ein New-Yorker Policist fühlt sich zu nichts geneigter, als ein Glas Brändi oder Gin umsonst zu trinken. In diesem Augenblick stieg auch der Sergeant der für dieses Revier bestimmten Polizeiabtheilung in den Keller herab. Es war dieß seine gewöhnliche Zeit, in der er jede Nacht hier einzukehren pflegte, da er um zwölf Uhr bei seinen Leuten die Runde zu machen hatte. Ein zufriedenes Lächeln glitt über das Gesicht des Gehülfen des Herrn Turner, als er des Sergeanten gewahr wurde.

„Freut mich, Sie zu sehen, Herr Sergeant," rief der Privatwatchmann, der soeben sein erstes Glas ausgetrunken hatte. „Kann Ihnen gleich anzeigen, daß wir heute Nacht das Sink reinigen lassen. Brauchen sich also nicht aufzuhalten,

wenn Sie in unserer Yard Licht sehen. Ist Alles in Ordnung. Da ist der Gehülfe des Herrn Turner, der die Aufsicht darüber führt."

„Darf ich mir wohl die Ehre ausbitten, daß Sie ein Glas mittrinken?" fragte dieser, den Sergeanten höflich zu einem Trunke einladend.

Der Sergeant konnte natürlich die Einladung nicht ausschlagen und so war die Gesellschaft bald cordial mit einander. Der Gehülfe des Herrn Turner hatte bereits zwei Male für die ganze Gesellschaft bezahlt.

„Nun ist es an mir," sagte der Privatwatchmann. „Meine Herren, was nehmen Sie? Brändi, Whiskey oder Gin? Ich für meinen Theil ziehe Brändi vor. Es ist ächter importirter, wie ich denke; denn ich verstehe mich auf derlei Artikel."

Natürlich wurde auch diese Einladung nicht abgeschlagen und jeder füllte sich sein Glas von Neuem, um es nach einem gegenseitigen Zuwinken auf Einen Zug zu leeren. Jetzt war es an dem Sergeanten. Er konnte sich doch nicht schlecht finden lassen, da ein Polizei-Oberfeldwebel immer eine nicht unbedeutende Person ist und in den Augen der hier Versammelten sogar doppelt bedeutsam erschien.

„Meine Herren, noch ein Glas auf meine Rechnung," sagte der Sergeant. „Es ist gerade noch Zeit dazu, ehe wir die Runde zu machen haben."

Auch das vierte Glas wurde gefüllt, und auf das Wohl des Sergeanten geleert; die Augen der Trinker blickten immer fröhlicher. Jetzt erhob sich ganz im Stillen einer der übrigen Anwesenden, ein ganz unscheinbarer Bursche, der sich nur dadurch auszeichnete, daß er blos Ein Auge hatte. Mit dem andern Auge schien er aber um so besser zu sehen, denn er

wechselte einen schnellen Blick mit dem Gehülfen des Herrn Turner. Dann trank er seine Tasse Kaffee aus, verschluckte den letzten Bissen von dem Cake oder Butterkuchen, der vor ihm lag und schritt langsam und unbemerkt die Treppe hinauf, die von dem Keller auf die Straße führte. Einen Augenblick darauf klirrten die Fensterscheiben und ein mächtiger Ziegelstein fiel in den Keller, nachdem er fünf oder sechs Scheiben zertrümmert hatte. Es entstand ein allgemeiner Aufruhr. Die Polizisten griffen nach ihren Stöcken und den Sergeanten voran stürmten sie auf die Straße hinauf.

„Wo ist er hin?“ schrieen sie wüthend. „Horch! Da hört man ihn die Cliffstreet hinabrennen. Auf, der Plattstreet zu! Dort in dem Eckkeller ist so eine Auflage von Lumpengesindel. Dem wird er ohne Zweifel angehören.“

Fort rannten sie, mit den Stöcken auf das Pflaster stoßend, daß immer mehr und mehr Polizisten, dem Rufe gehorchend, zusammenkamen, alle in derselben Richtung fortrennend.

„Nehmen wir noch einen?“ sagte der Gehülfe des Herrn Turner mit ziemlichem Phlegma, als die Polizisten alle im Nu verschwunden waren.

„Nein,“ erwiederte der Privatwächter. „Ich denke, wir sehen nun nach Ihren Leuten. Sie werden jetzt mit der ersten Ladung zu Ende sein.“

„Oh, dazu hat's noch lange Zeit,“ lachte der Clerk. „Noch zwei Gläser; wir kommen so bald nicht wieder zusammen.“

Der Privatwächter ließ sich leicht überreden und füllte sich sein Glas bis an den Rand; der Clerk aber war vorsichtiger und nahm kaum den dritten Theil, wie er auch den ganzen Abend gethan hatte. — Das fünfte Glas war geleert

und nun ließ sich der Wächter nicht mehr länger halten. Sie brachen auf.

„Merkwürdige Stille!" sagte der Mann, als sie der Cliffstreet zuschritten. „Kein Mensch mehr auf der Straße, und es ist doch kaum zehn Minuten, daß wir von dort fortgegangen sind."

„Merkwürdig!" erwiederte der Andere, den wankenden Wächter unter dem Arme fassend. Es waren jedoch seit ihrem Abgang von dem Hofthor des Großhandlungshauses mehr als anderthalb Stunden vergangen! Die Stille war übrigens in der That wunderbar, denn man sah sogar keinen Polizeidiener. Sie waren alle der Plattstreet zugesprungen. Sie näherten sich dem Großhandlungshause immer mehr. Man sah jedoch kein Licht in dem Hofe; dieser war verschlossen.

„Höll' und Teufel!" schrie der Wächter, aus seinem Taumel halb erwachend. „Was soll das sein? Wo sind denn die Bursche hingekommen?"

„Wollen's bald sehen," meinte der Gehülfe des Herrn Turner und pfiff auf eine eigenthümliche Weise.

Sogleich öffnete sich das Thor, aber in demselben Augenblicke auch umfaßte der Gehülfe des Herrn Turner den Schutzwächter und schleuderte ihn mit einem kräftigen Rucke zu Boden. Ein Anderer kniete auf ihn nieder und stoppte ihm ein Nastuch in den Mund, daß er keinen Laut von sich geben konnte. Ein Dritter band ihm Hände und Füße, wodurch es ihm unmöglich wurde, sich zu wehren oder irgend eine Bewegung zu machen. Der Mann, eine kräftige Persönlichkeit, wäre wohl nicht so leicht unschädlich gemacht worden, wenn er nicht im Vertrauen auf seinen neuen Freund sich im Genuß der Brändiflasche mehr erlaubt hätte, als einem Nachtschutzmann zuträglich ist!

„Sollen wir ihn in das Sink werfen?“ fragte eine giftige Stimme.

„Du bist doch ein wahrer Teufel, Banquier,“ erwiederte der Gehülfe des Herrn Turner, oder vielmehr der Philosoph, unter welchem Namen er uns bekannter ist. „Warum denn den Mann elendiglich ersticken, wo ich doch noch so eben friedlich mit ihm getrunken habe? Ich bitte dich, Watchmann,“ wandte er sich nun freundlich an diesen, „sei ruhig und geduldig. Du siehst, es läßt sich einmal nicht anders machen, überdieß hast du einen Knebel im Maul und kannst dich nicht rühren. Ergib dich also in dein Schicksal, sonst kann ich dich am Ende kaum davor bewahren, daß dir nicht Einer von meinen Kameraden den Schädel einschlägt. Aber nun, Kinder, sagt mir, wie weit sind wir? Denn wir haben wahrhaftig keine Zeit zu verlieren. Der Spaß in der Plattstreet muß in kurzer Zeit sein Ende erreicht haben, obgleich der Einäugige denselben klug genug ausgeführt hat, und dann haben wir einen Besuch von der hohen Polizei zu befürchten. Also, was geschehen soll, das geschehe bald. In einer halben Stunde darf uns kein Mensch mehr hier treffen.“

Es war bald erzählt, wie weit sie waren. Manasse, der in dem Papierschnitzelkorbe Versteckte, hatte im obern Stocke glücklich einen Laden eröffnet, nachdem ihm das Zeichen gegeben worden war. An eine von ihm herabgelassene Schnur hatte der rothe Isaak eine Strickleiter gebunden und sich ins Innere des Hauses begeben. Er und Manasse waren beschäftigt, die Waaren zusammenzupacken und dem außen harrenden Banquier zuzuwerfen, der sie in das große Faß barg. Jetzt konnte das Geschäft mit verdoppelter Schnelligkeit abgemacht werden, denn der Einäugige, nachdem er die Polizisten glücklich in die Plattstreet, weitab vom Schauplatz des Raubes,

gelockt, war ebenfalls angekommen. Bald war das große Faß mit Waaren aller Art voll. Aber die Hauptbeute wollte ihnen nicht werden. Der Juwelenhändler hatte nämlich alle seine Waaren und Preciosen in seine Save, d. i. in seinen feuerfesten Schrank[1] verschlossen und diesen Schrank, der wohl seine zwanzig Centner wog, von der Stelle zu bringen, war ihnen unmöglich. Noch unmöglicher war es ihnen, ihn zu öffnen, denn das wunderbar gearbeitete Schloß widerstand allen ihren Bemühungen. Indem hörten sie ein dreimaliges Bellen. Es war wie das Bellen eines Hundes.

„Es ist Ephraim, der das Zeichen gibt," sagte der Philosoph. „Es ist Zeit, sich zurückzuziehen. Begnügen wir uns mit dem, was wir haben. Ich hab's gleich gesagt, wenn Sammy nicht dabei ist, so ist kein Glück in einem Unternehmen. Ihm wäre die Save nicht widerstanden. Aber nun vorwärts, rother Isaak, mach ihnen ein tüchtig Feuerchen an. Vergiß keines der sechs Häuser daneben. Du hast ja die Schlüssel und kannst vom ersten übers Dach in alle andern gelangen. Manasse wird dich unterstützen; denn er kann klettern, wie eine Katze, und einstweilen bringen wir dann den Wagen mit den Waarenballen in Sicherheit."

Fünf Minuten darauf setzte sich der schwer beladene Wagen in Bewegung. Zwei der Männer gingen ihm mit brennenden Laternen zur Seite und die Patrouille, die ihnen im nächsten Augenblicke begegnete, grüßte gar höflich und freundlich. War doch der Sergeant, von dem wir so eben gesprochen haben, ihr Commandeur! Die Waaren kamen alle an ihren Ver-

[1] Save so viel wie Sicherheitskasten; er sichert nämlich eben so gut gegen Feuer, als gegen Diebe. Dergleichen eiserne Schränke sind nunmehr auch in Deutschland zu Hause. Ihre Erfindung verdanken sie Amerika.

gungsort, ohne daß irgend eine Seele den Wagen, in welchem sie gleichsam offen fortgeführt wurden, aufzuhalten versucht hätte! Wer wird denn einen Sinkwagen anhalten?

Einstweilen waren der rothe Isaak und Manasse nicht müßig gewesen. Sie häuften Brennmaterialien über Brennmaterialien neben dem großen Papierschnitzelkasten auf und als sie den Wagen durchs Hofthor rasseln hörten, warf Manasse den Feuerbrand in die Kiste. Hellauf loderte die Flamme, aber ehe sie noch auf der Straße sichtbar wurde, waren Isaak und Manasse schon die Strickleiter hinabgerutscht und von hinten in die Reihe Holzhäuser eingestiegen, welche dem Untergang bestimmt waren. An Brennmaterial fehlte es auch hier nicht; und überdieß war jedes dieser alten Gebäude wurmstichig vom Fundamente bis zum Dache. Bald schlug die Flamme im ersten hell auf, bald im zweiten, bald im dritten. In zehn Minuten stand die ganze Häuserreihe in lichten Flammen; aber, ehe die zehn Minuten um waren, hatten sich die beiden Brandstifter bereits in Sicherheit zu bringen gewußt.

Plötzlich erscholl der schauerliche Ruf: „Feuer, Feuer!" In demselben Augenblicke fingen die Glocken an zu schlagen. Voran die große Glocke auf Cityhall.

„Eins, Zwei, Drei, Vier, Fünf, Sechs, Sieben! Es brennt im siebenten Distrikte!" So erscholl der Ruf von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. Alle Glocken der ganzen Stadt schlugen zusammen. „Eins, Zwei, Drei, Vier, Fünf, Sechs, Sieben!" Nur nach „Sieben" ward eine längere Pause gemacht, damit die Einwohner New-Yorks wüßten, wo die Feuersbrunst zu suchen wäre.[1] Es klang schauerlich durch

[1] New-York ist in acht Feuerdistrikte eingetheilt. Jeder Distrikt hat seine eigenen Spritzenhäuser, seine eigenen Feuercompagnien. Nur wenn der Brand ein heftiger ist und ausgedehnt zu werden

die stille Nacht! Aber jetzt ertönte ein mächtiges, ein furchtbares, ein markdurchdringendes Geschrei. Die Feuerspritzen rollten heran, und mit ihnen die Feuermänner, die freiwillige Löschmannschaft der großen Stadt New-York! Man glaubte, zehntausend Teufel seien los, als diese schreckliche Mannschaft, ihre Feuer- und Hakenspritzen selbst ziehend, heranbrauste! Wer im Wege stand, wurde niedergerennt, und die Luft wiederhallte von dem gräßlichen Gebrüll; das ganze Revier war wie in Kriegszustand erklärt, denn die Feuermänner rückten heran!

Es war früher ein herrliches Institut, das Institut der freiwilligen Feuerwehr, ein uneigennütziges, sich selbst aufopferndes, todesmuthiges Institut! Aber, was ist es jetzt geworden? Ein Institut von diebischen, räuberischen, gewaltthätigen Banden, wie sie nirgends sonst in der Welt getroffen werden! Früher stritten sich die Edelsten und Besten unter der amerikanischen Jugend um die Ehre, sich für das Wohl, für die Sicherheit ihrer Mitmenschen aufzuopfern. Die Feuerwehrcompagnien waren eine Art Elitencorps, in welchem nur die Muthigsten und zugleich die Ehrenwerthesten Aufnahme fanden. Die Löschmannschaften zeigten eine Geistesgegenwart, eine Entschlossenheit, die oft an den Heroismus der alten Griechen und Römer erinnerten. Sie kämpften mit dem Elemente, als wäre das Leben ein Kinderspiel; sie stürzten sich in die Gefahr, als müßte der Tod vor ihnen fliehen! Und wofür? Für Lohn und Bezahlung? O nein, sie nahmen

droht, sollen die Feuercompagnien eines fremden Distrikts zu Hülfe eilen. Zusammengeläutet wird nicht mit den Glocken, sondern sie werden blos angeschlagen. Brennts im ersten Distrikt, so wird einmal, brennts im zweiten, so wird zweimal angeschlagen. So weiß man immer genau, wo es brennt. Nur wenn der Brand ein außerordentlicher ist, wird immerwährend fort angeschlagen oder gestürmt.

keine Bezahlung an; sie thaten es für Ruhm und Ehre! Ihr Beweggrund war Patriotismus und ihre Haupteigenschaft: Aufopferung! Es war das nobelste und zugleich uneigennützigste Corps von der Welt! Jetzt aber? Was ist aus ihnen geworden? Gewiß, sie sind jetzt noch nicht bezahlt, sie erhalten jetzt noch keinen Sold; aber sie machen sich selbst bezahlt und jedes einzelne Mitglied ist nach einer Feuersbrunst reich an Geld und Gut jeder Art! Jeder New-Yorker weiß, wie dieß zugeht und der Leser wird es aus dem Verlauf dieser Geschichte mit Leichtigkeit erkennen können. Sie sind jetzt noch ein Elitencorps, stolz auf ihren Muth und ihre Schlagfertigkeit; jetzt noch feiern sie ihren Stiftungstag, den 14. Juni, als das erste Fest des Jahres; jetzt noch ziehen sie an diesem Tage in großer Procession in der Stadt herum, mit wallenden Bannern, mit Dutzenden von Musikchören an der Spitze, angestaunt von der ganzen Straßenjugend, begrüßt von Deputationen des Magistrats, beglückt von dem Lächeln der gesammten Frauenwelt! Aber worin bestehen ihre Tugenden? Wie zeigen sie ihren Muth und ihre Schlagfertigkeit? Nicht im Kampfe mit dem Feuer, sondern im Kampfe mit ihren Mitmenschen. Zu Anführern oder Obmännern wählen sie die renommirtesten Straßen- oder Faustkämpfer; zu Mitgliedern haben sie Loafer und Rowdies, d. i. Pflastertreter und Müssiggänger, Raufbolde und Schnapphähne; und als Anhängsel, als Knappen und Aspiranten, wenn man so sagen darf, rennt ein Haufe Buben mit ihnen, die trotz ihrer Jugend in der Diebswelt und unter den Spitzbuben bereits einen Namen haben. Die meisten der Feuerwehrmänner leben vom „Nichtsthun," d. i. von den Bränden, an denen es bekanntlich in der Stadt New-York nicht mangelt. Das „Brennen" allein gibt ihnen ihre Subsistenzmittel, und wenn es nicht von selbst brennen will, so

gibt es immer welche, die dem Entstehen einer Feuersbrunst künstlich unter die Arme zu greifen wissen. Nicht selten weiß man es daher schon Tage lang zuvor, daß demnächst da oder dort ein Brand ausbrechen werde und die „Helden von der freiwilligen Feuerwehr“ sprechen dieß selbst unverholen aus. So vergeht kein Tag, wo es nicht zwei oder dreimal brennte, am Sonntage aber darf man darauf schwören, daß es wenigstens zehn oder zwölf Male brennt. An diesem Tage sind ja die Theater und sonstigen Belustigungsorte geschlossen und man muß doch auch ein „Sonntagsvergnügen“ haben! Was könnte aber ein besseres Vergnügen gewähren, als eine Feuersbrunst, wobei man Gelegenheit hat, sich zu holen, wessen man zum Leben und zur Nothdurft bedarf, und wo man zugleich sein Müthchen gegen den Feind kühlen kann, mit dem man schon lange in Hader lebte? — Das versteht sich nämlich doch wahrhaftig von selbst, daß jede Feuercompagnie in Amerika einer bestimmten politischen Richtung angehört und daher in Fehde steht mit den andern, welche zu der entgegengesetzten Partei halten. Ebenso natürlich ist aber auch, daß solche Compagnien, da sie aus lauter Rowdies und Klopffechtern zusammengesetzt sind, sich, so bald sie sich nur sehen, in Kampf miteinander einlassen und zur Abwechslung, statt das Feuer zu löschen, sich mit Revolvers bekämpfen. Es vergeht daher nicht Eine Woche, wo man nicht von einem solchen politischen Straßenparteikampfe hören könnte, und die Rowdiesschlachten der Feuerwehrmänner sind etwas so Alltägliches, daß es einem Amerikaner der Jetztzeit auffallen würde, wenn sie nicht existirten. — So ist die jetzige Feuerwehr New-Yorks beschaffen, und erinnert deßhalb in manchen Zügen an die bewaffneten Banden des siebzehnten Jahrhunderts, wo der Lands-

knecht eine Hauptrolle in Europa spielte. Doch wir kehren zu unserer Geschichte zurück.

Das Feuer loderte hell auf und stieg in einer mächtigen Flammensäule gen Himmel. Die Häuser, welche brannten, waren ja sämmtlich — das Eine ausgenommen — von Fachwerk und Brettern zusammengesetzt! Im Augenblicke sammelte sich eine unendliche Menschenmenge. Sie kam wie aus der Erde gestiegen. Männer, Weiber, Kinder, Alles bunt durcheinander; denn nichts ist für die New-Yorker anziehender, als eine Feuersbrunst. Sie rennen darnach auf eine Viertelstunde weit; sie erheben sich vom sanftesten Lager, nur um einem Brande beizuwohnen; sie verlassen die fröhlichste Gesellschaft, das nutzbringendste Geschäft, nur um das Feuer nicht zu versäumen! Mit jeder Minute mehrte sich die Menge, schon waren ganze Straßen angefüllt; aber Alle standen als müssige Gaffer, nicht Einer regte eine Hand, um hülfreich einzuschreiten. Sie hatten ja kein Recht hiezu, da alles Löschen der Feuerwehr vorbehalten ist. Aber — man braucht nicht lange zu warten; so schnell die gaffende Menschenmenge da ist, so schnell ist auch die Feuerwehr auf dem Platze. Bereits stürmen sie heran, die Männer der rothen Jacken! Schon hört man ihr Gebrüll, den Donner ihrer Spritzen und Schlauchwägen! Da sind sie. Eine Compagnie kommt von der Fultonstreet hergerannt, die andern von der Williamsstreet. Allen voran der Obmann oder Anführer mit einem mächtigen Horne, dem er gräßliche Töne entlockt; in der Mitte die Mitglieder der Compagnie, um die Spritze oder die Pumpe geschaart, als wären sie deren Leibwache; hinten drein der Troß, der unendliche Troß, die Leibknappen und Leibdienerschaft vorstellend. Wie sie glänzen in ihren feurigen Wämsern, in ihren

helmartigen lackirten Hüten! Wie sie rennen, als gälte es Leben und Ehre! Wie sie toben und brüllen und ihr jubelndes Hurrah rufen, als wäre es eine Festlichkeit sonder Gleichen! Zurück, ihr Leute, oder ihr werdet zertreten, zerfahren, zerstampft! Eine Gasse gemacht, eine breite, tiefe Gasse, daß die Feuermänner Raum haben! Herunter mit dem Schlauch, in einer Sekunde muß er an einer der Wasserröhren [1] angeschraubt sein! Herbei zu der Pumpe, in einer Minute muß der mächtige Strahl einschlagen! Heran an die Spritzen, ihr Jungen, hinein in die Häuser, ihr Hakenleute, hinauf auf die Dächer, mitten in den Brand hinein, gelöscht, unter Wasser gesetzt, eingerissen!

Weithin schallte das Commando der Anführer der beiden Compagnien. Die Menge stand gaffend weit zurückgedrängt auf der dem Feuer entgegengesetzten Seite. Die Spritzen fingen an zu arbeiten und prasselnd und zischend fielen die gewaltigen Strahlen in die helle Lohe, einen Gischt erzeugend, als wenn ein Fluß in eine Esse geleitet würde. Die Feuermänner stürzten sich in die Häuser, die Dächer zu erglimmen und bald erschienen sie auf denselben, Dämonen gleich zwischen Rauch und Flammen, Wasserschläuche nach sich ziehend und das nasse Element in Strömen auf die gefährlichsten Stellen

[1] Alle Straßen New-Yorks sind von Wasserröhren durchzogen, die in jedes Haus so viel laufendes Wasser liefern, als man nur wünschen kann. Diese Wasserröhren werden von den großen Reservoirs außerhalb der Stadt gespeist und die Reservoirs erhalten ihren Zufluß von dem Crotonflusse, der in dieselbe geleitet ist. In der That gibt es wohl keine Stadt in der Welt, die in dieser Beziehung mehr gethan hätte, als New-York. Ihre Wasserleitung kann als Muster für jede Stadt der alten und neuen Welt hingestellt werden. Sie kostete aber auch über 20 Millionen Dollars!

sich ergießen lassend. Man sah wohl, daß sie in wenigen Viertelstunden Herr über das Feuer werden mußten, wenn sie in diesem Ernste fortfuhren, denn in New-York kann man ganze Straßen mit allen ihren Häusern unter Wasser setzen, wenn man will, so mächtig sind die Röhren, die jede Straße durchziehen und mit Wasser versehen.

„Gott meiner Väter," jammerte Ephraim, der von seinem ziemlich weit entfernten Standpunkte aus dem Feuer zusah, „Gott meiner Väter, sie werden löschen das Feuer, ehe Alles verbrannt ist. Wie verschwenderisch sie doch umgehen mit dem Wasser, als obs nichts kostete und nichts werth wäre! Wo doch der Isaak bleibt, der schändliche, nachlässige Isaak! Und der Manasse, der spitzbübische, betrügerische Manasse! Ach, was gäbe ich darum, wenn ich sie jetzt hier hätte! Oder soll ich's selber wagen und unter die Feuermänner gehen? Es muß etwas geschehen, oder Alles ist verloren, wenn sie entdecken, daß die Kisten und Ballen in den brennenden Häusern leer sind oder mit Heu vollgestopft! Ha, da ist endlich Manasse! Gelobt sei der Gott meiner Väter, dem Feuer wird bald kein Einhalt mehr gethan werden! Hier, Manasse, schnell, thu' was ich dich geheißen habe; da ist das Päckchen; lauf' was du laufen kannst!"

Manasse empfing das Päckchen und eilte damit dem Brandplatze zu. Es war nur ein kleines, schmales, dünnes Päckchen, aber es war ziemlich schwer und fühlte sich an, als ob Goldstücke darin wären. Der verwachsene Bube schlüpfte zwischen den Feuerleuten hin, als wäre er eine Schlange. Jeden Augenblick stand er in Gefahr, zerdrückt, zertreten zu werden, aber in der nächsten Secunde tauchte er an einem andern Platze wieder auf. Jetzt hatte er den Obmann einer der Compagnien erreicht, und zupfte ihn am Arme. Der

Obmann schien ihn zu kennen, denn er neigte sein Ohr herab, um die Botschaft Manasse's bei dem gräßlichen Tumulte vernehmen zu können.

„Von Ephraim," flüsterte Manasse, dem Anführer der Feuerleute das schwere Päckchen in die Hand drückend. „Die Framehäuser sollen alle sechs bis auf den Grund ausbrennen. Er will nichts gerettet haben."

Kaum hatte er dieß gesagt, so schlüpfte er wieder davon. Der Obmann schob das Päckchen in seine Brusttasche und stieß gleich darauf mit gewaltigen Tönen in sein Horn. Lauthin tönte seine Commandostimme und alle seine Leute richteten ihre Blicke erstaunt nach ihm. Aber ein Wink und sie verstanden ihn. Die Spritzen erhielten plötzlich eine andere Richtung und die Flammen, die schon nachzulassen anfingen, schlugen bald mit erneuter Macht aus den Holzhäusern empor. Die neue Ordre war, daß von nun an die Spritzen nur dazu verwandt werden sollten, die angränzenden Häuser zu beschützen, damit das Feuer nicht weiter um sich greife. Natürlich merkte die Masse der Zuschauer nur wenig von dem, was vorging; als jedoch einige tadelnde Stimmen sich in lauten Zurufen hören ließen, ließ man einige Wasserstrahlen über die Köpfe der Menge hinsausen, daß Tausende bespritzt und durchweicht wurden. Dieß kühlte die Hitzköpfe ab und brachte die Lacher auf die Seite der Feuermänner, welche von nun an das Feuer ganz ungestört fortwüthen ließen.

Während nun die Eine der Feuerspritzen auf diese Art thätig war, hatte die Mannschaft der Andern ihr Hauptaugenmerk auf das große Handlungshaus gerichtet, das zwar ebenfalls in vollen Flammen stand, aber wegen seiner soliden Bauart dem Feuer weit mehr Widerstand entgegensetzte. Allein auch hier wurde auf den Eifer des Obmanns oder Anführers der

Compagnie einzuwirken gesucht, aber auf eine ganz entgegengesetzte Weise.

„Fünfhundert Thaler Belohnung, wenn Ihr das Haus rettet," rief Einer, der sich mit Hast durch die Masse durchdrängte.

„Wer seid Ihr?" entgegnete der Obmann der Feuermannschaft.

Es war der Agent der Feuerversicherungsgesellschaft, in welcher das Haus hoch eingeschrieben stand, und die Feuermannschaft strengte von nun an alle Kräfte an, des Feuers Herr zu werden. Dieß gelang ihr auch in Bälde, und so wie es vor Rauch und Flammen möglich war, stürzten sich Hunderte zumal in das Haus, um von dem reichen Inhalt so viel als möglich, wenn nicht zu retten, doch zu bergen. Allerdings ist es Gesetz, daß nur solche, die zur Feuerwehr eingereiht sind, nur wirkliche Mitglieder derselben in brennende Häuser eindringen und zur Rettung der Waaren schreiten sollen, aber wer kümmert sich um das Gesetz? Von den Hunderten, die in das große Waarenhaus eindrangen, gehörten vielleicht nur der fünfte Theil zur eigentlichen Feuermannschaft, die Uebrigen waren Anhängsel, Troß, Knappenschaft; aber — damit es dem Publikum nicht auffiel, trugen sie ebenfalls Feuerwehrhüte, das ist jene glänzend lackirten, helmartigen Hüte, die nur der New-Yorker Feuerwehr eigen sind. Ohne Zweifel schlüpfte auch Mancher mit hinein, der sich nicht einmal rühmen konnte, zum Troß zu gehören, sondern vielmehr zur wohlbekannten Diebs- und Langfingerzunft; aber man konnte es bei einem solchen Durcheinander nicht so genau nehmen, und — Einer mehr oder weniger, was konnte dieß schaden? Im Allgemeinen hielt die Feuermannschaft streng auf ihre Vorrechte und ließ Niemanden durch den Cordon,

den sie um das brennende Haus gebildet hatte, nein Niemanden, als — Freunde und Genossen, die nachher mit ihnen theilten. Jeder Andere wurde abgewiesen, und wer sich solchem Befehl nicht fügen wollte, durfte sicher sein, auf eine Art behandelt zu werden, daß er sich später gerne fügte!

Schon schien es, das Feuer sei in diesem Hause gedämpft, obgleich erst vielleicht zehn Minuten vergangen waren, seit der Agent sein Versprechen mit den fünfhundert Thalern gemacht hatte, als plötzlich ein lauter donnerähnlicher Schuß in dem Gebäude losging. Es war, als ob eine Petarde gesprungen wäre!

„Es ist Pulver im Hause," schrieen jetzt plötzlich ein Dutzend Stimmen. „Das ganze Gebäude wird in wenig Augenblicken in die Luft fliegen."

Die Wirkung, welche diese Worte hervorbrachten, war eine magische. Nicht blos zog sich die Feuermannschaft augenblicklich auf eine respektable Entfernung zurück, daß die Trümmer der etwa einstürzenden Mauern ihr keinen Schaden mehr thun konnten, sondern die Hunderte, die vorhin ins Haus eingedrungen waren, stürzten mit Allgewalt heraus, Einer den Andern überflügelnd. Doch kamen sie nicht mit leeren Händen. So kurze Zeit sie auch zur „Haussuchung" gehabt hatten, so trug doch der Eine dieß, der Andere das. Die Meisten hatten sich mit Cigarrenkisten oder mit einem Stücke Tuch befrachtet, und retirirten ganz ungehindert mit ihrer Beute, die später als „Gemeingut der Feuercompagnie" behandelt wurde. Doch hatte diese schnelle Retirade wenigstens Ein Gutes, denn Einer der Fliehenden stolperte in der Schnelligkeit über einen Gegenstand, der in der Yard ihm im Wege lag, und wie er sich unwillkührlich umsah, war es ein geknebelter Mann, der regungslos auf dem Boden lag. Natürlich

durchschnitt er die Bande desselben und zog ihm den Knebel aus dem Munde. Es war der unglückliche Privatschutzwächter, der hier die ganze Zeit regungslos hatte liegen müssen!

Doch in demselben Augenblicke wurde die Aufmerksamkeit der Masse urplötzlich auf einen andern Gegenstand gelenkt. Vom Broadway herab ertönte nämlich ein mächtiges Gebrüll und das Gebrüll war von einem donnerähnlichen Getöse begleitet.

„Die Lafayetter kommen! Die Lafayetter kommen!“ schrie die in der Beckmannstreet versammelte Masse.

Die „Lafayetter“ waren aber Niemand anders, als eine andere Feuercompagnie, welche so hieß, weil die Mitglieder derselben ihrer Feuerspritze den Namen Lafayette gegeben hatten. Mit einem jauchzenden Hurrah rückten sie an, als ginge es zu einem festlichen Schmause, oder als zögen sie triumphirend in eine eroberte Stadt ein. Aber die anwesenden Compagnien des siebten Districts nahmen die Sache anders auf. Sie rissen alsbald ihre Spritzen herum und machten Front gegen die neuen Ankömmlinge; offenbar betrachteten sie dieselben als Eindringlinge.

„Was wollt Ihr hier im siebten District?“ schrie Einer. „Bleibt uns vom Leibe; wir sind Manns genug, unser Feuer selbst zu löschen und brauchen die Achter nicht dazu.“

Die Lafayette-Compagnie gehörte nämlich dem achten Districte an.

„Zündet euch ein eigenes Feuer an, wenn Ihr partout löschen wollt,“ schrie eine andere Stimme und brachte dadurch die Lacher auf die Seite der „Siebener,“ d. i. die Compagnien des siebten Districts.

Inzwischen hatten aber die Lafayetter ihren Schlauch an der Wasserröhre bereits festgeschraubt, so daß ihre Pumpe

Wasser zog. Sie ließen nun ihre Spritze lustig spielen, aber nicht gegen die brennenden Häuser, sondern über die Zuschauer hin und gegen die zwei Compagnien, die zuerst auf dem Platze gewesen waren. Natürlich erwiederten diese die nasse Begrüßung und die Wasserstrahlen ergossen sich nun mit gewaltiger Kraft über die Anwesenden, Jeden, den sie trafen, von oben bis unten bis auf die Haut durchnässend. Dieß hatte jedoch keineswegs die Folge, daß das Publikum erbost worden wäre. Im Gegentheile, ein allgemeines Gelächter ertönte, so oft wieder ein Wasserstrahl auf die Menge niederfiel. Auch dachte kein Mensch daran, nach Hause zu eilen, und sich dem nassen Elemente zu entziehen, sondern alle Welt hielt wacker Stand, da man wohl wußte, daß diese Feuerspritzen-Dechargen blos das Vorspiel, so zu sagen die Einleitung seien und der eigentliche Tanz, d. h. der Kampf zwischen den eifersüchtigen Compagnien bald losgehen werde. Was konnte es aber prächtigeres geben, als solch' einen nächtlichen Straßenkampf, als eine Feldschlacht zwischen Feuerwehrcompagnien, und wem wäre es also bei solchen Aussichten eingefallen, nach Hause zu eilen, um aus den nassen Kleidern zu kommen?

Und siehe da, jetzt zeigte sichs, daß die bereits außerordentliche Aufregung, welche sich der gaffenden Menge bemächtigt hatte, sich noch steigern sollte; denn eine vierte Feuercompagnie kam angerennt. Es war eine starke, gut besetzte und von einem unendlichen Troß begleitete Compagnie.

„Hurrah! Hurrah!" schrieen deren Mitglieder schon von weitem.

„Henry Clay! Henry Clay!" schrieen die Siebener voller Freude; denn die Neuanrückenden, welche ihre Spritze Henry Clay (nach dem berühmten Staatsmanne) getauft hatten, waren ihre geschworenen Freunde, während die Lafayetter Tod-

feinde der Henry Clay-Leute waren. Hiedurch kamen natürlich die Achter in bedeutenden Nachtheil, und ihre Minderzahl war nun eine so auffallende, daß sogar Flucht keine Schande gewesen wäre. Doch hielten sie dessen ungeachtet festen Stand, obgleich die Henry Clay-Leute keinen Augenblick Anstand nahmen, ihre Spritze ebenfalls gegen die in der Minderzahl Befindlichen zu richten. In Amerika schämen sich Achte nicht, über einen Einzelnen herzufallen!

„Dießmal haben wir sie; dießmal wollen wir's ihnen geben!" schrie der Obmann der Henry-Clayspritzencompagnie. „Drauf und dran, Jungen, und die Revolvers heraus!"

Die Lafayetter ließen sich aber immer noch nicht einschüchtern, trotz der furchtbar überlegenen Zahl ihrer Feinde. Sie schaarten sich um ihre Spritze, um diese zu schützen und zogen ebenfalls ihre Revolver.

„Kommt heran, ihr verdammten Nichtswisser," [1] schrie Bob Macquire, einer der Lafayetter, und schoß der Erste seinen Revolver los.

Nun begann das Feuer von allen Seiten. Es war ein Pistolengeknatter, wie in einer förmlichen Schlacht, und die Kugeln flogen in der Luft herum, wie die Schwärmer bei einem Lustfeuerwerke. Zum Glück trifft man mit Revolvern nicht sicher, auch auf eine große Nähe nicht, sonst hätten nicht blos Dutzende, sondern Hunderte fallen müssen. So aber ging es wenigstens ohne Todte ab, obgleich der Verwundeten nicht wenige waren. Sogar unter den Zuschauern gab es solche, denn diese waren so erpicht auf das Schauspiel, daß sie sich trotz der auf glatter Hand liegenden Gefahr nicht von dem

[1] Die Henry Clay-Leute gehörten zur Knownothing-Partei, d. i. zur Partei der „Nichtswisser."

Schauplatz des Gefechts entfernten, sondern sich höchstens etwas mehr an die Häuser drückten. Allein, obgleich die Lafayetter sich muthig und tapfer zur Wehre setzten, so schienen sie doch unrettbar verloren, denn die drei feindlichen Compagnien stellten ihre drei Spritzen in eine Schlachtreihe und dechargirten ihre Schläuche zumal auf Ein Tempo. Die hiedurch verursachte Ueberschwemmung und Sündfluth, die sich über die Lafayetter ergoß, brachte natürlich die größte Verwirrung unter ihnen hervor, und dieselbe benützend, stürzten die Henry Clay-Leute nebst ihren Genossen, den Siebenern, mit einem furchtbaren Geschrei auf das kleine Häuflein ihrer Gegner, die frisch geladenen Revolver auf Ein Commando losschießend. Die Lafayetter wankten, sie mußten erdrückt werden! Plötzlich aber, als die Noth am höchsten und die Niederlage unausbleiblich schien, ertönte ein schriller, gellender Pfiff, der trotz des furchtbaren Lärms bis in die weiteste Ferne gehört wurde.

„Die Thugs! die Thugs!“ schrie die Menge.

„Wir sind gerettet!“ schrie Bob Macquire.

Die Thugs waren nun zwar keine Spritzenleute und auch keine Feuerwehrmänner; aber sie gehörten der demokratischen Partei an und waren eine gut organisirte und als besonders tapfer anerkannte Bande, so daß die Siebener nebst den Henry Clay-Leuten großen Respect bekamen, als dieser Zuwachs von den Lafayettern mit Jubel empfangen wurde. In der That war jetzt auch der Kampf bald entschieden, sowie diese neue Mannschaft auf dem Platze erschien. Die Angegriffenen verwandelten sich urplötzlich in Angreifer und im Sturmmarsch gings auf die Henry Clay-Leute los. Da half kein Widerstreben, da half kein Plänkeln mit den Revolvern!

„Gebt's ihnen mit den Fäusten,“ schrie Arthur Guerrier, der seinen Thugs mit gutem Beispiel voranging. Schlagt

ihnen die Revolvers aus den Händen! Auf die Spritzen! Voran! voran! voran!"

Und „Voran" gings. Die Spritze der Henry Clay-Leute war in wenigen Minuten total zertrümmert, so daß nur noch Splitter davon herumlagen. Dasselbe Schicksal schien auch den Spritzen der beiden andern Compagnien vorbehalten zu sein. Allein diese mochten wohl so Etwas ahnen, denn urplötzlich wie auf Ein Commando nahmen sie Reißaus und überließen den Kampfplatz den eingedrungenen Achtern nebst ihren Verbündeten, den Thugs, jener tapfern Bande, deren Mitglieder zwar für nichts Besseres gelten konnten, als für Mörder und Mordbrenner, die aber deßwegen doch als Gentlemen galten, da man es in Amerika mit dem „Erwerbszweig" nicht so scrupulös nimmt.

„Drei Hurrahs für die Thugs und ihren Anführer Arthur Guerrier!" schrie Bob Macquire, seinen Hut schwenkend.

Die drei Hurrahs wurden pflichtschuldigst und mit großem Enthusiasmus ausgebracht und dann folgten die Thugs der Einladung der Lafayetter, welche die schnelle Hülfe in der Noth nicht anders zu vergelten wußten, als durch ein großes Trink-Gelage in ihrer Hauptkneipe im achten Bezirke. Mit Siegesjubel zogen sie ab und die durch das Schauspiel des Kampfes enthusiasmirte Menge folgte ihnen schreiend, krakehlend, hallohend. Seit einer ganzen halben Stunde hatte sich kein Mensch um das Feuer bekümmert. Nicht ein Tropfen Wasser wurde mehr gegen dasselbe geschleudert. Ja sogar die Zuschauer nahmen sich gar nicht mehr die Mühe, sich darnach umzusehen, denn die Schlacht zwischen den Feuerleuten gewährte ihnen natürlich weit mehr Unterhaltung. So brannten die Holzhäuser natürlich total ab und auch von dem großen, prächtigen Waarenhause blieb nichts stehen, als das Mauerwerk.

Die nackten vier Wände sahen gleich schwarzen Riesen zum Himmel empor!

Alles ist vorüber. Der Brand ist nicht gelöscht, er ist blos in sich zusammengeschrumpft, weil er keine neue Nahrung fand. Die Feuerleute sind abgezogen, nicht weil es nichts mehr zu thun gibt, sondern weil sie sich mit den Thugs gütlich thun wollen. Die Menschenmenge hat sich verlaufen, es gibt ja nichts mehr zu sehen und zu hören! Nur einige wenige Nachzügler sind zurückgeblieben, solche, die bis auf den letzten Mann ausharren und meinen, es werde, wenn der letzte Act vorüber ist, der Vorhang doch noch einmal aufgehen. Und in der That, er ging auch noch einmal auf, denn nun erschien die Polizei auf dem Platze.

In Europa würde man es nicht glauben, in New-York findet man es natürlich: „wenn Alles vorüber ist, kommt die Polizei.“ In jener Straße wird Einer todtgeschlagen, in dieser verübt ein Anderer einen Einbruch; hier wird eine Wirthschaft demolirt, dort brennt ein Haus ab; die Polizei kommt, wenn Alles vorüber ist! Daran ist man in New-York so gewöhnt, daß man sich wundern, nein, damit ist zu wenig gesagt, — daß man es unerhört finden würde, wenn einmal der umgekehrte Fall einträte. — Die Polizei war also da und nahm das Terrain in Besitz. Der ganze Brandplatz wurde umzingelt und nachgesehen, ob richtig Alles verbrannt sei. Auch nach etwaigen Verunglückten sah man, und mit Verwunderung fand man, daß keine vorhanden seien. Doch — Einer war vorhanden. Als man nämlich genau nachsuchte und die ausgebrannte Schwelle des noch rauchenden Waarenhauses übertrat, fand man einen Menschen bewußtlos daliegen. Man hob ihn auf und untersuchte ihn. Er war über und über mit Gold beladen. Alle seine Taschen waren voll solcher Waaren,

um den Leib hatte er einen Gürtel gebunden, der durchaus mit Kleinodien aller Art gefüllt war, und überdieß lag noch ein großer mit Schmucksachen und Juwelen gefüllter Sack zu seinen Füßen, den er ohne Zweifel nur hatte fallen lassen, weil er selbst niedergesunken war. Hart daneben lag ein Feuermannshelm, dessen Inneres ebenfalls mit Goldwaaren ausgefüllt war. So schien es also, man habe einen verunglückten Feuermann vor sich. Das Erste nun, was die Polizei that, war, daß sie die Goldwaaren an sich brachte, versteht sich unter dem Vorwande, um sie dem rechtmäßigen Eigenthümer seiner Zeit zurückzustellen, wenn dieselben sich nach erledigter Untersuchung der Sache etwa noch vorfinden sollten, wozu übrigens, wie natürlich, keine Aussicht war. Das Zweite, was geschah, war, daß man den Verunglückten auf das Stationshaus brachte, wo es sich bald zeigte, daß er keineswegs todt, sondern nur betäubt und durch einen Fall am Fuße lädirt war. Er kam bald wieder zu sich und verlangte zu dem Junkshopinhaber Ephraim gebracht zu werden. Zum Unglück für ihn erschien aber der Privatschutzwächter, der, wie wir gesehen haben, seine Pflicht so gröblich vernachlässigt hatte, ebenfalls auf dem Stationshause, um sich den Mann anzusehen, und erkannte ihn sogleich.

„Das ist der Mann, der mich in das Sink werfen lassen wollte," erklärte er fest und bestimmt. „Ich kann mich in seinem Judengesichte nicht täuschen. Er war einer von den Einbrechern und ohne Zweifel auch einer von den Brandstiftern."

Kein Mensch zweifelte nämlich daran, daß das Feuer eingelegt gewesen sei. Im Gegentheil, man setzte dieß, wie in den meisten Fällen, so auch hier als eine unbestrittene Thatsache voraus. So ward der Verunglückte in Haft genommen

und in die Tombs gesandt, wo es sich auch in der That herausstellte, daß es der Jude Isaak sei, den man vor sich habe, und keineswegs ein verunglückter Feuerwehrmann.

Der Mann durfte von Glück sagen, daß er mit dem Leben davon gekommen war. Nachdem nämlich der Brand in voller Glorie ausgebrochen, hatte er sich mit vielen Andern, wie wir oben schon berichteten, in das große Waarenhaus gestürzt, wohin er sich dadurch einzuschmuggeln wußte, daß er einen Helm, wie ein Feuermann, aufgesetzt und ein rothes Oberhemd angezogen hatte. Wenn aber die Uebrigen, so mit ihm eingedrungen waren, nach den Cigarrenkisten und andern leicht greifbaren Werthsachen sprangen, so hatte er einen ganz andern Zweck. Sein Trachten ging nach der schweren Save, worin der Juwelenhändler alle seine Preciosen und Goldwaaren verschlossen hatte. Zeit war keine zu verlieren. Das Feuer wüthete in den obern Stockwerken. Hatte es einmal dort durchgebrannt, so wurde es natürlich gefährlich, in den unteren Stockwerken zu verweilen. So besann er sich nicht lange, sondern zog eine schwere Pistole, die er zu dem Zweck bei sich führte, hervor und feuerte diese ins Schloß des eisernen Schrankes ab. Dieser Schuß war es, welcher den panischen Schrecken verursacht hatte, als ob Pulver in dem Hause aufbewahrt werde. Für Isaak aber war es ein glücklicher Schuß, denn die Kiste sprang auf und zeigte dem gierigen Juden eine Masse der werthvollsten Schätze. Er belud sich damit bis zum Uebermaße, und erst wie er so viel gesammelt und eingesackt, daß er unter der Last fast zusammenbrach, machte er sich auf den Rückweg. Schon war er an der untersten Stufe der Treppe angelangt, schon hatte er sichere Hoffnung, mit seiner Beute zu entkommen, denn die ganze Menschheit, so sich um den Brand herum gesammelt hatte, war so in den Kampf

der beiden Feuerwehrparteien vertieft, daß keine Seele auf ihn Acht haben konnte; schon wollte er die Schwelle überschreiten, da brach mit einem furchtbaren Gekrach der oberste Stock zusammen und schlug im Innern alles durch; die schwere eiserne Save stürzte nach und riß das ganze Balkenwerk mit sich; einer dieser Balken streifte den schwer Beladenen, der durch diese Last zu unbeholfen wurde, um sich durch einen Sprung zu retten; so wurde er niedergeschlagen und blieb betäubt liegen, bis ihn die Polizei fand. Aber ein Glück für ihn, daß er unter der Hausschwelle lag, denn nur dieser Umstand rettete sein Leben. War er nur Einen Schritt weiter zurück, so mußte er unter einem Haufen Schutt begraben werden!

Ephraim, der Junkshopinhaber, hatte seinen Zweck erreicht. Wenige Tage nach dem Brande zahlten ihm die verschiedenen Feuerversicherungsgesellschaften die stipulirten Summen aus. Er hätte keinen Cent bekommen, wenn die Versicherungen nicht auf den reichen Banquier Morris und den hochwürdigen Doctor Beecher gelautet hätten!

4.

Ein Stück New=Yorker Leben.

Es war am Vorabende derselben Nacht, in welcher der große Brand in der Beckmannsstreet stattfand. Marc Price hatte sich müde gelaufen im Aufsuchen einer Spur von Rosa Bodin und ihrer Mutter. Er hatte die Polizei in Requisition gesetzt, er hatte die Nachbarschaft ausgeforscht, er hatte eine Annonce in die Abendblätter gesetzt, aber Alles vergebens. Sein Kopf wirbelte ihm, aber — warum bekümmerte er sich so sehr um das Schicksal dieses Mädchens, das ihm vor vier Wochen noch völlig fremd gewesen war? Dieses Mädchens, das eine geborene Ausländerin in allen Beziehungen des Lebens so tief unter im stand? Er wußte es selbst nicht, oder vielmehr, er gab sich gar nicht die Mühe, darüber nachzudenken. Sie war ja sein Schützling! Was brauchte er andere Gründe, um seine große Kümmerniß um sie vor sich sebst und vor Andern zu rechtfertigen? — Am Abend kehrte er nach Hoboken in das freundliche Landhaus der Frau Cooper zurück, wo er über die Zeit, welche der Caroline Myers zu ihrem Abzug

aus dem Hause seines Oheims vergönnt worden war, seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte.

„Sie bringen schlimme Nachrichten," rief ihm Edith Cooper entgegen. „Ich sehe es Ihrem Gesichte an. Das arme, arme Mädchen!"

„Ich bringe gar keine Nachrichten," erwiederte Marc, „weder schlimme noch gute. Das Mädchen ist mit ihrer Mutter spurlos verschwunden. Das Einzige, was ich erfuhr, ist das, daß am Morgen zwei Gefährte vor dem Hause hielten, und daß ein Nachbar zu sehen vermeinte, die beiden Frauen seien nicht mit einander abgefahren, sondern jede für sich besonders. Hiedurch wird aber das Verschwinden derselben nur um so geheimnißvoller."

„Es ist ein merkwürdiges Treiben, das jetzige Treiben in New-York," versetzte Frau Cooper mit großem Ernste. „Als ich noch jung war, kam in einem ganzen Jahre nicht so viel Außergewöhnliches vor, als nunmehr an jedem Tage. Und worin besteht dieses Außergewöhnliche? In der Regel aus Mord, Entführung, Brandstiftung, Einbruch, oder sonst einem ähnlichen Verbrechen. New-York ist eine große Stadt geworden, aber sie hat die schlimmen Eigenschaften einer solchen im dreifachen Maßstabe angenommen. Doch ich vergesse, Ihnen einen Brief einzuhändigen, der an Sie gekommen ist, und eine Botschaft auszurichten, die für Sie hinterlassen wurde. Hier ist zuerst der Brief."

Der Brief war in ein grobes schmutziges Couvert gehüllt und die Adresse allem Anscheine nach von einer rauhen, des Schreibens ungewohnten Hand gefertigt.

„Ich kenne die Handschrift nicht," sagte Marc, den Brief öffnend.

Kaum hatte er jedoch seinen Inhalt gelesen, so sah er erstaunt auf und übergab dann den Brief der Frau Cooper, die ihn mit nicht minderem Erstaunen durchlas.

„Ich habe mir das Haus angesehen,“ war der Inhalt des Briefes, „und die Gelegenheit genau vermerkt. Von hinten wird sich's machen lassen und der Alte soll seine Thorheit büßen. Werd' ihn ohne Muksen abthun, wenn Sie das Geld an den bewußten Ort bringen. Die andre Hälft' wie abgemacht, wenn Alles vorüber. Das Weibsstück ist mir verhaßter als der Tod; wissen schon warum. Hat mich um mein Erb' betrogen und wollt' auch Sie drum bringen. Aber ich will's ihr einträken. Muß auch dran glauben. Die zweit' Hälft' des Gelds, wenn Sie hören, daß die That vollbracht ist, müssen gleich an den bewußten Ort hinterlegen, denn ich mach' mich auf und davon nach Kansas oder Nebraska, bis Alles verraucht ist. Ich halt' mein Wort. Bin kein Neuling. N. M.“

„Was soll das sein?“ rief Frau Cooper, unwillkührlich erbleichend.

„Der Brief kommt von einem Wahnsinnigen oder ist er an die falsche Adresse gerathen,“ sagte Edith, sich die Ueberschrift noch einmal besehend.

Er war aber richtig an „Mister Price aus Californien“ überschrieben. „Abzugeben bei Frau Cooper in Hoboken.“

„Es muß doch ein Irrthum in der Adresse sein,“ erklärte Marc mit ruhiger Entschiedenheit; „aber ich werde den Brief der Oberpolizeibehörde übergeben. Offenbar ist auf irgend eine Unthat angespielt, die demnächst begangen werden soll, die aber zum Glück unterbleiben wird, wenn der ausbedungene Sündenlohn nicht eintrifft.“

Er nahm den Brief und schob ihn in die Tasche.

„Die Botschaft, die ich Ihnen auszurichten habe," fuhr nun Frau Cooper fort, „ist eine nicht viel minder merkwürdige, oder vielmehr eine noch auffallendere. Man verlangt nämlich von Ihnen, Sie sollen sich heute Nacht in einem gewissen Hause in der Carminestreet bewaffnet einfinden. Der Mann, der die Botschaft überbrachte, war sogar zwei Male da und machte seinen Auftrag äußerst dringend. Sein Name ist Colter, und er ist, wie er sagt, ein genauer Bekannter von Ihnen von Californien her, ein älterer, streng aussehender Mann, mit einem von Leidenschaften durchfurchten Gesichte. Hier ist seine Karte, auf die er mit Bleistift ein Paar Worte in einer fremden Sprache geschrieben hat."

„Herr Colter?" rief Marc aufspringend. „Und er war selbst da? Dann muß es etwas Wichtiges sein. Aber was hat er denn hier in spanischer Sprache auf seine Karte geschrieben? „Bring' deinen Revolver und dein Bowiemesser mit, Junge, denn wir werden etwas zu thun bekommen." „Ha, da muß ich gleich aufbrechen. Oder hat er eine Zeit genannt, bis wann ich bei ihm eintreffen soll?"

„Marc," sagte nun Frau Cooper, dem jungen Mann einen ernsten Blick zuwerfend, „ich kenne den Herrn Colter nicht, aber seinen herben Gesichtszügen nach ist er entweder ein Unglücklicher oder ein Verbrecher. Wollten Sie wirklich bis an die Zähne bewaffnet ihm bei irgend einer ungesetzlichen That beistehen? Denn eine solche beabsichtigt er sicherlich."

„Verehrte Frau," erwiederte Marc, „Sie kennen diesen Mann nicht und beurtheilen ihn gewiß nicht von der rechten Seite. Ich weiß zwar ebenfalls wenig von seiner Lebensgeschichte, obwohl er mir versprochen hat, mich mit derselben bekannt zu machen; aber so viel weiß ich von ihm, daß, wenn je ein Mann durch bittere Erfahrungen vielleicht, vielleicht

auch aus innerem Trieb zu dem Grundsatze gekommen ist, nur das Rechte zu wollen, und alles Unrechte mit allen ihm zu Gebot stehenden Kräften zu unterdrücken, so ist es dieser Herr Colter. Ich habe manche That von ihm in Californien gesehen und manches Wort von ihm auf der Reise hierher gehört, aber Alles bewies mir, daß er mit dem Unrecht und der Sünde einen Kampf auf Leben und Tod kämpft, und darum will ich ihm beistehen, und hab's ihm auch zugeschworen, und wenn gleich Revolver und Bowiemesser dazu benöthigt wären. Seit meiner Landung hier habe ich ihn nicht mehr gesehen, obwohl ich ihm das Versprechen abgenommen hatte, in allen Fällen meine Hülfe in Anspruch zu nehmen. Aber ich weiß, er thut dieß nur in der höchsten Noth. Himmel!" schrie er plötzlich laut auf, indem er zufällig die Karte Colters noch einmal betrachtete. „Himmel und Erde, was sehe ich? Hier, hier verehrteste Frau! Steht da nicht unter den spanischen Worten deutlich der Name Rosa Bodin? So wahr ich lebe, es heißt Rosa Bodin. „Bring' deinen Revolver und dein Bowiemesser mit, Junge, denn wir werden etwas zu thun bekommen für Rosa Bodin." So schreibt er, und Marc Price steht noch hier, statt schon längst zu ihm geflogen zu sein. Herr Gott, ich lobe dich, ich werde erfahren, was aus Rosa Bodin geworden ist."

Mit einem Sprunge war er zur Thüre hinaus und eine Treppe höher in seinem Zimmer, um seine Waffen zu holen. Das Bowiemesser[1] konnte er nicht finden, so eifrig er auch

[1] Bowiemesser — eine im Süden von Amerika besonders gebräuchliche Waffe. Sie hat ihren Namen von ihrem Erfinder Bowie und ist ein breites, mit einem starken Rücken versehenes, vorn aber zweischneidiges Messer, dessen Stich fast immer tödtlich wirkt, da der Gestochene sich innerlich verblutet.

darnach suchte. Wahrscheinlich, so dachte er, hatte er es im Hause seines Oheims in New-York gelassen. Den Revolver dagegen steckte er zu sich, nachdem er die Ladung der sechs Läufe vorher genau untersucht hatte. Dann stürmte er wieder die Treppe herab.

„Gehen Sie mit Gott, Marc," sagte Frau Cooper, ihm die Hand reichend. „Handeln Sie, wie es Ihnen Ihr Inneres vorschreibt. Ich werde dem Diener befehlen, wach zu bleiben, damit Sie eingelassen werden können, zu welcher Nachtzeit Sie auch von New-York zurückkehren mögen."

„Nein, Mutter," rief Edith, „wir werden selbst wach bleiben, denn die arme gute Rosa ist gewiß in schlechte Hände gefallen, aus denen sie Marc jetzt befreien muß. Ich wollte, Alfred wäre hier, statt daß ihn seine Geschäfte mit Herrn Brady über Land geführt haben. Er wäre der Dritte im Bunde gegen die Schlechtigkeit und Verdorbenheit New-Yorks. Eilen Sie, Marc, bringen Sie uns das herrliche Kind, die Rosa, hierher, meine Mutter wird sie mit Freuden aufnehmen und ich will sie wie eine Schwester behandeln."

Die Mutter nickte ihr beistimmend zu; die Tochter hatte ihr aus der Seele gesprochen!

Es war längst dunkle Nacht, als Marc Price New-York erreichte, aber da er die Canalstreetfähre benützt hatte, so brachte ihn ein Gang von wenigen Minuten in die Carmine-street. An einer Gaslaterne sah er noch einmal genau nach der Wohnung und Hausnummer, welche ihm Colter auf seiner Karte bezeichnet hatte.

„Das ist die Hausnummer," sagte er zu sich selbst, vor dem bezeichneten Hause stille stehend. „Eine Treppe hoch soll er wohnen, aber es ist kein Licht zu sehen. Sollte er nicht

anwesend sein? Und welche Eigenthümlichkeit, hier in dieser Gegend der Stadt seine Wohnung aufzuschlagen?"

Er ging zur Hausthüre, sie war nur angelehnt. Er suchte im Finstern die Treppe und stieg hinauf.

„Hierher, Marc," rief eine Stimme von oben. „Ich kenne Sie am Tritte. Nur gerade aus; Sie können nicht fehlen. So, da sind Sie, und nun setzen Sie sich. Ich wußte es wohl, daß Sie kommen werden, denn Sie gehören nicht unter die Generation von Schuften, mit denen jetzt unsere Großstädte bevölkert sind."

„Gewiß, Colter, Sie durften nicht zweifeln," versetzte Marc, „aber ...."

„Sie wundern sich, daß ich Sie ohne Licht empfange?" unterbrach ihn Colter. „Sie werden sich bald nicht mehr wundern. Wer beobachten will, muß sehen, daß er selbst unbeachtet bleibe. Kommen Sie einmal näher ans Fenster, was sehen Sie?"

„Hier gerade gegenüber?" entgegnete Marc. „Ich denke, einen hell beleuchteten Apothekersladen. Aber, Colter, in der That, ich kann meine Ungeduld nicht mehr bemeistern, was wissen Sie von Rosa Bodin? Wo ist sie? Warum hat sie ihre Wohnung in der Walkerstreet verlassen? Wie befindet sie sich jetzt? Ist ihr ein Unheil zugestoßen?"

„Ein hellerleuchteter Apothekersladen?" sagte Colter mit herbem, bitterm Tone, die Fragen seines jungen Freundes, wie es schien, ganz überhörend. „Ja wohl, ein unschuldiger Apothekersladen! Und hinter dem Laden das schändlichste aller Häuser, ein Spielhaus! Und hinter dem Spielhaus ein noch niederträchtigeres Local, ein Local, dessen Namen nur auszusprechen schon ein Fluch ist!"

„Aber Rosa Bodin?" rief Marc, dessen Ungeduld alle Gränzen überschritt.

„Rosa Bodin befindet sich in dem Locale, das ich zuletzt benannte,“ war die kalte, schneidende Antwort des Californiers.

Eine tiefe Pause trat ein. Man hätte den Athemzug der beiden Männer hören können; so lautlos still saßen sie einander gegenüber.

„Das Local mag sein, welches es wolle,“ sagte endlich Marc Price mit fester, entschlossener Stimme, „Rosa Bodin befindet sich nicht freiwillig dort. Colter, Sie bestellten mich mit Bowiemesser und Revolver, wie es in Californien, wo man gezwungen ist, sich selbst Recht zu verschaffen, Brauch und Sitte ist. Ich habe meinen Revolver bei mir. Kommen Sie, wir wollen Rosa Bodin holen. Auf, Mann, und bringen Sie mich nicht zum Wahnsinn!“

„Marc Price,“ erwiederte der Andere, und seine Stimme klang fast noch herber und strenger, als zuvor; „ich kannte dich bis jetzt nur als Einen, der Ehre und Ehrenhaftigkeit höher hielt, denn sein Leben. Was soll dir Rosa Bodin sein, wenn wir sie holen?“

„Rosa Bodin?“ rief Marc. „Sie soll mir sein, was die Schwester dem Bruder ist; nein, was die Braut dem Bräutigam. Ich liebe sie; jetzt erst weiß ich's, da ich sie verloren habe; ich liebe sie, und sie soll die Meinige werden. Aber Gott behüte meinen Verstand, wenn du mich noch länger auf die Folter spannst.“

Der junge Mann war aufgesprungen und ging mit heftigen Schritten auf und nieder. Auch Colter erhob sich, aber nur um Marc seine Hand zu geben.

„Es ist gut, Marc,“ sagte er, „ich kenne Sie und weiß, daß ich mich auf Ihr Wort verlassen kann. Rosa Bodin wird einen Beschützer in Ihnen finden und keinen Verderber. Aber Sie müssen Geduld haben. Es ist jetzt kaum zehn Uhr vor-

über und vor zwölf Uhr können wir unser Unternehmen nicht ausführen."

„Aber um Gott, Mann," rief Marc, der Verzweiflung nahe, „so sagen Sie mir doch wenigstens, was Sie von Rosa wissen? Sagen Sie mir, wie Sie Kenntniß davon haben, daß sie in jenem Locale dort über der Straße aufbewahrt wird? Sagen Sie mir, wie es uns möglich sein wird, sie dort herauszuholen?"

„Ich kenne Rosa Bodin nicht," erwiederte Colter mit fast zitternder Stimme. „Ich habe sie meines Wissens nie gesehen. Aber ich weiß, daß sie in unendlichem Vertrauen an Ihnen hängt, in einem Vertrauen, wie es nur die innigste Liebe eingeben kann. Ich weiß auch, daß sie dort üben festgehalten wird, mit Gewalt festgehalten wird. Ein Zufall, nein der Rathschluß Gottes war es, der mich in dieses Geheimniß einweihte. Ein Anderer wäre vielleicht mit Gleichgültigkeit darüber hinweggegangen, aber ich dachte an meine Tochter, an meine Annie. Wird nicht sie vielleicht, ja ohne Zweifel, der Hülfe eben so sehr bedürfen, als diese Rosa, dachte ich? Wird Einer da sein, der sich der Verlassenen, der Verwaisten annimmt? Marc Price, Rosa Bodin erwartet von Ihnen Hülfe, und wir beide werden sie erretten. Wird auch meine Annie einen Erretter gefunden haben?"

Der alte Mann schwieg erschüttert. Seine Stimme bebte. Marc Price sah nicht, wie er weinte, aber er fühlte es.

„Sie haben schweres Unglück erduldet," sagte der junge Mann mit leiser Stimme. Er fürchtete sich, bei solchem Jammer laut zu sprechen.

„Das habe ich," erwiederte der alte Mann, sich zur Festigkeit zwingend. „Schweres Leiden habe ich erduldet, aber es war selbstverschuldetes Leiden. Nach dem Maße,

nach dem du missest, wird dir gemessen werden, steht in der heiligen Schrift, und nach diesem Maße ist mir gemessen worden. Ich habe Ihnen versprochen, Ihnen meine Geschichte zu erzählen, wollen Sie mich anhören? Ich gebe Ihnen mein Wort, daß es unmöglich ist, vor zwei Stunden für Rosa Bodin handelnd einzuschreiten, und Sie wissen, daß mein Wort mir heiliger ist, als ein Eidschwur. Kommen Sie, Marc," fuhr er schwer aufseufzend fort, „setzen wir uns ans Fenster. Kein Mensch kann uns da sehen, aber wir sehen um so deutlicher, wer dort üben in den Apothekersladen aus- und eingeht. Richten Sie Ihr Augenmerk dahin, es wird Sie bald mehr interessiren, als Sie sich jetzt denken können."

„Es ist nur eine kurze Geschichte, die ich Ihnen erzählen werde," fuhr der gebeugte Mann fort, „eine Geschichte, wie sie Tausenden in diesem früher so gesegneten Lande begegnet; aber doch ist ihr Inhalt der Art, daß man ganze Bände mit füllen könnte. Sie sehen mich für einen älteren Mann an, für Einen, der seine fünfzig und mehr passirt hat. Ich bin kaum vierzig; aber Kummer, Elend, Entbehrungen aller Art, besonders jedoch Selbstvorwürfe haben mich zu dem gemacht, was ich bin. Vor zehn Jahren war ich noch ein glücklicher Ehemann, beneidet von Vielen, glücklich geschätzt von den meisten meiner Bekannten. Ich hatte ein schönes Weib, ein liebliches Kind und ein Geschäft, das mir jährlich seine paar Tausende abwarf. Wir konnten leben wie im Paradiese und wir lebten auch so. Sechs lange und doch so kurze Jahre lebten wir so, denn jetzt vor zehn Jahren war meine Annie fünf Jahre alt und sie war zehn Monate nach unserer Verehelichung geboren worden. Kein Mensch hätte geglaubt, daß unser Glücksstern je erbleichen könnte. Ich selbst glaubte es nicht. Und doch sollte es so kommen, und zwar in einem

Zeitraume von weniger als sechs Monaten. Mein Weib war schön, wie ich schon gesagt; aber sie war nicht blos schön, sondern auch tugendhaft und mit allen Eigenschaften einer gebildeten Hausfrau gesegnet. Nur einen Fehler hatte sie, sie liebte den Prunk zu sehr. Sie liebte ihn nicht sowohl für sich, als für ihr Kind, das sie vergötterte. Für die kleine Annie wurde mehr Geld ausgegeben, als mit unsern Verhältnissen übereinstimmte. Dieß gab den ersten Anlaß zu Streitigkeiten, und diese Streitigkeiten waren die ersten seit unserer Ehe. Eines Abends, nach einem solchen Zerwürfnisse, war ich im Unmuthe ausgegangen. Der Teufel muß mich damals geführt haben, denn auf einmal befand ich mich im Broadway in der Nähe von Cityhallplace. Dieser Platz war aber damals noch nicht, was er jetzt ist. Auf der rechten Seite stand noch das alte College[1] und die Straße war noch nicht durchbrochen. Ich lehnte an einem Eckhause und betrachtete mir das Getriebe in der Nähe des Parks. Ein Freund trat zu mir. Es war einer von denen Freunden, wie man sie zu Dutzenden in der Jugend hat. Seit meiner Verheirathung hatte ich ihn nur wenig gesehen, denn derartige Freunde passen nicht für verheirathete Männer. Jetzt freute es mich, daß ich ihn traf, da meine Seele durch den häuslichen Zank verbittert war.

„Was ist dir, Richard?“ sagte er zu mir. „Du siehst ja in die Welt, wie ein Isegrimm aus unseren Kindermährchen!“

„Ich weiß nicht, was ich ihm antwortete; aber so viel weiß ich, daß er mich mit sich zog in eine der Restaurationen, deren es dort damals eine Menge gab. Mein Herz war voll bis zum Ueberströmen. Er wurde mein Vertrauter. Wir

[1] College, so viel als „höheres Gymnasium“ oder auch ein Universitätscollegium.

tranken mehr, als ich wenigstens gewohnt war. Wann wir das Local verließen, weiß ich heute nicht mehr. Ich wußte es nicht einmal den andern Tag. Aber das ist mir noch im Gedächtnisse, als wäre es eben erst geschehen, daß wir auf einmal vor einem großen Hause hinter Cityhallplace standen, welches in tiefe Nacht gehüllt schien. Mein Freund klopfte und als ein Thürsteher von innen öffnete, flüsterte er ihm leise einige Worte zu. Wir durften passiren. Der Gang war nur spärlich erleuchtet, so daß man von außen gar nicht hatte bemerken können, daß überhaupt ein Licht darin brannte. Wir stiegen eine Treppe hinan und wanden uns durch einige Gänge fort. Plötzlich strömte uns eine grelle Beleuchtung entgegen. Wir stiegen immer höher. Mein Freund kannte den Weg. Nun kamen wir in ein Zimmer, das gegen hinten hinaus liegen mußte, denn es brannten eine Menge Lichter darin, von denen ich vorhin, als wir vor dem Hause standen, nichts hatte bemerken können. Es war prachtvoll eingerichtet. An den Wänden hingen reiche Spiegel, der Boden war mit weichen Teppichen belegt, ringsum reihte sich ein Divan an den andern, die Tische waren mit Eßwaaren und Crystallflaschen überfüllt, und einige blendend schöne Damen machten die Honneurs. Die Gesellschaft, die wir trafen, war zahlreich, lauter Herren aus den höheren Ständen, Viele darunter Bekannte von mir. Ich wurde mit Freuden, ja fast mit Frohlocken begrüßt. Man schmeichelte mir von allen Seiten. Niemand fragte, woher ich komme, Niemand, was ich hier wolle. Man betrachtete meine Anwesenheit als eine sich von selbst verstehende und behandelte mich wie einen langjährigen Freund, den man gewohnt ist, alle Tage bei sich zu sehen! Die schönen Frauen des Hauses benahmen sich, wie wenn sie mich seit Jahren gekannt hätten: sie waren nicht zudringlich, aber sie waren zu-

vorkommend; sie schmeichelten nicht, aber sie betrugen sich, wie Freundinnen. Man aß und trank, man scherzte und lachte, man war zu Hause. Plötzlich öffneten sich die Flügelthüren und ehe ich mich's versah, hatte mich eine der Damen am Arme und wir gingen mit den Andern in den hell erleuchteten Salon, in dessen Mitte ein langer grüner Tisch stand. Man setzte sich um den Tisch. Einer der Herren hatte ein Spiel Karten vor sich und daneben einen Haufen von Gold und Banknoten. Jetzt wußte ich, wo ich war, ich befand mich in einem Spielhause. Mein erster Impuls war, aufzuspringen und davon zu gehen, denn ich war so erzogen, daß mir das Spiel, das Hazardspiel wenigstens, einen Schrecken einflößte. Aber das schöne Weib, das neben mir saß, blickte mich so sanft, so zärtlich und zugleich so harmlos an, daß ich mich schämte, Aufsehen zu erregen. Zugleich benahmen sich die Uebrigen so ruhig und anständig, daß ich wirklich befürchten mußte, mich lächerlich zu machen, wollte ich plötzlich aufbrechen und so die Unterhaltung stören. „Du kannst ja spielen oder nicht spielen," dachte ich, „und wenn du je des Anstands halber ein paar Dollars setzst, so wird dich dieß nicht ruiniren." In der That redete mir kein Mensch zu, zu pointiren. Man überließ mich ruhig mir selbst. Bald sah ich aber mit gesteigerter Begierde über das grüne Feld hin. Meine Nachbarn und Nachbarinnen warfen die Goldstücke auf den Tisch, als wären es Rechenpfennige. Sie verloren und gewannen mit gleich lächelnder Miene. Es verdroß mich eigentlich, daß mich Niemand einlud, auch mein Glück zu probiren. Endlich nahm ich mein Herz in beide Hände und setzte ebenfalls ein Goldstück. Ich gewann. Ich setzte wieder und gewann wieder. Meine Nachbarin lächelte mir so verführerisch zu, daß ich bald immer größere Summen riskirte. Aber das Glück war

mir hold, und ich gewann fast auf jeden Zug. Nach wenigen Stunden konnte ich gegen vierhundert Dollars mein eigen nennen. Das war mehr, als die Summe betrug, wegen der ich heute Mittag mit meinem Weibe Verdruß angefangen hatte. Nun aber wurde ich nüchtern. Der Gedanke an mein Weib, der mir in diesem Augenblicke in den Kopf kam, verscheuchte auf einmal alle Einflüsse des Weins und der Sinnlichkeit, welche mich seither fast betäubt hatten. Ich begehrte zu gehen. Und merkwürdiger Weise, kein Mensch legte mir ein Hinderniß in den Weg. Ich hatte eine ziemliche Summe Geldes gewonnen und doch war in der ganzen Gesellschaft nicht Eine Person, die mir nicht freundlich gute Nacht gewünscht hätte! Nicht einmal Revanche zu geben wurde ich aufgefordert, ja nicht einmal eingeladen wurde ich, wieder zu kommen! Mein Freund geleitete mich bis zur Hausthüre und von da fand ich den Weg allein nach Hause. Ich war halb beschämt über meinen Leichtsinn, aber doch wieder erfreut über das unerwartete Glück, das mich nun befähigte, den Wünschen meines Weibes nachzukommen, ohne daß ich eine zu große Summe aus meinem Betriebscapitale ziehen mußte. Mein langes Ausbleiben in der Nacht wußte ich mit irgend einer Ausrede zu entschuldigen."

Hier hielt er einen Augenblick inne, um tief Athem zu holen.

„Das war die Lockente, Marc Price," fuhr er nach einer Weile fort. „Die gewonnenen vierhundert Thaler waren der Vogelleim, an dem sie mich zu fangen gedachten und auch wirklich gefangen haben. Es dauerte vielleicht vier Wochen, ehe ich wieder ans Spielen dachte. Ich fühlte gar keine Lust dazu; im Gegentheile, ich hatte mir fest vorgenommen, mich nie mehr verführen zu lassen und nur wie bisher meinen Pflichten als Hausvater und Geschäftsmann zu leben; denn ich

wußte ja aus der Lectüre, welch' unberechenbaren Nachtheil die Leidenschaft des Spiels auf das Leben eines Menschen hat, und — nicht ohne tiefen Grund haben unsere Gesetzgeber eine so strenge Strafe auf alle Hazardspiele jeder Art gesetzt! Vier volle Wochen also dauerte es, bis ich wieder ans Spielen dachte. Da gab es aber einen neuen Auftritt in unserem Hause. Meine Frau hatte wieder ein Bedürfniß wegen der kleinen Annie oder verlangte sie aus irgend einem andern Grunde Geld, — denn die vierhundert Thaler waren natürlich längst aufgebraucht — ich weiß es nicht mehr, aber das weiß ich, daß es einen Auftritt wegen des Geldes gab. Der Unmuth trieb mich abermals aus dem Hause, und nun war ich es selbst, welcher das Spielhaus aufsuchte. Ich dachte an mein früheres Glück und wollte wieder gewinnen, oder wenigstens mich zerstreuen. Mein Herz pochte aber doch ein wenig, als ich an der Thüre klopfte. Man öffnete mir, aber da ich das Stichwort nicht kannte, ließ man mich nicht ein. So mußte ich unverrichteter Dinge nach Hause kehren; allein dieser Umstand, statt mich zur Besinnung zu bringen, reizte mich nur noch mehr auf und den andern Tag hatte ich keine Ruhe, bis ich meinen Freund von dazumal auffand, um mir Eintritt zu verschaffen. Von nun an war ich ein täglicher Besucher des Spielhauses und von dieser Zeit datirt sich der Ruin, der über mich und meine Familie hereingebrochen ist. Anfangs gewann ich nicht unbeträchtliche Summen und ich schwamm im Glücke; aber bald wandte sich das Glücksrad, und nicht blos das, was ich gewonnen hatte, sondern noch ein beträchtlicher Theil meines eigenen Vermögens wurde auf dem grünen Tische geopfert. Dieser Verlust war aber noch das Geringste. Der Hauptverlust war, daß mein ganzes Geschäft ruinirt wurde und daß mein ganzes eheliches Glück in Trüm-

mer zerfiel. Natürlich zwangen mich die langen Nachtwachen am Spieltische, den verlornen Schlaf bei Tage nachzuholen; so konnte ich meinen Pflichten als Gewerbsmann nicht nachkommen, und ich büßte nach und nach meine ganze Kundschaft ein. Es lag mir auch gar nichts mehr an solch' einer Kleinlichkeitskrämerei, wie ich jetzt meinen Handel nannte, denn ich sah ja allnächtlich größere Summen gewinnen und verlieren, als ich sonst in meinem Detailgeschäft in einem ganzen Halbjahre umsetzte! Meine Frau merkte bald an meinem veränderten Aussehen und den tief eingefallenen Zügen, welche Leidenschaft mich erfaßt habe, und bat mich fußfällig, davon abzulassen, da es der Todesstoß für unser Familienglück sei. Sie wies auf unser einziges Töchterlein hin und beschwor mich bei Allem, was mir heilig sei, von meinem unseligen Beginnen abzulassen. Ich versprach es auch. Wo wäre Einer gewesen, der solchem Andrängen hätte widerstehen können? Ich versprach es jedoch nicht blos, sondern ich faßte auch den festen Vorsatz, meinem Versprechen nachzukommen. Aber zwischen Versprechen und Halten ist ein großer Unterschied," setzte er bitter hinzu.

„Einige Wochen lang schien es, als ob Alles wieder ins rechte Geleise kommen sollte," fuhr er nach einer kurzen Pause fort. „Ich warf mich eifriger als je auf die Arbeit; ich hatte auch viel einzuholen! Leider aber machte ich die Erfahrung, daß ich einen großen Theil des bisherigen Zutrauens beim Publikum verloren hatte. Nicht etwa, weil meine Spielerlaufbahn bekannt geworden wäre, sondern einfach, weil durch meine seitherige Nachlässigkeit die Leute anderswohin, in andere Läden, in andere Verkaufslocale zu gehen gewöhnt worden waren. Ich hatte also doppelt, ja dreifach große Mühe, mein Geschäft wieder emporzubringen, besonders da im Spiel auch

ein ziemlicher Theil meines Vermögens zu Grunde gegangen war, der mir nun schwer abging. Meine Frau sah die Anstrengungen, die ich machte, mich wieder empor zu arbeiten; sie sah auch die Drangsale, mit denen ich zu kämpfen hatte. Sie hielt daher mit den Ansprüchen, die sie ans Leben machte, so viel möglich zurück; aber ich sah es aus ihrem verdrossenen Gesichte, daß sie es nur mit großer Selbstüberwindung that, und es schnitt mir ins innerste Herz, wenn sie stillschweigend auf andere Kinder deutete, die mit größerer Pracht, mit größerem Luxus ausgestattet waren, als unsere Annie. Sie zog es daher vor, gar nicht mehr auszugehen; ich sah ihr's an, warum sie es that, sie schämte sich, nicht mehr wie früher alle Moden, allen Toilettenprunk, alle Theater, alle Conzerte, mitmachen zu können. Und wer war Schuld hieran? Niemand, als ich. So fing sie bald an — ich glaubte es wenigstens, — sich auch meiner zu schämen und ich fühlte, daß sie mich verachtete."

Abermals hielt er inne und holte tief und schwer Athem. „Marc Price," fuhr er dann mühsam sich fassend fort, „es ist ein schweres Wort, das ich so eben gesagt habe; es gibt kein schwereres im Ehestande, als wenn ein Gatte vom andern weiß, daß er ihn verachtet. Aber ich war selbst Schuld daran, und mußte es ertragen. Da wurde ich eines Tags von einem guten Geschäfte unterrichtet, das mir ziemlichen Vortheil bringen mußte, wenn ich es bekommen konnte. Es gehörte eine verhältnißmäßig nicht allzugroße Summe dazu; aber — ich besaß sie nicht. Früher, vor sechs Wochen noch wäre es mir ein leichtes gewesen, sie aufzubringen. Jetzt? Ich glaube, man sah mir's an, daß ich mein Selbstvertrauen verloren hatte, denn wo ich anklopfte, wies man mich ab. Es war mir unmöglich, so sehr ich mich auch anstrengte, auch nur die Hälfte der nöthigen Summe zusammen zu bringen. An demselben

Tage hatte auch meine Frau ein Bedürfniß. „Sie habe mich lange nicht belästigt,“ sagte sie kalt, „aber nunmehr könne sie nicht mehr anders und wenn sie nicht glauben müsse, von mir als wenig mehr denn ein Dienstmädchen angesehen und behandelt zu sein, so dürfe ich sie mit ihrem Begehren nicht abweisen.“ Dennoch wies ich sie ab, ich mußte es thun. Sie erwiederte keine Silbe, aber der Blick, den sie mir zuwarf, der höhnisch-verachtende Blick und die höhnisch-verzogenen Lippen sagten mir mehr, als Worte hätten thun können. Voll Verzweiflung ging ich aus dem Hause. Ich bekümmerte mich nichts um die Richtung, die meine Füße einschlugen, ich sah weder rechts noch links, weder nach vornen noch nach hinten. Lange, sehr lange muß ich so in den Straßen herumgewandelt sein, denn es war dunkle Nacht, als ich endlich zu mir selbst kam. Ich befand mich vor dem Spielhause hinter Cityhallplace! „Das ist ein Wink von oben,“ dachte ich. „Gewiß ist dir ein glücklicher Zug beschieden und dann hat all' deine Verlegenheit, ja all' dein Jammer und häuslicher Verdruß ein Ende.“ So flüsterte eine Stimme in mir. Wohl wußte ich, daß es die Stimme des Verführers sei, aber dennoch hörte ich auf sie. Wohl sagte mir mein laut pochendes Herz, daß ich auf dem Wege sei, vollends ganz ins Verderben zu rennen, aber immer und ewig flüsterte jene Stimme. „Versuchs noch einmal, es wird dir glücken, dann blühen dir wieder glückliche Tage.“ — Ich konnte dieser Stimme nicht länger widerstehen und wenn es mein Leben gekostet hätte! So pochte ich denn an, nannte das Paßwort und stieg die Treppen hinan. Wie freudig sie mich empfingen! Welch' zärtliche Vorwürfe sie mir für mein langes Ausbleiben machten! Es war, als ob ein lang entbehrter Freund wieder nach der Heimath zurückgekehrt wäre!“

Abermals trat eine Pause ein. „Gib mir die Flasche dort neben dir auf dem Gesimse," flüsterte der Erzähler nach einer Weile mit heiserer Stimme. „Ich komme nun an den herbsten Theil meiner Geschichte."

Er that einen tiefen Zug, wie um sich zu stärken, damit er nicht in der Erinnerung an die ausgestandenen Qualen unterliege.

„Wir setzten uns zum Spiele," erzählte er nun weiter. „Es war das gewöhnliche Pharo, wie es hier und in Californien überall gebräuchlich ist. Der Einsatz war nach Belieben. Ich spielte im Anfang vorsichtig, denn ich hatte mir fest vorgenommen, kalt zu bleiben, da der Ruhige und Gemessene immer am Ende Sieger bleibt. Die Summe, die ich bei mir hatte, war nicht klein, wenigstens nicht für mich; denn sie bestand aus dem Gelde, das ich zur Erwerbung und Durchführung jenes Geschäfts, von dem ich oben gesprochen, mit Mühe beinahe zur Hälfte zusammengebracht hatte. Verdoppelte ich diese Summe, so war mir geholfen. Auch hatte ich fest beschlossen, augenblicklich aufzuhören, so bald ich diesen Zweck erreicht habe. Das Glück war mir im Anfang nicht ungünstig; im Gegentheil fast jedes Spiel fiel zu meinen Gunsten aus; so wurde ich in meinen Wagnissen immer kühner und verdoppelte meine Einsätze, so daß ich nahe daran war, die ganze Summe, deren ich bedurfte, gewonnen zu haben. Ich jubelte in meinem Innern, aber ich jubelte zu früh. Unter den Besuchern jenes Spielhauses, worunter Männer von allen Classen und allen Erwerbszweigen, Männer fast jeden Alters und jeden Standes gehörten, obgleich natürlich die Reichen und Vornehmen die Mehrzahl bildeten, unter diesen Besuchern zeichnete sich ein noch ziemlich junger Geistlicher aus, der als Redner glänzte und bei der Frauenwelt besonders an-

fing einen Ruf zu erlangen, der aber im Stillen und insgeheim allen Lastern fröhnte, die nur immer in New-York zu befriedigen sind. Er konnte unsre Gesellschaft ungescheut und ungenirt besuchen, denn eine Entdeckung war kaum zu befürchten, außer wenn Einer von den Eingeweihten selbst den Verräther gemacht hätte. Diese aber hatten sich mit Wort und Handschlag, ja fast mit einem Eide verpflichtet, unter allen und jeden Umständen das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Auch kannte man kein Beispiel, daß dieser Eid gebrochen worden wäre, darum wurde auch in New-York ein „Spielhaus für die höheren Classen" fast noch nie ausgehoben. Der junge Geistliche nun, ob er gleich von seinen Schafen als ein Hirte sonder gleichen geachtet war, kam fast regelmäßig und zeichnete sich nicht blos durch sein hohes und gewagtes Spiel aus, sondern auch durch die Neuerungen, die er aus fremden Ländern, besonders Frankreich und Deutschland, worin er lange gereist war, mitgebracht hatte. Er gefiel sich darin, uns neue Glücksspiele zu zeigen, die wir noch nicht kannten, und die daher nothwendig das größte Interesse erregen mußten, eben weil sie neu waren. In der Nacht, von der ich spreche, hatte er sich noch nicht eingefunden, aber er hatte versprochen, zu kommen und für die Gesellschaft eine Würfelbank nach deutscher Weise und Sitte aufzulegen. In der That kam er, wie ich eben im höchsten Glücke saß, und die übrigen Spieler, von denen der größte Theil verloren hatte, ergriffen diese Gelegenheit mit Lust, das Pharo aufzugeben, um sich in dem neuen Spiel des jungen Geistlichen wo möglich zu revanchiren. Dieses Spiel war sehr einfach. Es bestand in drei Würfeln, die man in einem ledernen Becher schüttelte; zeigten zwei der Würfel die gleiche Zahl, so hieß man dieß einen Pasch, und der, welcher die Bank gab, zog alle Einsätze ein, sobald der Pasch mehr

als eilf zählte. Zählte er weniger, so mußte er alle Einsätze ausbezahlen und die Bank an seinen Nebensitzer abgeben. Natürlich begann man mit diesem neuen Spiele alsobald und der Geistliche war, wie sich von selbst versteht, der erste Bankgeber, bis wir die Sache verstanden. Es dauerte aber nicht lange, so kannte sich jeder aus, und das Bankgeben kam nach und nach an Alle. Das Glück wechselte bei diesem „Paschen" fast noch regelmäßiger, als beim Pharo, nur mich begünstigte es auffallend, denn ich warf neunmal hintereinander über eilf und gewann somit neunmal alle Einsätze, welche die Andern gegen mich gewagt hatten. Ich war also entschieden im Vortheil und in Folge dessen mehr aufgeregt als je. Als ich daher endlich beim zehnten Pasche fehlte, und die Bank wieder an den jungen Reverend [1] überging, riß mich meine Ungeduld, noch mehr zu gewinnen, zu den gewagtesten Einsätzen hin; aber die Strafe blieb nicht aus. War ich nämlich vorhin im Werfen guter Pasche auffallend glücklich gewesen, so war es jetzt dieser junge Geistliche noch mehr. Eilfmal schon hatte derselbe hinter einander gewonnen und natürlich immer alle Einsätze gezogen. Ich für meine Person hatte jedesmal meinen Einsatz verdoppelt. Einmal muß er doch fehlen, dachte ich, einmal muß er doch weniger als eilf werfen! Als er somit sich zum zwölften Wurfe anschickte, und die Umsitzenden vorher wie üblich zum Setzen aufforderte, verdoppelte ich den letzt gemachten Einsatz abermals. Meine Hände zitterten, meine Pulse flogen, die Augen versagten mir fast den Dienst! „Einmal muß er doch verlieren," rief ich laut. — Der junge Mann erwiederte nichts, sondern lachte blos höhnisch. Er warf

[1] „Reverend" — Hochwürdiger. Die protestantischen Geistlichen werden meist so betitelt.

das zwölfte Mal. Dreizehn lagen auf dem Tische! Ich hatte abermals verloren! — Ein solches Glück war unerhört. Die Uebrigen hatten längst aufgehört zu setzen, und sahen nur meinem hohen Spiele zu. Bereits hatte ich nicht blos alles bisher Gewonnene verloren, sondern auch einen großen Theil des Mitgebrachten. Nun aber nach diesem letzten Wurfe kannte ich keine Ueberlegung mehr. Ich war wie in einem Rausche. Das ganze Zimmer drehte sich mit mir. Mein Gegner gegenüber aber saß kalt und fixirte mich mit einem herausfordernden Blicke. Ich nahm all mein Geld, das ich noch hatte und legte es auf einen Haufen. „Ungezählt," rief ich; „Alles, was daliegt, auf Einen Wurf." „Es gilt," erwiederte er und schüttelte die Würfel im Becher. Die Spannung war eine furchtbare, und nicht blos bei mir, sondern auch bei allen Andern. Die Würfel fielen. „Achtzehn!" rief eine Stimme, die wie der Donner des Weltuntergangs in meine Ohren schallte. Er hatte achtzehn geworfen! Meine Sinne drohten mir zu vergehen; ich war einem Schlagflusse nahe. „Versetze dein Geschäft und Waarenlager," flüsterte mir Einer zu. „Das Glück muß sich wenden. Beim vierzehnten Wurfe kann er nicht gewinnen." „Wie viel gibst du mir dafür?" flüsterte ich zurück. „Viertausend Dollars," erwiederte er. Es war achttausend und mehr werth! Aber ich kannte in diesem Augenblicke nichts, als meine Leidenschaft. Schnell Dinte, Feder und Papier! Es war Alles im Momente zur Hand und in weniger als fünf Minuten hatte er den Verkaufsbrief geschrieben und ich denselben unterzeichnet. Viertausend Dollars lagen vor mir! Es war Alles, was ich besaß. Verlor ich dieses, so war ich mit Weib und Kind ein Bettler, ja mehr als ein Bettler, denn ich besaß noch Schulden, die nicht bezahlt waren. Aber was galt mir Weib, was galt mir Kind

in diesem Augenblicke? Die Spielwuth beherrschte mich. Ich war kein Mensch mehr; ich war ein Besessener! „Viertausend Dollars!“ rief ich. „Auf Einen Wurf?“ fragte mein Gegner. „Auf Einen Wurf!“ erwiederte ich. Die Würfel rasselten im Becher. Sie fielen. „Sechzehn!“ Er hatte vierzehnmal hinter einander gewonnen! — Was weiter mit mir vorging, wie ich auf die Straße kam, wo ich den Rest der Nacht zubrachte, ich weiß es nicht mehr; ich wußte es auch nicht am andern Morgen, denn ich war von Sinnen. Es mochte acht Uhr an diesem Morgen sein, da stand ich vor meinem bisherigen Geschäftslocale, das zugleich meine Privatwohnung gewesen war. Von diesem Zeitpunkte an habe ich wieder eine Erinnerung. Ich mochte aber wohl einen entsetzlichen Anblick gewähren, denn die Leute, die dort standen, betrachteten mich mit gar sonderbaren Blicken und wichen auf beiden Seiten zurück, um mir Platz zu machen. Ich ging in das Haus. Es stand offen. Der, dem ich mein Alles um viertausend Thaler verkauft hatte, kam auf mich zu: Er hatte bereits Besitz davon ergriffen! „Wo ist mein Weib und mein Kind?“ keuchte ich hervor. Statt der Antwort überreichte er mir ein Briefchen. Es war nur ein kleines Briefchen und nur wenige Worte standen darin. Ich weiß sie heute noch auswendig. „Du bist ein Nichtswürdiger,“ schrieb meine Frau. „Ich weiß Alles. Mich und Annie wirst du nie mehr sehen.“ — Das war Alles!“

Erschöpft schwieg der Mann. Auch Marc wagte kein Wort zu sprechen. Die Erzählung hatte ihn zu tief erschüttert. — So saßen sie lange schweigend.

„Sehen Sie die halbvermummten Gestalten,“ begann jetzt wieder der Californier, „die von Zeit zu Zeit in den Apothekersladen schlüpfen? Es sind wohl Leute, die dort ärztliche

Hülfe begehren? Nicht wahr, so denken Sie? Aber Sie werden bald die Wahrheit erkennen; nur noch eine kleine Stunde und unsere Zeit wird gekommen sein. Lassen Sie mich meine Erzählung beenden, denn es drängt mich, mein Herz endlich einmal, zum ersten Male seit dem Beginn meines Elendes, auszuschütten! Meine Frau war fort, mit meinem Kinde spurlos verschwunden. Ich kannte sie zu gut, als daß ich hoffen konnte, ihren Versteck ausfindig zu machen. Wer vermag es, einen Menschen in New-York zu finden, der dort unerkannt bleiben will? Und daß sie mich nicht mehr sehen wollte, das wußte ich, denn sie verachtete mich! Damals kamen die ersten Nachrichten von den Goldminen Californiens. Ein Theil der Menschheit zweifelte noch daran, der andere Theil wurde verrückt durch das Goldfieber. Ich schloß mich einer Carawane an, welche es unternahm, mitten durch die Prärien durch das bis jetzt unerforschte Gebiet des Indianers über die Felsengebirge hinüber den Weg ins Goldland zu suchen. Natürlich! Ich konnte nicht anders, denn ich hatte kein Geld, um die Seereise zu bezahlen. Die Landreise kostete mich nichts, da ich die Funktion eines Maulthiertreibers übernahm. Mein Endzweck war, wieder ein Mann zu werden, der Achtung verdiente, und hiedurch meine Frau mit mir zu versöhnen. Lassen Sie mich schweigen über die Gefahren und Entbehrungen der Reise, lassen Sie mich schweigen über das Leben in den Minen Californiens, denn Sie kennen es ja selbst! Tausendmal war ich dem Tode verfallen, und tausendmal kam ich ungefährdet davon! Fünfmal war ich ein vermöglicher Mann, und fünfmal fast den Tag darauf wieder ein Bettler, der von vorn anfangen mußte! Mit Mord und Diebstahl, mit Treubruch und Niederträchtigkeit kämpfte ich fast alle Tage, und volle zehn Jahre lang führte ich dieses

Leben! Ich sah das Elend und die Schamlosigkeit, den Reichthum und die Verschwendung in allen Formen und Nüancen; aber ich stählte meinen Willen zu einem ehernen Schilde und überwand alle Versuchungen, sie mochten sich in einem Gewande zeigen, in welchem sie wollten. Endlich hatte ich mein Ziel erreicht. Ich hatte nicht blos Reichthum erworben, nein, ich hatte mehr erworben, denn ich hatte mich selbst wieder gefunden, ich war wieder ein Mann geworden, ein Mann, den Andere achteten, und der ein Recht hatte, sich selbst zu achten. So beschloß ich zurückzukehren und mein Weib und Kind aufzusuchen. Verschiedene Male hatte ich schon früher versucht, ihnen Geld zukommen zu lassen und deßhalb Anweisungen an ein hiesiges Haus gesandt; aber immer hatte man mir geschrieben, daß man die Adresse nicht ausfindig machen könne. Ich hatte dann einen Freund beauftragt, bei den Verwandten meiner Frau unter der Hand nach dieser zu forschen; aber auch dieses Mittel schlug fehl; man erklärte meinem Freunde, nichts von meiner Frau zu wissen. Natürlich dachte ich, dieß Alles sei nur eine Vorspiegelung und man wolle mir den Aufenthalt meines Weibes blos verheimlichen, weil diese ihren festen Entschluß erklärt hatte, mich nie mehr sehen zu wollen. In diesem Gedanken kam ich hierher. Ich hielt es für leicht, das Geheimniß aufzuklären; ich glaubte nunmehr ein Recht zu haben, Versöhnung und Vergebung zu fordern, denn ich hatte genug gebüßt. Aber — die Verwandten meiner Frau hatten keinen Vorwand gebraucht, als sie meinen Freund mit Nichtwissen abspeisten; sie wußten in der That nichts von ihr; denn als mein Weib sich nach ihrer Trennung von mir an sie gewandt hatte, um Hülfe bei ihnen zu suchen, da hatten sie ihr die Thüre gewiesen, als einer Bettlerin! Jetzt freilich, da sie wußten, daß ich Reichthümer von Californien mitge-

bracht habe, jetzt war die Bettlerin wieder eine liebe Verwandte geworden, jetzt boten sie Alles auf, um dieselbe ausfindig zu machen! Daß ich dasselbe, daß ich Alles that, was in meinen Kräften stand, um eine Spur der Verschwundenen zu finden, können Sie sich denken. Ich setzte die Polizei in Bewegung, ich ließ Aufforderungen in alle Zeitungen der Union rücken, ich nahm eigene Leute in Dienst, die zu Spionen der Verbrecher verwandt werden; aber Alles vergebens, bis jetzt wenigstens. Lebt sie oder ist sie gestorben? Ist sie dem Elend oder gar dem Laster anheimgefallen? Ich weiß es nicht. — Ich drang in alle verrufenen Häuser, ob sich nicht eine Spur finden ließe. Aber weder ihr Familiennamen, noch der Namen Annie — und Mutter und Tochter heißen Annie — war irgend zu finden. Endlich führte mich eine Spur in dieses Viertel. Aber ich erfuhr nicht mehr, als daß eine arme, kranke, herabgekommene Frau hier gewohnt und ein bildhübsches Töchterchen bei sich gehabt hatte. Ob sie aber noch lebt oder gestorben ist, wie einige Andere wissen wollten und in Pottersfield[1] begraben wurde, und was dann aus dem Mädchen geworden ist, darüber konnte ich auch keine, nicht einmal eine andeutende Spur finden. In New-York kann man sterben und begraben werden und man frägt nicht einmal nach dem Namen! Aber doch war mein Aufenthalt hier kein vergeblicher. Die Spur meiner Frau und meiner Tochter fand ich nicht, aber etwas Anderes fand ich, die Spur eines tief angelegten Verbrechens, das wir beide hindern werden. Und

[1] Pottersfield ist der Friedhof der Armen; so wie der der Selbstmörder und Verbrecher. Armuth ist in Amerika gleich dem Verbrechen! — Wir werden in einem nachherigen Capitel darauf zurückkommen.

noch etwas fand ich, die Spur dessen, der mich in jener Nacht dem Verderben überlieferte, und heute Nacht soll er seinen Lohn dafür empfangen."

Die herbe Strenge seines Gesichtes, als er diese Worte sprach, konnte Marc nicht sehen, denn sie saßen im Dunkeln, aber fühlen und hören konnte er dieselbe. Es war eine Herbe und Strenge, die Einem das Herz im Leibe erbeben machte.

„Heute Nacht soll er seinen Lohn empfangen!" fuhr Herr Colter langsam fort. „Ich werde ihn nicht den Gesetzen übergeben, denn in diesem Lande richtet man nicht nach Recht und Gerechtigkeit und es wäre ihm ohne Zweifel ein Leichtes, sich von aller und jeder Schuld lossprechen zu lassen; aber entlarven werde ich ihn, als Betrüger werde ich ihn hinstellen und seine eigenen Genossen sollen ihn verachten, wenn ich ihm wie einem Hunde ins Gesicht gespieen habe. Das soll seine Strafe sein. Sie erinnern sich, daß ich mein letztes Hab und Gut im Würfelspiel gegen einen jungen Geistlichen verlor. Ich glaubte damals, es sei Alles ehrlich zugegangen und nur das gränzenlose Glück des scheinheiligen Menschen habe mein Unglück herbeigeführt. Aber in Californien wurde ich eines Besseren belehrt. Einer von denen, die sich damals mit mir in jenem Spielhause befanden, kam nicht lange hernach ebenfalls in die Minen und erlag dort nach kurzer Zeit den Entbehrungen. Vor seinem Tode erleichterte er sein Herz und machte mir das Geständniß, daß Alles ein wohlangelegtes Complott gegen mich gewesen sei. Man hatte mich scheinbar nicht zum Spiele gedrängt, weil man wohl wußte, daß ich von selbst wieder kommen würde, denn wo wäre Einer, der, wenn ihn diese Leidenschaft einmal erfaßt hatte, nicht den Kelch solchen Giftes bis zur Hefe geleert hätte? Man ließ mich absichtlich einige Male gewinnen, um mich desto mehr anzu-

feuern. Aber, als man sah, daß die Frucht reif sei, beschloß man sie zu pflücken, und in jener Nacht ward sie gepflückt, denn der Hochwürdige hatte bei seinem letzten Bankgeben falsche Würfel mit den ächten vertauscht. Er mußte immer über eilf werfen, er konnte nicht fehlen! So bald sie mich ausgezogen hatten, theilten sie den Raub. Es war also nicht Unglück, das mich betroffen hatte, nein, ich war im Complotte beraubt worden und der Hochwürdige war der Anführer der Räuber. Diesen selben Hochwürdigen sah ich nun vor Kurzem in dem hellen Laden da drüben verschwinden. Ich erkannte ihn in der Minute wieder, trotzdem nun fast ein Dutzend Jahre dazwischen liegen und die Leidenschaften sein Gesicht und seinen Körper hart mitgenommen haben. Was hatte Er in dem Apothekersladen zu thun? Was hatte er so lange dort zu thun, denn ich sah ihn nicht wieder herauskommen, obwohl ich stundenlang auf der Lauer lag? Ich erkundigte mich nach ihm. Er war, hieß es, einer der angesehensten, hochgeachtetsten, fast für heilig gehaltenen Prediger in dem kirchengesegneten Brooklyn. Ich erkundigte mich nun nach dem Apotheker, und man sagte mir, daß dieser ein Ausländer sei und einer Religionssekte angehöre, die den Eingebornen sonst ein Dorn im Auge ist. Es war klar, hier mußte ein geheimer Anziehungspunkt vorhanden sein. Ich machte mich mit dem Apotheker bekannt. Einige wenige Einkäufe, wo ich das Geld nicht sparte, halfen mir schnell dazu. Ich ließ ihn merken, daß ich des Goldes mehr besitze, als ich benöthigt sei. Seine Aufmerksamkeit gegen mich steigerte sich daher von Tag zu Tag. Ich stellte mich, als ob der Endzweck meines Lebens nichts sei, als Genuß; ich beklagte mich bei ihm, daß New-York in einer Woche nicht das biete, was man in San Francesco alle Tage zur Genüge haben könne; gebe es ja doch nicht einmal ein

ordentliches Spielhaus! Ich schilderte ihm die Spielhäuser Californiens, wo in einer Nacht Millionen ihren Besitzer wechseln. Seine Augen funkelten, als er diese Schilderungen hörte, und er wurde von Stunde zu Stunde vertrauter. Er glaubte, einen Menschen vor sich zu haben, der mit Leichtigkeit in die Falle gehen werde! So bestellte er mich auf heute Vormittag in das Hinterstübchen seines Ladens. Er wolle mir ein Geheimniß anvertrauen, sagte er, und ich würde darüber sehr erfreut sein. Ich wußte bereits, was er mir anvertrauen würde, denn ich ersah aus Allem, daß der anscheinende Apothekersladen nichts sei, als der Eingang in eine jener vornehmen Spielhöllen, von denen New-York viele Dutzende besitzt; aber ich stellte mich neugierig und erschien zur bestimmten Stunde. Das Hinterstübchen liegt ziemlich dunkel und ist so recht geeignet zu vertraulichen Mittheilungen. Kaum jedoch saßen wir darin, so wurde er abgerufen. Es war ein Kunde im Laden, den er abfertigen mußte. Vom Hinterstübchen führt eine Thüre auf die Hausflur und in die Hintergebäude. Ich saß dieser Thüre mit dem Rücken zugewandt, und zufällig bin ich auch in Gestalt und Größe von dem Apotheker nicht viel verschieden. Kaum war nun der Apotheker in den Laden hinausgegangen, so hörte ich die Thüre, die hinten hinausführt, sich öffnen. Schon wollte ich mich umwenden, um zu sehen, wer es sei, da sprach eine Stimme auf italienisch zu mir. Die Stimme gehörte dem alten Diener des Apothekers an, den ich früher schon mehrmals gesehen hatte. Offenbar hielt er mich in der Dunkelheit für seinen Herrn und ich hütete mich natürlich wohl, ihm seinen Irrthum zu benehmen. „Sie ist aufgewacht, Signore,“ sagte der alte, finster blickende Bursche, so unheimlich kichernd, daß es mir durch Mark und Bein ging. „Sie ist aufgewacht und weint und betet. Ich

setzte ihr das reichliche Frühstück vor, aber sie warf die Tassen und Geschirre um. Wahrscheinlich wollte sie mir dadurch zeigen, daß sie nichts genießen werde, denn ihre Worte verstand ich nicht, da ich die barbarische Sprache dieses Landes nicht erlernen kann. Dann fiel sie mir zu Füßen und richtete eine inständige, flehentliche und mit viel Thränen unterstützte Bitte an mich. Es war wirklich rührend! Nur Schade, daß ich nichts verstand, als Papier und Feder und Tinte. Diese Worte habe ich nun wirklich oft genug gehört, um sie behalten zu können, denn Alle, die in dem Boudoir waren, haben nach Papier und Feder und Tinte verlangt. Natürlich brachte ich ihr das Verlangte im Augenblicke, da Sie es ja so befohlen haben, und sie schrieb nun mit Blitzeseile und mit pochendem Busen. Nachdem sie den Brief gefaltet, gabs wieder eine Fußfallscene, als sie mir denselben übergab. Wahrscheinlich beschwor sie mich, denselben richtig zur Post zu expediren. Auch unterstützte sie diese Bitte mit einem Ringe, den sie vom Finger zog. Nun, den Ring werde ich wohl behalten können, der Brief aber, der ist hier. Ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein."

Mit diesen Worten überreichte er mir den Brief, aber in diesem Augenblicke erkannte er auch seinen Irrthum. Er wollte laut aufschreien, da er einen Fremden in dem Armstuhle seines Signore sitzend fand, aber ich hielt ihm schnell den Mund zu, daß der Schrei in den Schlund hinein verloren ging. Zum Glück hatte mich mein Aufenthalt in Californien, wo alle Sprachen der Welt eine Heimath haben, auch mit dem Italienischen vertraut gemacht. So verstand ich ihn nicht nur, sondern konnte mich ihm auch verständlich machen. Ich sagte ihm daher, daß, da ich das Geheimniß einmal kenne, nichts mehr daran zu repariren sei. Im Uebrigen wolle ich

seinem Herrn keine Mittheilung von seiner Unachtsamkeit machen, und wenn er daher selbst stillschweige, so bleibe die ganze Sache unter uns. Im Anfang war er so erschrocken, daß er beinahe auf die Knie niedertaumelte. Wie er aber sah, daß ich die Sache so leicht und obenhin behandle, und gar kein großes Gewicht darauf lege, erholte er sich wieder, und wie ich dann das Briefchen, welches er mir übergeben und das ich fest in meiner Faust geschlossen hielt, ruhig in meine Tasche steckte und ihm dafür ein Zehndollarsstück in die Hand drückte, so zog er sich stillschweigend zurück, mir nur noch mit den Augen einen Blick des Einverständnisses zuwerfend."

„Das Briefchen ist von Rosa?" rief Marc mit Heftigkeit, auf den Erzähler zustürzend. „Geben Sie mir es; ich beschwöre Sie bei Himmel und Erde oder Sie machen mich toll."

„Es ist Rosa Bodin unterschrieben," versetzte Colter mit seinem gewöhnlichen herben Tone, „und das Mädchen ist dort drüben eine Gefangene. Sie sollen das Briefchen lesen; aber lassen Sie mich vorher meine Erzählung beendigen. Es ist mit ein paar Worten geschehen. Kaum war das italienische Banditengesicht verschwunden, so trat sein Herr, der hier die Rolle eines Apothekers spielt, in das Hinterstübchen, und eröffnete mir, nach einem langen Eingange und nachdem ich ihm zugeschworen, die Sache nicht zu verrathen, daß ich bei ihm oder vielmehr bei einer Gräfin Belgiojoso den Genuß finden könne, den ich seit meiner Abreise von Californien entbehrt habe, den Genuß eines Spielhauses nämlich. Zugleich lud er mich auf heute Nacht ein, das Local zu besuchen, indem er mir das Stichwort nannte."

„Und Rosa?"

„Rosa Bodin werden wir heute Nacht befreien," erwiederte Colter ernst. „Kommen Sie in mein hinteres Zimmer, dort können Sie das Briefchen lesen."

Das Briefchen war mit zitternder Hand geschrieben und trug die Ueberschrift: „An Marc Price in Hoboken im Hause der Frau Cooper." Der Inhalt war nur kurz und abgebrochen; denn die Schreiberin befand sich offenbar in großer geistiger Aufregung. „Retten Sie mich," schrieb das Mädchen. „Ich bin eine Gefangene. Was man mit mir vor hat, weiß ich nicht, aber sie betäubten mich mit einem Schlaftrunke. Ich werde nichts mehr über den Mund nehmen, damit sie mich nicht noch einmal in ihre Gewalt bekommen. Die Frau, die mich von meiner Mutter weglockte, nannte sich Gräfin Belgiojoso. Gott sei mir gnädig und sende Ihnen diesen Brief, denn ich habe Niemanden, als Sie."

Rosa Bodin."

„Dein Vertrauen soll dich nicht getäuscht haben, Rosa," rief Marc, seine Hand wie zum Schwure gen Himmel erhebend. „Ich werde dich retten, und Leib und Leben dran setzen. Kommen Sie, Colter. Nehmen Sie Ihre Waffen. Jede Minute Verzug betrachte ich als ein Verbrechen."

„Ruhig und kalt, mein junger Freund," sprach Colter ernst. „Sie kennen die New-Yorker Spielhäuser nicht. Wenn wir nicht mit größter Besonnenheit zu Werke gehen, so sind nicht nur wir verloren, sondern Rosa Bodin ist es nicht minder. Kommen Sie in das Vorderzimmer zurück und lassen Sie uns beobachten. Ich werde Ihnen meinen Plan mittheilen."

„Aber warum eilen wir nicht aufs nächste Stationshaus," rief Marc, „und requiriren eine tüchtige Mannschaft Polizei, um das ganze Nest auf einmal auszunehmen?"

„Polizei?“ entgegnete Colter und sein Gesicht sprach tiefe Verachtung aus. „Mit Polizeimannschaft wollen Sie ein New-Yorker Spielhaus der höheren Gattung überfallen? Wo fänden Sie einen Polizeilieutenant, der Ihnen zu diesem Zwecke auch nur einen Mann zur Disposition stellte! Und wenn er es thäte, ja wenn er selbst mitginge und eine ganze Compagnie im Gefolge hätte, was wäre die Folge? Er würde den andern Tag seines Amtes entsetzt, ohne daß den Spielern ein Haar gekrümmt würde. In derartigen Spielhäusern verkehren nicht blos die reichsten, sondern auch die mächtigsten und angesehensten Personen des Staates. Hier treffen Sie eben so gut die Senatoren und Abgeordneten der Legislatur, als die Gemeinderäthe und Beamten von New-York. Ja, selbst die Richter der Stadt, vielleicht sogar den Mayor können Sie daselbst treffen. Marc Price, Marc Price, Sie kennen die tiefe Verdorbenheit dieser Metropole nicht; aber ich kenne sie und sehe den Zeitpunkt herannahen, wo entweder das Volk sich ermannt und Recht und Gerechtigkeit in die Hand nimmt, oder wo ein Mächtiger sich erhebt, und die ganze jetzige Gesetzgebung über den Haufen werfend sich zum Alleinherrn aufschwingt. Kommen Sie in das Vorderzimmer zurück und lassen Sie uns beobachten. Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, denn noch ist es erst halb nach eilf Uhr, und vor zwölf Uhr in der Nacht beginnt ein feineres New-Yorker Spielhaus nicht aufzuleben. Ich werde Ihnen dort meinen Plan mittheilen, und Gott wird es zugeben, daß es zwei Männern von Muth und Kraft, zwei Männern, die in Californien gelernt haben, ihr Leben in die Schanze zu schlagen, daß es diesen gelingt, ein Werk zu vollbringen, welches die Engel im Himmel loben müssen.“

Sie kehrten wieder ins Vorderzimmer zurück und sahen,

selbst in der Finsterniß sitzend, zu dem hell erleuchteten Apothekersladen hinüber. Kein Mensch entgieng ihnen, der in jenen Laden trat, und sie überzeugten sich bald, wie gar mancher dieser Besucher nicht mehr zurückkam, während Andere offenbar in Geschäftsangelegenheiten den Laden besucht hatten und nach wenigen Minuten denselben wieder verließen. Lange und angelegentlich sprach nun der ältere Freund zu dem jüngeren. Aufmerksam und begierig lauschte der Jüngere dem Aelteren.

„Ha,“ rief plötzlich Colter, trotz seiner Ruhe auffahrend. „Sehen Sie diese hohe Gestalt hier, die so eben tief in den Mantel gehüllt in den Laden schlüpft? Das ist der nichtswürdige Heuchler, der mich fast in Tod und Verzweiflung gejagt hätte; das ist der berühmte Prediger Doctor Beecher aus Brooklyn!“

„Doctor Beecher?“ flüsterte Marc Price erbleichend. „Aber ich ahnte es, ob Sie gleich vorhin seinen Namen nicht nannten.“

„Sie kennen ihn?“

„Ich kenne ihn, aber ich glaube nicht, daß er mich kennt. Er ist der Stiefvater meines innigsten Freundes.“

„Es macht nichts, wenn Sie ihm auch sonst bekannt sind,“ erwiederte Herr Colter mit seiner gewöhnlichen Ruhe; „heute Nacht soll er Sie dessenungeachtet sicher nicht erkennen. Dagegen habe ich Vorsorge getroffen; denn wir werden Männer finden, welche die höchste Stellung in der Gesellschaft einnehmen und denen Ihre Person deßhalb unmöglich ganz unbekannt sein kann. Hier, Marc, nehmen Sie diese Perrücke und diesen falschen Backenbart. In dieser Verkleidung werden Sie für Jedermann unkenntlich sein, besonders wenn Sie in

meiner Gesellschaft auftreten. Glauben sie ja doch von mir, ich sei so eben erst von Californien gekommen und zum ersten Mal in New-York! Hier, nehmen Sie diese Blendlaterne. Wir werden sie ohne Zweifel brauchen. Haben Sie Ihr Messer und ihren Revolver? Kein Messer? Hier nehmen Sie dieses. Machen Sie keinen Gebrauch davon, bis es die höchste Noth erfordert; aber dann zugestoßen, rechts und links, denn es gilt unser Leben."

„Und die Ehre Rosa Bodins," setzte Marc begeistert hinzu.

Es schlug zwölf Uhr auf der nächsten Kirche. Sie standen auf, um zu gehen. Es war die von Richard Colter schon vorher fest bestimmte Zeit.

5.

Die Spielnacht.

Hell und klar leuchteten die Gasflammen in dem Apothekersladen in der Carminestreet. Sie warfen ihren Schein bis fast auf die Mitte der Straße. Dennoch blieben Richard Colter und Marc Price unbemerkt, als sie aus dem kleinen Hause gegenüber traten, denn sie hielten sich hart an der Seite der entgegengesetzten Häuser und schritten ruhig der Bleekerstreet zu.

„Sehen Sie hier dieß Haus?“ sagte Colter, als sie in die Bleekerstreet eingetreten waren. „Es ist still und todt. Nicht ein Licht brennt; man meint, es sei ausgestorben. Aber hinter diesem Hause befindet sich die Spielhölle, in die wir uns nun begeben werden, und durch dieses Haus werden wir unsern Rückzug nehmen, wenn uns der andere Weg durch die Carminestreet abgeschnitten wird. Es ist möglich, daß wir heute Nacht gewaltsam getrennt werden, deßwegen merken Sie sich die Localität genau. Das Stelldichein, das wir abgemacht haben, kennen Sie.“

Sie bogen nun wieder um, aber dießmal kehrten sie auf der andern Seite der Straße in die Carminestreet zurück. Vor dem Apothekersladen angelangt, öffnete Colter keck die Thüre und zog seinen Freund nach sich. Der Apotheker war nicht innen, sondern befand sich in dem kleinen Hinterzimmerchen. Sie schritten darauf zu, als ob sie hier zu Hause wären.

„Italien und Amerika," sagte Herr Colter lächelnd, als ihnen Professor Reynier entgegentrat.

„Genuß und Geld," erwiederte der Professor, Herrn Colter freundlich zunickend. „Aber wen haben Sie hier?" flüsterte er gleich darauf an Colters Seite tretend. „Dieß ist gegen unsere Verabredung."

„Pst! Leise!" erwiederte Colter mit gleich flüsternder Stimme. „Das ist mein bester Freund. Ist erst heute mit dem Dampfer Isabella von Sacramento hier angekommen. Herr Marco, ein Halbmexikaner, ein sonderbarer Kautz, steinreich, der erste Glücksjäger Californiens. Spielt wahnsinnig hoch, liebt aber die Ungenirtheit über alle Maßen. Beleidigen Sie ihn nicht mit Fragen, sonst kehrt er auf der Stelle um. Sie müssen der Gesellschaft andeuten, daß man ihn durchaus gewähren lassen muß; denn er lebt nur seiner Laune. Mit gewöhnlichem Spiel befaßt er sich gar nicht, aber wenn einmal Zehntausende stehen, dann ist er der Mann auf dem Platze. Ich sah ihn einmal hunderttausend Dollars verlieren und er veränderte nicht einmal die Miene."

„Hat er Ihnen den Eid geleistet?" fragte der Professor, die neue Beute mit funkelnden Augen betrachtend.

„Ich stehe für seine Verschwiegenheit," erklärte Colter mit entschiedenem Tone.

Professor Reynier sagte kein Wort weiter, sondern schritt zur Ladenthüre und schloß diese fest zu, jedoch ohne das Gas zu löschen

„Es ist meine gewöhnliche Zeit," sagte er, Herrn Colter zuwinkend. „Wir haben jetzt ein Viertel nach zwölf Uhr; „und wer noch kommt, mag die Glocke ziehen. Es finden sich aber nur selten Nachzügler ein, da man meine Zeit kennt."

„Aber können Sie die Glocke hören, wenn Sie sich in dem andern Hause befinden?" meinte Colter mit gleichgültiger Stimme.

„Man hört diese Glocke durchs ganze Haus," erwiederte der Professor. „Die Drähte laufen alle in einander."

Sie schritten durchs Hinterzimmer in einen Gang, welcher mit dem Hofe in Verbindung stand. Der Gang war mit einer schweren Thüre verschlossen. Der Professor klopfte dreimal mit dem Finger und alsbald öffnete sich diese Thüre; hinter derselben aber stand ein Mann, der offenbar hier Wache hielt. Es war derselbe, welcher heute Morgen das Briefchen Rosas in falsche Hände übergeben hatte.

„Das Losungswort ist Italien und Amerika für heute Nacht," sagte der Professor auf italienisch zu dem Diener, welcher die Thüre geöffnet hatte. „Du wirst Niemanden ein- oder auslassen, der diese Losung nicht kennt."

Von dem Gange aus kamen sie in eine Halle, welche dem Anscheine nach keinen Ausgang hatte. Dieselbe war nur schwach durch eine Oellampe beleuchtet.

„Verstehen Sie italienisch?" fragte der Professor, anscheinend ohne alle Nebenabsicht.

„Ich bin ein Amerikaner," erwiederte Colter hochmüthig. „Wer mit mir sprechen will, muß sich in meiner Muttersprache ausdrücken können."

Am Ende der Halle befand sich eine Versenkung. Der Professor stellte sich auf dieselbe und es zeigte sich eine Treppe,

welche etwa zehn Stufen abwärts führte. Sie stiegen hinab und die Fallthüre schloß sich wieder von selbst über ihnen.

„Nicht übel," meinte Herr Colter. „Eine hübsche Vorsichtsmaßregel! Aber wenn nun die Polizei von vorn ins Haus dringt, und die Gäste durch den Gang ihren Rückzug nehmen müssen, wie will man gleich die Fallthüre öffnen?"

„Einfach, wenn man an diesem Nagel drückt," erwiederte der Professor, auf einen messingenen Knopf hinweisend. „Alle unsere Stammgäste sind mit dieser Einrichtung bekannt."

Sie schritten nun durch einen schmalen unterirdischen Gang, an dessen Ende sich abermals eine Thüre befand, die sich ebenfalls leicht durch einen Druck öffnete. Wie sie jedoch durch dieselbe eingetreten waren, verschloß sie der Professor von innen mit einem schweren eisernen Riegel.

„Ich verschließe diese Thüre immer, wenn ich den Laden verlassen habe," meinte der Professor, „und wir sind hiedurch so gesichert, daß ein unvorhergesehener Ueberfall zu den Unmöglichkeiten gehört."

„Vollkommen richtig," entgegnete Colter, „so bald die Vorsichtsmaßregeln von der vorderen Seite her eben so gut getroffen sind, als die auf der Seite der Carminestreet."

„Davon können Sie sich sogleich überzeugen, wenn Sie mir noch zwanzig Schritte folgen wollen," war die Gegenantwort. „Sehen Sie, dieß ist der Ausgang in die Bleekerstreet. Er ist durch eine große Querstange verschlossen, und ein schneller Eintritt, ja selbst ein gewaltsamer Einbruch von irgend einer feindlichen Seite ist somit förmlich undenkbar, wenn nicht der Balken von innen vorher weggezogen wird. Der Feind mag von hinten oder von vornen kommen, immer trifft er so viele Schwierigkeiten, daß wir den einen Ausgang längst gefunden haben, bis er den andern nur erbrochen hat.

Ueberdieß, von der Bleekerstreet her haben wir nie einen Ueberfall zu befürchten, da außer den Eingeweihten kein Mensch weiß, daß dieses Haus mit dem in der Carminestreet in Verbindung steht. Oh," setzte er mit grinsendem Gesichte hinzu, „wir haben hier unsere Vorsichtsmaßregeln so gut, als in Californien und überdieß ist die Polizei auf unserer Seite."

Sie schritten nun einer Treppe zu, welche aufwärts führte.

„Zu welchem Zwecke ist dieses Kästchen hier?" fragte Colter, auf einen kleinen Verschlag deutend, der in die Wand eingelassen war.

„Dieß ist ein Gashemmer," erwiederte der Professor. „Der Gasometer oder die Gasuhr befindet sich in meinem Laden. Dieser Gashemmer ist nur dazu da, das Weiterströmen des Gases plötzlich zu unterbrechen. Ein Griff, und alle Gasflammen im Spielsaale, wie im ganzen Hause, den Apothekersladen ausgenommen, sind gelöscht. Dann mag sich die Polizei, wenn je welche käme, zurecht finden! Bis sie oben ist, sind alle Merkmale des Spiels entfernt und die Spieler haben sich in sichere Verstecke zurückgezogen, oder werden sie für Hausangehörige ausgegeben, so daß auch der geringste Beweis der Schuld fehlt. Aber, wie gesagt, ein solcher Fall ist fast eine Sache der Unmöglichkeit, außer wenn Einer der Unsrigen selbst zum Verräther würde, eine Sache, die sich, wie Sie mir wohl zugeben werden, gar nicht denken läßt!"

„Und diese ganze sinnreiche Einrichtung rührt wohl von Ihnen her?" fragte Colter, wie es schien voller Bewunderung.

„Ich bin der Erfinder derselben," erwiederte der Italiener nicht ohne Stolz.

Sie stiegen nun die Treppe hinan; nachdem sie jedoch die erste Etage erreicht hatten, wandten sie sich wieder links und

kamen von der breiten Hausflur ab in einen schmalen Gang, der nach hinten zu führte, in derselben Richtung, in welcher sie hergekommen waren. Plötzlich endigte der Gang und eine Mauer verhinderte jedes weitere Vorschreiten. Nur allein auf der rechten Seite befand sich eine Thüre und als sie diese öffneten, traten sie in ein Zimmer, das zu einem Schlafgemach eingerichtet war.

„Könnten Sie sich nun allein und ohne Führer weiter zurechtfinden?“ fragte der Professor, sich mit einem triumphirenden Blicke gegen seine Begleiter umwendend. „Sie sehen, daß wir uns sicher genug gestellt haben, als wir dieses Haus einrichteten. Ja, noch mehr, können Sie etwas hören? Gewiß nicht. Es ist hier so stille, als ob wir die einzigen Menschen im Hause wären. Noch weniger kann man natürlich auf der Straße etwas vernehmen, wenn der Lärm nicht gar zu arg wird, und Sie wissen wohl, daß sich kleine Unannehmlichkeiten in einem Spielhause nicht immer vermeiden lassen,“ setzte er mit einem satanischen Lächeln hinzu.

„Sie meinen Pistolen- und Revolverschüsse,“ versetzte der Californier kalt. „Nein, sicherlich, solche kleine Unannehmlichkeiten lassen sich in einem Spielhause nie vermeiden. In San Franzesko wenigstens vergeht keine Nacht, wo nicht des Spiels wegen Einer den Andern todtschöße.“

„Und was thut man dann mit dem Erschossenen?“ fragte der Professor mit einem neugierigen Blicke.

„Man bringt ihn, wenn er noch etwas Leben zeigt oder vielmehr so lange er noch warm ist, vor die Wohnung eines Doctors, klopft diesen heraus und legt ein Zwanzigdollarstück neben den Halbtodten. Natürlich entfernen sich die Träger, ehe noch der Doctor seine Hausthüre geöffnet hat, und überlassen es diesem, wie er sich zurechtfinden mag. Gewöhnlich heißt

es dann den andern Morgen in den Zeitungen: „Unbekannte brachten heute Nacht einen Schwerverwundeten vor die Wohnung des Doctors N. N., der alle Mittel der Kunst anwandte, den mit dem Tode Ringenden zu erhalten, aber leider vergebens. Derselbe starb schon eine Stunde darauf.“ Damit ist dann die Geschichte abgemacht. Doch, wie haben Sie es eingerichtet, daß kein Laut von dem Spielzimmer bis zu uns dringen kann?“

„Sehr einfach,“ meinte der Professor. „Das Spiellocal befindet sich in einem Hintergebäude, das nur durch den Gang, welchen wir so eben verlassen haben, mit dem Vordergebäude zusammenhängt. Dieses Hintergebäude ist unter meiner Leitung errichtet worden und ich ließ durchaus doppelte Mauern aufführen, deren Zwischenräume mit Eisenspänen ausgefüllt sind. Nicht wahr, so weit ist man doch in Californien nicht? Doch wir werden jetzt in den Spielsalon treten und ich mache Sie daher noch vorher darauf aufmerksam, daß es bei uns nicht gestattet ist, eine Indiskretion zu begehen. Keiner kennt den Andern anders, als bei seinem Taufnamen, und sogar wenn er mit ihm befreundet oder sonst in nahen Verhältnissen zu ihm stehen sollte, so ist es doch verpönt, einen Familiennamen zu nennen oder gar Einen bei seinem Titel, seinem Rang, seiner Stellung zu bezeichnen. Sie, Herr Colter, werde ich daher der Dame des Hauses unter dem Namen Richard vorstellen. Doch, wie ist Ihr verehrter Name, mein Herr?“

„Ich heiße Marco,“ erwiederte Marc Price, das Englische auf eine fremdländische Art aussprechend. Es war zum ersten Male, daß er den Mund aufthat.

Es waren zwei Betten in dem Schlafgemache. Zwischen denselben befand sich ein großer Wandschrank. Der Professor öffnete die Thüre des letzteren und es zeigte sich eine schmale

Treppe, welche aufwärts führte. Sie stiegen hinan, nachdem der Professor die Thüre des Wandschrankes durch einen Querbalken von innen verschlossen hatte. Am Ende der Treppe befand sich wieder eine Thüre, welche jedoch nur angelehnt sein mochte, denn der Professor stieß sie mit dem Fuße auf und sie traten in eine Gallerie, die von Dutzenden von Gasflammen erleuchtet war, so daß sie von dem grellen Lichte fast geblendet wurden. Die Gallerie war breit und zog sich in einem großen Bogen um eine rondelartig geformte Localität herum, die fast wie ein massiver runder Thurm aussah. Breite, für jetzt noch geschlossene Flügelthüren führten in das Rondel, das außerdem noch mit einer Menge von Fenstern versehen war. Die Wände der Gallerie dagegen hatten keine Fenster. Der Boden derselben war mit dicken Teppichen belegt, so daß man keinen Fußtritt hörte; ringsum hingen eine Menge in schwere Goldrahmen gefaßte Gemälde, von Zeit zu Zeit von nicht minder kostbaren Spiegeln unterbrochen; auf beiden Seiten reihte sich Divan an Divan mit weichen üppigen Polstern; zwischen den Divans standen kleine Tischchen, auf denen langhalsige, mit feinen Weinen und Liqueuren gefüllte Karaffen glänzten; auch kalte Küche fand sich vor, untermischt mit Tellern, die mit dem gaumenreizendsten Confecte überfüllt waren. Die Gesellschaft war eine sehr zahlreiche, doch bestand sie mit Ausnahme von drei Damen aus lauter Herren. Die letzteren gingen theils plaudernd in der Gallerie auf und nieder, theils hatten sie sich in den Divans niedergelassen, und sprachen den Speisen und Getränken, die vor ihnen standen, gelegentlich zu. Offenbar gehörten sie sämmtlich, wenigstens was die Kleidung zeigte, den höheren Ständen an, und Marc erkannte auch auf der Stelle einige derselben, die unter die angesehensten und ehrenwerthesten Einwohner New-Yorks gerechnet wurden.

Der meiste Andrang war um den Divan, auf welchem die Herrin des Hauses, die Gräfin Belgiojoso mit ihren beiden Nichten Platz genommen hatte. Man konnte aber auch keine herrlichere Gruppe erblicken, als diese drei Grazien, von denen die mittlere, obwohl die ältere, durch ihre Ueppigkeit, durch die Pracht ihrer Glieder, durch das Feuer ihrer Augen und besonders auch durch die vollendete Eleganz ihrer Kleidung, die Anziehungskraft der jüngeren noch überstrahlte.

„Endlich!" riefen ein Paar Herren, als der Professor mit seinen beiden Begleitern eintrat. „Endlich! Nun werden doch hoffentlich die Flügelthüren zum Salon nicht länger verschlossen bleiben."

„Sie sind ungeduldig geworden?" erwiederte der Professor. „Aber es ist noch keine halbe Stunde nach zwölf Uhr und Sie wissen, man muß pünktlich sein."

Er schritt vorwärts bis zum Divan, auf dem die Gräfin saß. Die zwei Neueingeführten folgten ihm.

„Herr Richard, Herr Marco," sagte er, die Letzteren der Gräfin vorstellend. „Frau Gräfin Belgiojoso und ihre Nichten," setzte er dann gegen die beiden Herrn gewandt hinzu.

Die Frau Gräfin erhob sich halb von ihrem Sitze und verschwendete ihr graziösestes Lächeln an die Neuangekommenen. Sie hoffte, die Herren würden sich bald bei ihr wie zu Hause fühlen. „Ist Alles in Ordnung?" wandte sie sich dann an den Professor. „Sind Alle Thüren geschlossen und die Wachen ausgestellt?"

Der Professor nickte bejahend.

„Gut," fuhr sie fort, „so öffnen Sie die Thüren zum Salon. „Meine Herrn," setzte sie gegen die ganze Gesellschaft gewandt hinzu, indem sie sich leicht verbeugte. „Das Spiel kann beginnen."

Sie erhob sich und gab einem der Zunächststehenden den Arm. Stolz wie eine Fürstin rauschte sie dahin. Fast die ganze Gesellschaft folgte ihr nach, und nur einige Wenige fuhren fort, in der Gallerie auf- und abzugehen und sich an den Speisen und Getränken zu erlaben. Wahrscheinlich gehörten sie zu jener faulen Classe von Spielern, die nur hie und da pointirten, oder noch wahrscheinlicher waren es „Hausfreunde," welche nicht des Spielens halber, sondern zum Schutze der Saloninhaberin sich hier aufhielten. Denn bei den „kleinen Unannehmlichkeiten," die manchmal in den Spielsalons vorkommen, ist es nicht mehr als natürlich, daß der Hausherr oder die Hausherrin sich „vorsieht," um gegen die Ruhestörer energisch auftreten zu können.

„Sehen Sie, Marc," flüsterte Colter seinem jungen Freunde zu, als sie der Gräfin und den Andern in den Spielsalon folgten. „Sehen Sie den hohen magern Mann dort links mit den tiefeingegrabenen Gesichtszügen? Das ist er, das ist der nichtswürdige Betrüger, von dem ich Ihnen gesprochen."

„Ich erkenne ihn trotz der rothen Perrücke, die er sich aufgesetzt," flüsterte Marc heftig, fast laut zurück. „Es ist der Doctor Beecher von Brooklyn. Aber sehen Sie, wie derselbe dem Professor zuwinkt? Kommen Sie schnell, die Beiden haben sich irgend etwas heimlich mitzutheilen und wir müssen erfahren, was es ist. Am Ende betrifft es Rosa Bodin."

„Sie sind zu hitzig, Marc," versetzte Colter, ihn festhaltend. „Wir müssen bedächtig und mit vollkommen gleichgültiger Miene zu Werke gehen, damit Niemand Verdacht auf uns schöpft. Sie kennen unsern Plan und bei diesem müssen wir bleiben. Zuerst lassen Sie mich meine Rolle gegen den geistlichen Schuft zu Ende bringen, dann im Tumulte, der

darüber entsteht und im schnellen Aufbruch der Spieler, welcher dem Tumulte folgen wird, verbergen wir uns im Hinterstübchen des Apothekers. Haben Alle das Haus verlassen, so wird der Professor, der dann wie immer mit seinem alten Diener allein ist, unsern eindringlichen Bitten nicht widerstehen, uns Rosa auszuliefern."

Er legte einen besondern Nachdruck auf das Wort „eindringlich" und spielte dabei wie zufällig mit seinem breiten Bowiemesser, das er unter dem Rocke im Gürtel stecken hatte. Marc verstand ihn und schwieg stille. Er sah ein, daß jetzt, wo das Haus mit Freunden der Gräfin und des Professors vollgefüllt war, eine gewaltsame Befreiung Rosas zu den Unmöglichkeiten gehöre. Er mußte sich also gedulden, bis das Spiel aus und die Spieler fort waren!

Sie traten in den Salon ein. Es war ein großes rundes Gemach, das den ganzen Raum des Rondels einnahm, von dem wir oben gesprochen haben. War aber die Gallerie, welche rund um den Salon herumlief, reich und fast überladen ausgeschmückt, so war das Rondel um so einfacher, fast allzu einfach möblirt. In der Mitte stand ein großer langer Tisch, der mit grünem Tuche überzogen war. Ueber dem Tische hing ein Kronleuchter, dessen Flammen durch matt geschliffene Gläser gedämpft wurden, daß sie nicht zu grell auffielen. Um den Tisch herum standen auf drei Seiten einfache Stühle, die vierte Seite nahm ein breiter Lehnstuhl ein, der für die Inhaberin des Salons als der Leiterin des Spieles bestimmt schien. Das war die ganze Ausschmückung des Spielsalons, wenn man nicht etwa das als besonderen Schmuck aufzählen will, daß der Boden durchaus mit dicken Teppichen belegt und die Wände ringsum mit schweren faltenreichen seidenen Draperien behangen waren, welche die Stelle der Tapeten vertre-

ten sollten. Die Beleuchtung war übrigens so schwach — der Kronleuchter hing hart über dem Spieltische und die Gasflammen concentrirten sich daher auf diesem, — daß man von der Mitte des Salons aus nicht einmal die Farben der Draperie erkennen konnte, wenn man nicht nahe hinzu trat.

Die Gräfin Belgiojoso setzte sich in ihren Lehnsessel und der Professor legte außer einigen Spielen neuer Karten eine Menge Gold- und Silbermünzen, so wie ganze Bündel Papiergelds vor sie hin. Die beiden Niecen hatten ihren Sitz an den beiden Endpunkten des Tisches und rechts und links von ihnen drängten sich die Herren, sich um die Ehre streitend, wer der Nächste an ihrer Seite sein dürfe. Jedes dieser Mädchen hielt eine Art von Krückenstock in der Hand, wie dieselben bei den Croupiers in den Spielsälen von Baden-Baden und Homburg gebräuchlich sind. Der lange hagere Herr, auf den Colter gedeutet hatte, als er in den Spielsaal trat, setzte sich unweit der Gräfin, welche ihn nur kurzweg „Mister Eduard" nannte. Ihm gerade gegenüber nahm Richard Colter Platz. Wohl die Hälfte der Anwesenden stand hinter den Stühlen derer, die sich „zum Spiele" niedergelassen hatten, oder ging um den Tisch herum, neugierig bald diesen, bald jenen beobachtend. Andere spazierten auf und nieder, das eine Mal im Salon, das andere Mal in der Gallerie, welche durch die weitaufstehenden Flügelthüren mit dem ersteren so zu sagen verschmolzen war. Marc Price stand hinter Herrn Colter, anscheinend nur mit diesem beschäftigt, in Wahrheit aber den Professor sowohl als den Doctor Beecher nicht aus dem Auge lassend.

Die Gräfin Belgiojoso mischte die Karten. Das Spiel begann. Aber wie es gewöhnlich geht, der erste Anfang war ein geringer. Die Einsätze flossen nur sparsam. Man wollte

gleichsam nur sondiren, ob das Glück auf Seiten der Bank oder auf Seiten der gegen dieselbe Operirenden sei. Das Hauptspiel kommt immer erst, wenn die Leidenschaften erregt sind. Mister Eduard warf ein paar Goldthaler auf den Tisch, die er verlor, und stand dann auf, anscheinend gleichgültig auf- und niedergehend. Dann verschwand er hinter der Draperie auf der rechten Seite. Marc hatte ihn genau beobachtet und gesehen, wie er dem Professor mit den Augen einen Wink gab. So wie nun dieser nach einiger Zeit ebenfalls unbemerkt hinter die Draperie schlüpfte, konnte er sich nicht mehr halten, sondern verließ seinen Standpunkt hinter dem Stuhle Colters und stellte sich, als ob er der Gallerie zuschlenderte. Kaum hatte er jedoch die Flügelthüre passirt, so kehrte er wieder um und stahl sich hinter die seidene Gardine, wo er die Andern hatte verschwinden sehen. Er trat so leise auf, daß man seinen Tritt auf dem kostbaren Teppich nicht hörte. Er lauschte so aufmerksam, daß ihm auch kein Laut entgehen konnte; aber er hörte nichts, als die leisen Worte und abgebrochenen Ausrufungen der Spielenden im Saale neben an. Von dem Professor und dem Mister Eduard fand sich keine Spur, obgleich er gewiß wußte, daß dieselben an dieser Stelle hinter den Vorhängen verschwunden seien. Endlich gewöhnte sich sein Auge an die Dunkelheit, welche hinter den Gardinen herrschte. Er befand sich in einer Art schmalen Ganges, der von einer Flügelthüre zur andern ging und einerseits durch die an die Gallerie stoßende Wand, andererseits durch die Seidendraperie gebildet wurde. Außer ihm selbst befand sich aber kein Mensch in dem dunklen Gängchen. Er konnte es nicht begreifen, denn er hatte die beiden Männer ganz deutlich hier hereintreten sehen und so sehr er sich auch abmühte, so fand er doch keinen andern Ausgang, als den in den Spielsalon, von welchem er

nur durch eine schwere Seidentapete getrennt war. Er beschloß zu warten. Das Räthsel mußte sich ja lösen! Lange stand er unbeweglich, einer Statue gleich. Endlich hörte er eine gedämpfte Stimme. Sie schien aus der Wand hinter ihm zu kommen.

„Nein, Reynier," sagte die Stimme, „Sie mögen mir sagen, was Sie wollen, ich muß sie heute noch besitzen. Sie ist zu schön in ihrer Verzweiflung!"

„Sie wird den Trank nicht nehmen; denn sie ist von gestern Nacht bis jetzt allen Lockungen widerstanden," erwiederte eine andere Stimme, in welcher Marc augenblicklich die des Professors erkannte. „Warten Sie bis Morgen, wo sie, von Hunger und Durst erschöpft, dem Drange der Natur nicht wird widerstehen können und in der Meinung ein Glas Limonade zu trinken, meine köstlich wirkende Mixtur genommen haben wird."

„Ich will nicht, Reynier," sprach wieder die erste Stimme. „Sie haben Ihr Geld und Sie müssen mir zu Diensten sein. Wie Sie ihr den berauschenden Trank beibringen, ist Ihre Sache. So ein schwaches Geschöpf von sechzehn Jahren können Sie doch nicht fürchten?"

„Annie war auch nicht älter," entgegnete der Andere. „Und doch büßte ihr Verführer mit dem Leben. Was wäre damals aus uns geworden, wenn wir uns nicht der richterlichen Verfolgung zu entziehen gewußt hätten?"

„Annie hatte einen Dolch, dieß Mädchen aber ist, wie Sie selbst sagen, gänzlich waffenlos. Also kein Wort weiter. Um fünf Uhr, wenn das Spiel zu Ende ist, geben Sie mir den Schlüssel zum Boudoir."

„Gut! die Folgen haben Sie selbst zu tragen."

Marc hörte nun, wie leise ein Schlüssel in einem Schlosse

umgedreht wurde. Es mußte also eine geheime Thüre in der Wand sein, welche das Rondel von der Gallerie trennte. Und dick genug war diese Wand! Diese Bemerkung hatte er sich von Anfang an gemacht. Schon wollte er leise hinter der Gardine hervorschlüpfen, um nicht als Lauscher überrascht zu werden, da hörte er abermals die Stimme des Geistlichen.

„Halt, Reynier," sagte derselbe. „Schließen Sie noch nicht auf. Noch ein Wort, ehe wir in den Salon treten. Wie heißt dieser Californier, den Sie heute eingeführt haben? Sein Gesicht kommt mir bekannt vor."

„Das muß eine Täuschung sein," versicherte der Professor, „denn ich habe ihn seit vierzehn Tagen beobachtet und weiß von ihm selbst, daß er früher noch nie hier war. Was könnte er für einen Grund haben, mich hierin hinters Licht zu führen? Er wußte ja bis gestern gar nicht, daß dieses Haus ein Spielhaus ist!"

„Und glauben Sie wirklich, daß etwas mit ihm zu machen sein wird?"

„Er hat Geld und Banknoten im Ueberfluß, und wirft dieselben mit vollen Händen zum Fenster hinaus."

„Nun denn, so sei's gewagt! Es bleibt bei unserer Verabredung, wir theilen die Beute, wenn das Huhn gerupft ist."

Jetzt drehte sich der Schlüssel wirklich im Schlosse und eine schmale Thüre öffnete sich. Marc hatte keine Zeit mehr zu verlieren, um hinter den Gardinen hervor und in die breite Gallerie hinauszuschlüpfen, wo er langsam auf- und niederging, als ob ihn das Treiben in diesem Hause tödtlich langweile.

Das Spiel hatte indessen seinen ungestörten Gang fortgenommen, ohne daß jedoch große Summen verloren oder ge-

wonnen worden wären. Nunmehr aber fing es an belebter zu werden, als sich der lange Herr mit den tief eingegrabenen Zügen, den die Dame des Hauses Mister Eduard nannte, wieder an den Spieltisch setzte. Auch der Professor trug hiezu bei, denn er ließ sich hart neben der Gräfin nieder, und ohne selbst mitzuspielen, da er vielmehr die Kartengeberin nur unterstützte, munterte er doch die Herren zu größeren Einsätzen auf.

„Ihr Freund Marco scheint kein so großer Freund vom Spiele zu sein,“ bemerkte er spöttisch gegen Colter hinüber, „als ich nach Ihrer Aussage glauben mußte; denn er geht, wie ich sehe, in der Gallerie auf und nieder, ohne sich um den grünen Tisch hier auch nur nagelsgroß zu bekümmern.“

In diesem Augenblicke trat Marc wieder in das Spielzimmer und stellte sich wie früher hinter den Stuhl seines Freundes. Er hatte gehört, was der Professor gesagt hatte.

„Pah!“ erwiederte er in gebrochenem Englisch. „Solch' niedriges Spiel!“

„Wir sind in Californien ganz andere Einsätze gewöhnt,“ bemerkte Herr Richard. „Der Preis, um den hier gespielt wird, ist gut für Knaben, aber nicht für Männer.“

„Fünfhundert Dollars auf Coeurdame,“ rief jetzt Mister Eduard, und zählte die Banknoten auf den Tisch.

„Tausend Dollars auf Piquedame,“ entgegnete Herr Richard gelassen und beugte die Summe in Zwanzigdollarstücken vor sich auf.

Das Signal zu höherem Spiel war gegeben und die beiden Einsätze fanden bald eine ziemliche Anzahl von Nachfolgern.

Die Gräfin mischte die Karten, sie übersah die Einsätze, ein freundliches Lächeln überstrahlte ihr Gesicht. „Le jeu est

fait," flötete sie mit ihrer weichen Stimme und fing an die Karten umzuschlagen. Die rothe Dame hatte verloren, die schwarze gewonnen!

Mister Eduard verdoppelte seinen Einsatz; Herr Richard ließ den seinen, der nun durch den Gewinn ebenfalls verdoppelt war, stehen.

„Tausend Dollars auf Coeurdame," rief der Erstere.

„Zweitausend Dollars auf Piquedame," entgegnete der Zweite.

Die übrigen Spieler theilten sich alsbald in zwei Parthien, indem die Einen, welche mehr Vertrauen auf das größere Glück des Herrn Eduard setzten, es mit „Roth" hielten, während die Andern, denen Herr Richard eine gewinnbringendere Hand zu haben schien, „Schwarz" zu ihrer Leibfarbe machten. Abermals mischte die schöne Frau die Karten, abermals flüsterte sie: „le jeu est fait," und abermals hatte „Schwarz" gewonnen.

Nunmehr veränderte Herr Eduard seine Taktik und setzte auf Schwarz; doch begann er mit einer bei weitem kleineren Summe, als er die beiden letzten Male gesetzt hatte. Alsobald ahmte ihm Herr Richard nach und setzte auf Roth, auch dießmal wieder gerade den doppelten Betrag des gegnerischen Einsatzes auf den Tisch werfend. Das Glück wechselte jetzt auf eine Zeitlang, aber bald neigte es sich wieder entschieden auf die Seite Herrn Richards. Die meisten Spieler hielten es nun mit dem Letzteren, und die Bank kam in ziemlichen Nachtheil.

Jetzt flüsterte der Professor seiner Nebensitzerin, der Gräfin Belgiojoso, ein Paar Worte ins Ohr.

„Meine Herrn," sagte diese, indem sie sich mit zauberi=

schem Lächeln erhob, „wir wollen uns eine kleine Erholung gönnen und das Spiel auf eine halbe Stunde aussetzen.“

Die Gesellschaft begab sich in die Gallerie, um sich auf den Feldzug der nächsten Paar Stunden zu stärken. Diejenigen, die gewonnen hatten, zeigten ein frohlockendes Gesicht; die, welche im Verlust waren, suchten ihren Unmuth so gut als möglich zu verbergen. Nur wenige zeigten jene Verzweiflung, welche bei schwachen Seelen, sobald sie ein Unglück trifft, in den Gesichtszügen zu lesen ist. Der Professor verließ den Spielsaal, um durch den einzigen Zugang zu der Gallerie, der von unten heraufführte, zu verschwinden. Marc Price war ihm bis dahin gefolgt und überzeugte sich, daß er diesen Weg und keinen andern genommen habe. „Er wird den Trank holen für sein Schlachtopfer und die Würfel für den scheinheiligen Priester,“ sagte er für sich hin. „Die Sache nähert sich ihrer Entscheidung.“ Er fühlte nach seinem Revolver und seinem Bowiemesser.

Mister Eduard und Herr Richard, die bisherigen Gegner hatten sich zusammen an einem der kleinen Tischchen in der Gallerie niedergelassen. Jeder beobachtete den Andern, und Jeder hütete sich wohl, von den aufgestellten Getränken mehr zu genießen, als er für seine Besonnenheit zuträglich erachten mochte. Marc Price stand hinter Richard Colter, seine Augen fest auf die Thüre gerichtet, durch welche der Professor wieder erscheinen mußte.

„Welches ist Ihr Lieblingsspiel, Herr Richard?“ fragte Mister Eduard. „Ich habe gehört, daß in Californien große Summen auf Einen Wurf gesetzt werden. Sind es Würfel, die dort im Brauche sind?“

„Außer dem Pharo und der Roulette, die in allen Spielhäusern San Franziskos eingeführt sind, gibt es noch zwei

Spiele, die besonders im Brauche sind," erwiederte der Californier. „Das Eine ist das „Monte" der Mexicaner, das aber von den Deutschen umgewandelt wurde und jetzt „Häufeln" heißt; das Andere ist das Spiel mit sechs Würfeln, und das Letztere ist das Beliebteste."

„Das Letztere kenne ich; denn es wird auch hier von hohen Spielern in Anwendung gebracht;" sagte Mister Eduard, sich zur Kaltblütigkeit zwingend. „Wollen wir unser Glück gegen einander probiren? Zuerst spielen wir „Häufeln," und dann mögen die sechs Würfel den Entscheid geben."

„Ich bin's zufrieden," entgegnete der Californier. „Sind wir Moitié, Marco?"

„Wir sind es," versetzte dieser ruhig, den Blick nicht von der Thüre wendend.

Das Tischchen, an dem die beiden Gegner saßen, wurde abgeräumt und ein neues Spiel Karten herbeigebracht. Bald sammelte sich eine Gruppe Neugieriger um die Spieler und selbst die Gräfin Belgiojoso konnte dem Drange nicht widerstehen, den Zweikampf, der hier sein Ende nehmen sollte, mit anzusehen. Am Ende war die ganze Gesellschaft um das kleine Tischchen versammelt.

Der Californier mischte die Karten. „Heben Sie ab," sagte er.

Mister Eduard hob ab.

„Ich mache sechs Häufchen," fuhr Herr Richard fort. „Niemand kann wissen, welches die unterste Karte von jedem der sechs Häufchen ist. Eins dieser Häufchen stoßen Sie aus. Die unterste Karte dieses Häufchens gehört mein. Auf die andern fünf Häufchen können Sie nach Belieben setzen, auf jedes, so viel als Sie wollen. Ist die unterste Karte meines Häufchens ein Bube, so verliert jedes Ihrer Häufchen, dessen

unterste Karte ein Bube oder weniger ist. Ist meine Karte ein König, so verliert jedes Häufchen, dessen unterste Karte ein König oder weniger ist. Umgekehrt gewinnt aber jedes Häufchen, dessen unterste Karte eine höhere Nummer trägt, als meine unterste Karte. Verstehen Sie mich?"

„Ich verstehe; aber der Bankhalter ist in ungeheurem Vortheil."

„Das ist er; deßwegen wollen wir sechs Spiele machen. Bei dreien sind Sie Bankhalter, bei dreien ich. Betrug ist bei diesem Spiele unmöglich. Beginnen Sie mit dem Bankhalten."

Mister Eduard mischte die Karten und legte sechs Häufchen aus.

„Welches soll mein Häufchen sein?"

„Dieses," erwiederte Richard Colter mit außerordentlicher Ruhe, eins der Häufchen ausstoßend. „Auf jedes der Andern setze ich tausend Dollars."

Mister Eduard drehte sein Häufchen um. Die unterste Karte war eine Dame. Dann wurden die fünf Häufchen des Gegners umgedeckt und die unterste Karte des ersten zeigte einen Zehner, die zweite einen Siebener, die dritte einen König, die vierte ein Aß und die fünfte eine Dame.

„Sie haben dreitausend Thaler gewonnen und zweitausend verloren," sagte Herr Richard mit großer Ruhe. „Gehen wir an das zweite Spiel."

Auch bei diesem war das Resultat ein ähnliches. Beim dritten Spiele gewann Mister Eduard sogar vier Einsätze und verlor blos einen einzigen. Seine Augen leuchteten.

„Sie haben bei Ihrer Bank fünftausend Thaler gewonnen," sagte Herr Richard mit eisiger Kälte. „Nunmehr ist die Bank an mir."

Er mischte die Karten und legte sechs Häufchen. Mister Eduard stieß eines derselben aus und setzte auf jedes der Andern tausend Thaler, gerade wie es vorhin Herr Colter gethan hatte. Er wollte sich in der Höhe des Einsatzes nicht übertreffen lassen.

„Sie haben Unglück im Ausstoßen," sagte der Californier, ohne die Züge zu verändern, indem er sein Häufchen umdrehte und die zu unterst liegende Karte zeigte. „Es ist ein Aß und Ihr ganzer Einsatz ist verloren."

Die zweite Taille neigte sich wieder zu Gunsten des Herrn Eduard. Er gewann einen Einsatz über den Californier. Aber das dritte Spiel entschied wieder gegen ihn, denn er verlor drei Einsätze.

„Das Glück im Häufeln ist für Sie," sagte er mit ingrimmigem Lächeln. „Aber hier kommt der Professor und bringt den Becher mit den sechs Würfeln. Wir wollen nun sehen, wer hier Sieger bleibt."

„Ich kann mir's denken, daß Sie hierin Ihre besondere Stärke haben," versetzte Herr Richard herb und streng. „Machen wir unsere Bedingungen."

Herr Eduard hörte jedoch nicht auf ihn, sondern flüsterte leise einige Worte mit dem Professor. Gleich darauf verließ dieser die Gallerie und begab sich in das Rondel, wo der große lange Spieltisch stand, obgleich die ganze Gesellschaft um das Spieltischchen versammelt war. Marc Price hatte jede seiner Bewegungen beobachtet und folgte ihm sogleich, sowie jener sich entfernte; aber er that es nicht hastig und auf in die Augen fallende Weise, sondern ruhig, gemessen, mit gleichgültiger Miene. Auch achtete in der That kein Mensch darauf, denn Jeder der Anwesenden war Auge und Ohr bei dem außerordentlichen Wagspiele, das hier zu Ende gebracht wurde.

„Also hier ist der Becher mit den sechs Würfeln,“ wiederholte Mister Eduard, und seine Gesichtszüge konnten den Triumph nicht verläugnen, der sich seiner Seele bemeistert hatte. „Jeder von uns Beiden hat das Recht sechs Mal zu werfen und von den sechs Würfen einen zu wählen. Wer nun von uns den höchsten Wurf thut, der soll den ganzen Einsatz gewinnen.“

„Gut!“ erwiederte Herr Richard. „Es versteht sich aber von selbst, daß Einer, wenn er sich einen Wurf gewählt hat, nicht weiter werfen darf. Haben Sie z. B. im dritten Wurfe „fünfunddreißig“ und wollen mit dieser Zahl zufrieden sein, so ist der vierte, fünfte und sechste Wurf für Sie verloren.“

„Einverstanden,“ rief Mister Eduard, der den Zeitpunkt der Entscheidung kaum abwarten zu können schien. „Das ist die Regel, gerade wie es Regel ist, daß der Wurf: „eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs“ als der höchste gilt, der nicht überboten werden kann.“

„Abgemacht. Wie hoch soll der Einsatz sein?“

„Ich habe heute Nacht dreißigtausend Dollars baar mitgebracht, und davon zehntausend Dollars verloren. Ich setze den Rest mit zwanzigtausend Dollars. Hier sind sie. Will Einer der Herren nachzählen?“

„Nicht nöthig,“ rief jetzt Richard Colter, seinen kalten, herben Blick fest auf seinen Gegner richtend. „Wir sind hier lauter Ehrenmänner. Ein Betrüger würde von uns Allen mit Fußtritten aus dem Saale gejagt. Hier sind meine zwanzigtausend Dollars,“ setzte er ruhig hinzu, indem er sein Taschenbuch hervorzog und zwanzig Tausenddollarnoten vor sich hinlegte.

„Wer soll zuerst werfen?“

„Wir ziehen das Loos.“

Das Loos traf Herrn Richard. Er mußte zuerst unter sechs Würfen einen wählen! Die Aufregung aller Anwesenden stieg auf den höchsten Punkt. Sie drängten sich in einen Knäuel zusammen, um sich nichts entgehen zu lassen. Eine Bombe hätte neben ihnen platzen können, Keiner wäre nur einen Zoll breit gewichen.

Richard Colter nahm den Becher. Er schüttelte die Würfel. Dann kam ihm ein Gedanke. Er nahm die Würfel heraus und wog sie in der Hand, nachdem er einen prüfenden Blick auf sie geworfen.

„Gute, vollwichtige, regelmäßige Würfel," sagte er, dieselben in den Becher zurückwerfend. „Wir wollen sehen, wen sie am meisten begünstigen."

Er warf zum ersten Male.

„Fünfzehn! Diesen Wurf behalte ich nicht."

Er nahm die Würfel wieder in den Becher und schüttelte abermals. Er warf zum zweiten Male.

„Siebenundzwanzig! Der Wurf ist nicht schlecht, aber ich behalte ihn doch nicht. Ich habe noch vier Würfe."

Der dritte Wurf war wiederum ein niedriger.

„Nur noch drei Würfe! Ich muß mich zusammennehmen," sagte Herr Richard dem Mister Eduard einen durchdringenden Blick zuwerfend.

Dießmal ging er langsam und bedächtig zu Werke, und langsam und bedächtig rollten die Würfel über die glatte Fläche hin. Ein allgemeiner Ausruf erfolgte, als das Resultat sichtbar war. Fünf Sechser und ein Fünfer lagen auf dem Tische!

„Fünfunddreißig!" rief Colter. „Die zwanzigtausend Dollars sind mein."

„Fünfunddreißig!" flüsterte jeder der Anwesenden, vor Erstaunen über einen solch' hohen Wurf fast sprachlos.

Herr Eduard ward bleich wie die Wand, aber bald faßte er sich wieder. Ein eigenthümlicher Zug aus Hohn-, Angst- und Triumphgefühl gemischt, flog über sein Gesicht.

„Noch habe ich nicht verloren," versetzte er. „Es sind zwei Würfe im Becher, die den Ihren übertreffen. Ich kann alle Sechse oder eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs werfen, und dann sind die zwanzigtausend Dollars mein. Sie verzichten also auf Ihren fünften und sechsten Wurf? Sie begnügen sich mit Ihren Fünfunddreißig?" setzte er höhnisch hinzu.

Es schien, als ob der Mann sein Selbstvertrauen durch den hohen Wurf des Herrn Richard durchaus nicht verloren hätte. Die Umstehenden theilten aber dasselbe offenbar nicht, denn sie warfen sich gar sonderbare Blicke zu, als er die Ueberzeugung aussprach, selbst gegen einen solch' hohen Wurf noch aufzukommen.

„Er hat verloren," flüsterte Einer dem Andern zu. „Unter Tausend Malen kommt es kaum einmal vor, daß Einer mehr wirft."

Mister Eduard fühlte, was die Andern sprachen, wenn er es auch nicht hörte; aber er warf einen herausfordernden Blick im Kreise herum, als er den Würfelbecher ergriff. Er vertraute seiner Sache noch immer.

Die Würfel fielen.

„Achtzehn zum ersten Male!" sagte er, bleich wie der Tod, aber mit blitzenden Augen. „Ein schlechter Wurf! Doch es wird besser kommen."

Die Würfel fielen zum zweiten Male.

„Dreißig! Die Glücksgöttin wird mir schon günstiger. Wer will auf mich wetten?" rief er mit heiserer Stimme, seine Augen noch herausfordernder herumlaufen lassend.

In diesem Augenblicke streifte er die Würfel zusammen,

um sie wieder in den Becher zu werfen, war aber dabei so ungeschickt, daß er diesen zu Boden fallen ließ. Ein Dutzend bückten sich zumal, die Würfel wieder aufzuheben; er kam aber Allen zuvor. Doch wie er sich wieder aufrichtete, war sein Gesicht noch geisterbleicher und seine Augen blitzten noch unheimlicher.

„Ein böses Omen, sagt man gewöhnlich, die Würfel vor dem Wurfe fallen zu lassen!“ lachte er mit verzerrten Zügen. „Aber ich trotze dem Geschicke. Fortuna muß mir unterthan sein.“

Er schüttelte lang und heftete sein Auge starr auf den Becher. Endlich warf er. Seine geisterhafte Blässe wich urplötzlich einer fieberhaften Röthe!

„Eins, Zwei, Drei, Vier, Fünf, Sechs! Der höchste Wurf, der geworfen werden kann!“

Ein Schrei des Erstaunens ertönte aus Aller Mund. Das Unmögliche war Wirklichkeit geworden. Er hatte eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs geworfen!

„Ich habe gewonnen,“ schrie Mister Eduard mit einer so schrillen Stimme, daß es weniger wie ein Triumphgeschrei, denn wie das Brüllen eines Wahnsinnigen tönte. „Ich habe gewonnen. Die zwanzigtausend Dollars sind mein!“

Er langte nach den zwanzig Tausendthalernoten, die sein Gegner vor sich liegen hatte; aber wie er die Hand darnach ausstreckte, erhielt er einen so gewaltigen Stoß vor die Brust, daß er niedergestürzt wäre, wenn ihn die Uebrigen nicht gehalten hätten.

„Halt, Mann!“ donnerte Richard Colter dem Zurücktaumelnden zu. „Halt, Mann, du hast nicht gewonnen, denn du bist ein Betrüger!“

In demselben Augenblicke zog er sein breites Bowiemesser

und spaltete mit Einem Hiebe einen der Würfel, die noch auf dem Tische lagen. Der Würfel war mit Blei gefüllt! Er spaltete den zweiten, den dritten, den vierten, — alle Sechse waren mit Blei gefüllt, und so künstlich gefüllt, daß derjenige, welcher sie zu handhaben wußte, immer den höchsten Wurf „eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs" damit werfen mußte.

Natürlich entstand eine furchtbare Aufregung und Alles schrie wild durcheinander. Aber die gewaltige Stimme Richard Colters übertönte sie Alle.

„Er hat die ächten Würfel mit falschen verwechselt," rief er; „wie er sich bückte, um den herabgefallenen Becher aufzuheben, vollzog er die Fälschung. Durchsucht ihn; man wird die ächten Würfel in seinen Taschen finden."

Der Schrecken und die Ueberraschung hatte den Gegner Richards ganz betäubt, so daß er im ersten Augenblicke kein Wort entgegnen konnte. Dagegen fand er Freunde, die sich seiner annahmen. Auf einen Wink der Gräfin Belgiojoso, die an dergleichen Auftritte gewöhnt sein mochte, da sie weder in Ohnmacht fiel, noch auch nur die Fassung verlor, drängten sich sechs oder acht der Anwesenden, meist jüngere Herren, vorwärts, um den so hart Angegriffenen in Schutz zu nehmen. Es waren dieß die Hausfreunde der Gräfin, die engagirten und bezahlten Beschirmer des Spielsalons, welche für den Bankhalter und seine Freunde einzustehen hatten, diese mochten im Rechte oder im Unrechte sein. Doch schien es, als ob sie nicht die sonst gewohnte Energie entwickelten, denn es war augenscheinlich, daß sie Einen vermißten, der ihnen sonst mit gutem Beispiele voranging. Auch die Gräfin vermißte diesen Einen, und getraute sich daher nicht, mit strengen Befehlen aufzutreten. Dieser Eine war der Professor Reynier, der beim Beginne des Würfelspiels den Saal verlassen hatte. Die

andern Anwesenden, die des Spiels wegen Gekommenen, verhielten sich für den ersten Augenblick unparteiisch. Man sah ihnen jedoch ihre Unentschlossenheit an, denn auf der einen Seite schien der versuchte Betrug, wie aus den mit Blei gefüllten Würfeln zu ersehen, evident und auf der platten Hand zu liegen, auf der andern Seite war aber der ihnen unter dem Namen „Mister Richard" Vorgestellte ein „Frischer," ein ihnen Unbekannter, während Mister Eduard, schon seit Jahren den Meisten befreundet, seit der Eröffnung des Bleekerstreetspielhauses in demselben verkehrt hatte. Richard Colter sah wohl, daß er allein auf seinen eigenen Muth angewiesen war, denn wie der Professor Reynier, so ließ sich auch Marc Price nicht sehen. Er besann sich jedoch keinen Augenblick. In der einen Hand hielt er sein breites Bowiemesser, in der andern seinen achtläufigen Revolver.

„Zurück, Ihr Herren," rief er den sechs oder acht Männern entgegen, welche Miene machten, auf ihn einzudringen. „Zurück, sage ich, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist. Ihr andern Herren aber, die Sie nicht zu wissen scheinen, zu wem Sie zu halten haben, wollen Sie einen offenkundigen Betrüger unterstützen?"

Diese Worte waren von augenscheinlicher Wirkung; doch jetzt hatte sich Herr Eduard von seiner Bestürzung erholt. Die kalte Besinnung kehrte ihm zurück und mit frecher Stirne rief er: „Er selbst ist der Betrüger und ein Polizeispion dazu. Faßt ihn. Er darf nicht lebendig von der Stelle." Mit diesen Worten richtete er sich hoch auf und streckte die Rechte drohend aus. Aber merkwürdig! So wie er den Arm erhob, um auf seinen Feind zu deuten, fielen ein halb Dutzend Würfel aus dem Aermel, in welchen er sie vorhin verborgen hatte. Es waren die gesuchten ächten Würfel und der wahre

Thatbestand konnte nun von Niemanden mehr angefochten werden. Die Wirkung, welche dieser Zufall zur Folge hatte, war ein außerordentlicher. Die „Hausfreunde" blickten auf die Gräfin Belgiojoso und suchten sich von dort Rath und Hülfe, während diese selbst sich nicht klar war, was geschehen solle. Die sämmtlichen Spieler aber, sogar die unter ihnen, welche bis jetzt mit Argwohn auf Richard Colter gesehen hatten, zogen sich alle wie durch einen Machtspruch von ihrem nunmehr überwiesenen Mitgenossen zurück. Im Augenblicke stand er allein, verlassen, ein Pestkranker!

„Herr Richard," sagte Einer von ihnen, vortretend. „Sie sind ein Fremder in unserer Stadt, denn Sie kamen erst, wie Sie uns sagten, vor wenigen Wochen von Californien hier an. Sie könnten glauben, auch wir seien an diesem schmachvollen Betruge mitbetheiligt. Darum sprechen wir es offen aus, wir verachten den, der ihn begangen. Der Spieler steht im Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen, der Betrüger im Spiele aber, ist aller Ehre, alles Anspruches auf eine Existenz in der Gesellschaft baar. Mister Eduard," wandte er sich dann voll tiefer Verachtung gegen diesen, „von nun an haben wir nichts mehr mit einander gemein. Wir kennen Sie nicht mehr, Sie sind uns von nun an und für immer ein Fremder. Herr Richard," sprach er nach einer Pause weiter, indem er gegen das kleine Tischchen, auf welchem die vierzig tausend Thaler in Banknoten noch immer unberührt lagen, vorschritt. „Herr Richard, hier ist die Summe Geldes, um welche gespielt wurde. Sie gehört von Rechtswegen Ihnen. Und nun noch ein Wort zu ihnen, Frau Gräfin Belgiojoso. Ihr Mitgenosse, der Professor, hat die Würfel gebracht. Er ist also ein Mitbetheiligter. Wir empfehlen uns Ihnen und Ihrem Wohlwollen; aber Ihr Haus werden wir von nun an

nicht mehr betreten, denn unsere Ehre würde Noth leiden, wenn wir mit falschen Spielern zu thun hätten."

Es war ein Mann mit markirten Gesichtszügen und mit ein paar scharfen dunklen Augen, der so sprach, und wir werden ihn später noch näher kennen lernen. Man sah ihm an, daß er vor nichts zurückschreckte, und daß die Wahl der Mittel, um zum Zwecke zu kommen, ihm keine besonderen Skrupel machten; aber — Betrug im Spiele, das war mehr, als er ertragen konnte! Hohn und Verachtung lag in seinem Gesichte, als er sich tief vor der Gräfin verbeugte und dann der Thüre zuschritt, welche von der Gallerie in das Schlafkabinet hinabführte. Ihm folgten etwa fünfzehn oder zwanzig der Anwesenden. Die Uebrigen blieben zurück; aber nicht Einer versuchte es, dem Abgange der Andern ein Hinderniß in den Weg zu legen.

„Hast du es gehört, Mann?" rief jetzt Richard Colter, und eine grimmige Freude flog über seine herben Gesichtszüge. „Hast du es gehört, mit welchen Worten du gebrandmarkt worden bist? Sieh, hier sind die vierzig tausend Thaler, welche du so eben in deine Tasche schieben wolltest! Die zwanzig Tausend, welche ich setzte, sind ehrlich und im Schweiße meines Antlitzes erworben; diese werde ich behalten. Die andern zwanzig tausend aber, die du zuschossest, — durch welchen Betrug, durch welches Verbrechen hast du sie dir angeeignet? Glaubst du, ich könnte dieses Geld in meiner Tasche tragen? Es würde mich brennen, wie den Mörder das Kainszeichen. Siest du hier, was ich damit beginne?" fuhr er mit grimmigem Lachen fort, indem er die Banknoten in der Hand zusammenballte und dann an der Gasflamme über ihm in Brand setzte. „Zurück, Ihr Leute," fuhr er mit wildem Schrei fort, seinen Revolver in Paratschaft setzend, als Einige

Miene machten, ihm das Papiergeld aus der Hand zu reißen. „Zurück, wenn Ihr einen Werth auf Euer Leben legt. Du aber, Eduard Beecher, siehst du, wie sie brennen, deine zwanzig tausend Dollars? Fühlst du, wie dein Reichthum in Rauch und Asche aufgeht? Eduard Beecher, niederträchtigster aller Heuchler, erkennst du mich nun? Ich bin nicht Richard Colter, für den ich mich fälschlich ausgegeben; mein Name ist Henry Waldon! Ha, wie du zitterst bei diesem Namen! Ich bin Henry Waldon, den du durch deinen Betrug vor zehn Jahren auf immer elend gemacht hast. Aber ich habe geschworen, dich dieselben Qualen erdulden zu lassen, die ich damals erduldete und ich habe meinen Schwur gehalten. Henry Waldon ist als Richard Colter wieder geehrt und geachtet; du jedoch, du, der hochwürdige Doctor Eduard Beecher, du, der beinahe heilig gehaltene Priester, du bist selbst unter Gesetzesübertretern ein Elender; du bist unter Spielern ein Auswürfling, der nicht mehr werth ist, als daß man ihn mit einem Fußtritte bei Seite wirft!"

Es lag ein furchtbarer, ein gräßlicher Hohn in seinen Worten; weiter aber konnte er nicht sprechen, denn die Wuth des Gehöhnten und Verachteten kannte nun keine Gränzen mehr und machte sich in einem tobenden Geschrei Luft. Und er stand nicht allein, der Doctor Eduard Beecher! Die Freunde des Hauses hielten zu ihm, so wie auch nicht minder die zurückgebliebenen Spieler, welche in seiner Person ihre eigene angegriffen fühlten! War er doch seit Jahren einer der Ihrigen! Waren sie doch zu derselben That, die er so eben begangen, nicht blos fähig, sondern auch bereit, so bald sich ihnen eine geschickte Gelegenheit bot! So schrieen sie denn Alle wild durch einander und suchten auf Richard Colter oder wie er sich jetzt nannte, Henry Waldon, einzudringen. Dieser aber

lehnte sich mit dem Rücken an die Wand hart neben der Thüre, welche aus der Gallerie auf die Treppe hinabführte, und hielt das breite Messer in der Linken, während die Rechte den Drücker des Revolvers gefaßt hatte. So wollte keiner der erste sein, der ihm auf den Leib rücke, weil jeder als erstes Opfer zu fallen befürchtete; und es wäre dem kühnen Manne ein Leichtes gewesen, seinen Rückzug durch die Thüre zu nehmen, wenn er seinen so räthselhaft verschwundenen Freund Marc Price hätte zurücklassen wollen. Er setzte daher ein kleines Pfeifchen an den Mund und stieß damit einen weithin schrillenden Ton heraus. In demselben Augenblicke antwortete ihm auch die Stimme Marcs; dieselbe wurde jedoch durch Pistolenschüsse übertönt, welche zu gleicher Zeit losknallten und die Gallerie mit Pulverdampf erfüllten.

Um dieß zu erklären, müssen wir auf einige Minuten in der Zeit zurückgehen, und Marc Price begleiten, wie er dem Professor Reynier folgte.

Der Professor war hinter die seidenen Gardinen des Spielsalons geschlüpft, nachdem er sich vorher genau umgesehen, ob Niemand ihm folge. Aber er sah Niemanden, denn Marc blieb ruhig an seinem Platze, bis die hagere Gestalt des Halbpolen verschwunden war. Dann aber schritt er ruhig dem Spielzimmer zu und öffnete die Gardine an demselben Platze, an welchem sich, wie er wußte, die geheime Thüre befand. Es war ihm nicht schwer, sie zu finden, obgleich ein Uneingeweihter nie einen Eingang hier vermuthet hätte; er suchte nach dem Schlosse, aber der Schlüssel war abgedreht und die Thüre verschlossen! Er zog das breite, starke Messer, welches ihm Richard Colter gegeben hatte, und steckte es in den Spalt zwischen der Thüre und der Wand. Die Thüre

schien nachzugeben, sie bog sich! Er strengte alle seine Kräfte an; das Thürschloß sprang auf! Es geschah dieß zwar nicht so still und leise, daß alles Geräusch vermieden worden wäre; aber die Anwesenden waren sämmtlich so mit dem Hazardspiel in der Gallerie beschäftigt, daß sie auf das Knarren in dem Salon nicht hörten.

Marc zog die Thüre wieder hinter sich zu, doch ohne sie zu verschließen und schritt leise weiter. Eine Treppe empfing ihn, eine schmale, enge Treppe, die abwärts führte. Er fühlte sich mit den Händen zurecht und stieg leise hinab. Er wagte es nicht, die Blendlaterne, welche er bei sich führte, anzuzünden, denn er konnte sich auf diese Art allzuleicht verrathen. Von Zeit zu Zeit hielt er still, um zu lauschen, aber er vernahm nichts; nicht einmal von oben herab tönte ein Laut zu ihm! Immer tiefer stieg er, die schmale, im Bogen laufende Treppe schien gar kein Ende zu nehmen. Endlich sah er einen Lichtschimmer und zu gleicher Zeit hörte er den Angstschrei eines weiblichen Wesens. Ohne sich länger zu besinnen, stürzte er vorwärts; aber zu seinem Glück war die Treppe mit dicken Teppichen belegt, so daß seine Schritte nicht hörbar waren, sonst hätte er sich ohne Zweifel verrathen. Am Fuße der Treppe angekommen, sah er sich einer Thüre gegenüber, in welche ein rundes, mit einem Glase verwahrtes Loch eingebohrt war. Durch dieses kleine Fensterchen drang der Lichtschimmer, welchen er oben gesehen hatte. Hier heraus war auch der Angstschrei gedrungen, welchen er so eben gehört!

Der junge Mann sah sich um, wo er sich befand; denn so dunkel auch sein bisheriger Weg gewesen war, so verbreitete doch das durch jene runde Scheibe dringende Licht Helle genug, um Alles genau zu erkennen. Die Localität schien ihm fast dieselbe zu sein, wie die, welche er so eben verlassen

hatte: eine breite Gallerie, welche um ein Rondel herum lief. Er umging die Gallerie und besah sich das Rondel. Dasselbe hatte keinen andern Ausgang, als jene Thüre, welcher er gleich im Anfang gegenüber gestanden war. Offenbar war dieß der untere Sockel des Gebäudes, welches den Spielsalon enthielt, und wenn man dieß und den geheimnißvollen Eingang in Betracht zog, so konnte man nicht leicht eine abgelegenere und von jeder Neugierde verschlossenere Localität finden. Kein Laut drang von hier aus in die Außenwelt, kein noch so verzweifelter Schrei konnte auf der Straße oder in den nächsten Häusern gehört werden; wer hier eingeschlossen war, mußte sich der Gewalt auf Gnade und Ungnade ergeben!

Diese Gedanken schossen ihm blitzschnell durch den Kopf, als er sich der Thüre mit dem Guckloche abermals näherte. Er untersuchte seine Waffen und fand Alles in Ordnung. Dann untersuchte er die Thüre; sie war nur angelehnt und der Schlüssel stack im Schlosse. Jetzt drangen Stimmen aus dem Innern des Rondels und ohne länger zu zögern, auf die Gefahr hin, entdeckt zu werden, sah er durch das Fensterchen ins Innere desselben hinein. Es war ein großes rundes Gemach, wie er in seinem Leben noch keines gesehen hatte. Die Wände ringsum sahen aus, als wären sie aus einem einzigen Crystallspiegel gefertigt; der Boden schien mit Seide gepolstert, und die Lehnsessel waren mit einem weißschimmernden Stoffe überzogen, der wie Silber glänzte. Das Licht kam von einer großen Lampe, die eine Decke von mattgeschliffenem Glase hatte. Die Lampe stand in der Mitte eines ovalen Tisches, der außer einer Wasserkaraffe nichts enthielt, als einen Teller mit Backwerk. Das Merkwürdigste im ganzen Locale war das Bett, denn es war keineswegs ein Bett, wie wir uns ein solches vorzustellen gewohnt sind, sondern viel-

mehr ein Viereck, das aus einer Masse von seidenen Polstern gebildet war, eingefaßt von schweren damastenen Vorhängen und überwölbt von einem Thron, der fast bis an die Decke reichte. Das Bett lehnte mit einer Seite an der Wand, aber man konnte die Wand nicht sehen, sondern an ihrer Stelle prangte ein großes Oelgemälde, eine schlafende Venus vorstellend. — Der Leser weiß nun, wo Marc Price sich befand, denn dieß Gemach war jenes merkwürdige Zimmer, welches den Eingeweihten unter dem Namen „das geheime Boudoir des Kaisers Heliogabalus" bekannt war.

In der Mitte des Boudoirs, an dem Tische, auf welchem die Lampe brannte, stand der Professor; er kehrte das Gesicht dem Bette zu und hielt ein Wasserglas in der Hand, in welches er so eben einige Tropfen von einer Flüssigkeit gemischt hatte, die er in einem kleinen Fläschchen bei sich trug. Nachdem er die Mischung vollbracht, drehte er sich um und schritt der entgegengesetzten Seite zu. Hier kniete, hart an die Wand gedrückt, ein Mädchen auf dem Boden, die Hände über der Brust gefaltet. Das Gesicht war bleich bis zum Tode, aber die Augen blitzten in überirdischem Feuer.

„Rosa Bodin!" flüsterte Marc Price vor sich hin, als er sie erblickte und sein Herz pochte laut vor Entzücken. Nun war ihm Gelegenheit gegeben, sie, wenn auch mit Aufopferung seines eigenen Lebens, zu retten!

„Sie sind im Fieber, Rosa," sagte der Professor, sich der Knieenden immer mehr nähernd, „nehmen Sie diesen Trank, er wird Sie kühlen."

„Ich bin nicht krank," erwiederte Rosa, wo möglich noch mehr erbleichend, aber trotzdem mit fester Stimme. „Ich werde nicht trinken."

„Sie haben seit sechsunddreißig Stunden nichts zu sich

genommen und seit sechsunddreißig Stunden nicht geschlafen," fuhr der Professor mit ruhiger, fast einschmeichelnder Stimme fort. „Diese furchtbare Nervenaufregung muß Sie tödten. Nehmen Sie diesen Kühltrank und gedenken Sie, wie schmerzlich es Ihrer Mutter sein müßte, von Ihrer Erkrankung oder gar von Ihrem Tode zu hören."

„Meine Mutter, o meine theure Mutter!" rief das Mädchen mit bebenden Lippen. „Wenn Sie ein menschlich Gefühl in sich tragen, Herr, so geben Sie mich meiner Mutter zurück!"

Sie hob die Hände flehend empor! Der Ton ihrer Stimme drang Marc bis ins Innerste! Der Professor aber blieb völlig unbewegt.

„Ich werde mehr für Sie thun, Rosa" sagte der Letztere, „ich werde Sie glücklich machen. Ein reicher, hochgestellter Mann liebt Sie, und Sie werden eine Stellung einnehmen, von der Sie sich bisher nicht träumen ließen. Ihre Armuth soll aufhören und Sie werden im Ueberfluß schwelgen. Auch Ihre Mutter soll Ihr Glück theilen; darum folgen Sie mir und vertrauen Sie mir."

Er näherte sich ihr noch mehr. Aber jetzt sprang Rosa auf und schaute ihm voll und gerade ins Gesicht. „Wer sind Sie, Herr? Wer hat Ihnen das Recht gegeben, über mich zu bestimmen? Sie führten sich als Landsmann, als Sprachlehrer, der so arm sei, als wir selbst, bei uns ein. Dann brachtex Sie eine vornehme Frau zu uns, die mich einlud, mit ihr zu gehen, um mich durch Arbeit zu beschäftigen. Ich fuhr mit ihr bis in ihren Palast in der Bleekerstreet, wo wir ausstiegen, um von Ihnen empfangen zu werden. Dann hielten Sie mir unversehens eine scharfe Essenz an den Mund und ich wurde bewußtlos. Als ich wieder erwachte, befand ich mich in diesem Zimmer hier. Ich war eingeschlossen, eine

Gefangene; ich rief, ich schrie; kein Mensch hörte mich. Später kam ein Diener, er brachte mir Speise und Trank; auch Sie kamen und wollten mich überreden, von dem Gebrachten zu genießen. Ich habe es ausgeschüttet, zu Boden geworfen; ich werde auch später dasselbe thun, und Gott wird mich in meinem Vorsatze stärken, daß ich nicht unterliege."

„Und warum thust du dieß, Mädchen," rief der Professor, kaum im Stande, seine Stimme zur Ruhe zu zwingen. „Glaubst du, wir wollen dich vergiften? Wenn wir dir ans Leben wollten, so wäre es uns ja ein Leichtes, denn du befindest dich an einem Orte, der so von der Außenwelt abgeschlossen ist, daß kein Mensch eine Spur von dir fände und wenn er den Palast der Gräfin Belgiojoso von oben bis unten durchsuchte. Glaube mir, wir meinen es gut mit dir, darum vertraue mir, und nimm als ersten Beweis diesen Labetrank, damit deine Gesundheit nicht Noth leide."

„Ich weiß nicht, wo ich bin," versetzte Rosa mit fester Stimme. „Es ist auch möglich, daß kein Mensch in diesen Schlupfwinkel dringen kann, aber Gott ist bei mir und auf ihn vertraue ich. Er hat mir gesagt, daß ich Ihnen mißtrauen soll, denn Sie sind ein Heuchler, Sie sind ein Betrüger."

„Hüte dich, Mädchen, mich zum Zorne zu reizen," sprach der Professor, die Zähne übereinanderbeißend.

„Hüten Sie sich selbst, Herr," rief Rosa, ihre feurigen Augen fest auf ihn richtend. „Glauben Sie, weil ich ein armes, fremdes Mädchen bin, so sei ich von Gott und der Welt verlassen? Hüten Sie sich selbst, sage ich Ihnen, denn es lebt Einer in New-York, der meiner nicht vergessen wird, und wenn die ganze Welt gleichgültig über mein Schicksal bliebe. Hüten Sie sich, seinem Auge zu begegnen, denn so er

Sie träfe, so wäre es besser für Sie, Sie lägen im tiefsten Abgrunde des Meeres."

„Du willst mir drohen? Du?" schrie jetzt der Professor voll Wuth. „Ich frage dich zum letzten Male, willst du den Trank nehmen oder nicht?"

„Nimmermehr," rief Rosa mit flammenden Augen.

„Nun, bei der Hölle, wenn du's nicht freiwillig thust, so will ich dir zeigen, daß du's thun mußt."

Er sprang auf sie zu, um sie gewaltsam zu umschlingen, aber in demselben Augenblicke erhielt er einen so furchtbaren Schlag auf den Kopf, daß er wie ein Betrunkener zu Boden stürzte und regungslos liegen blieb. Der Schlag rührte von Marc Price her, der die Thüre eingedrückt und den Elenden mit Einem Sprunge erreicht hatte.

Das Mädchen schrie laut auf, als sie die fremde Gestalt mit dem dichten Barte und der schwarzen Perrücke erblickte. Als sie aber die Stimme des Verkleideten hörte, da jauchzte ihr Herz in unnennbarem Entzücken.

„Gelobt sei Gott in der Höhe!" schrie sie und sank vor Marc in die Knie, seine Füße mit ihren Armen umschlingend.

„Schnell, Rosa," sagte Marc, sie aufhebend und fest an seine Brust drückend. „Komm, Mädchen, sei stark. Wir haben keine Minute Zeit zu verlieren. Halte dich fest an mich und zittre nicht, es mag kommen, was da wolle. So ist's recht, mein theures Kind. Bedenke, unser Leben hängt von unserer Besonnenheit ab."

Rosa war aufgesprungen und richtete ihr Auge voll Dankbarkeit und Liebe auf ihn. „Befehlen Sie und ich gehorche," flüsterte sie. „Jetzt gibt es keine Gefahr mehr, der ich nicht furchtlos entgegenginge."

Sie hielt sich fest an Marc, der sie mit seiner Linken umschlang.

Eilig zog er sie zu der schmalen Treppe, welche in das obere Rondel führte und so schnell es ihnen in der Dunkelheit möglich war, schritten sie aufwärts. Wie er die geheime Thüre in den Spielsalon öffnete, tönte ihm die schrille Pfeife Richard Colters entgegen.

„Hier bin ich, Richard Colter," schrie Marc, mit Rosa in den Saal stürzend.

In demselben Augenblicke krachte ein Schuß hinter ihnen, und dann noch einer, und noch einer. Der Professor war durch den Schlag Marc's nur betäubt geworden, und eilte den Flüchtlingen in der Minute nach, so bald er sich von der ersten Verwirrung erholt hatte. Blindlings schoß er seinen Revolver hinter ihnen ab, nicht wissend, ob sie schon die Treppe hinauf seien oder nicht.

„Hierher, Marc!" donnerte Richard Colter, der die Ausgangsthüre besetzt hielt.

„Haltet sie auf, schießt sie nieder!" schrie Reynier, der soeben ebenfalls die Treppe erstiegen und in den Salon gestürzt war.

Nun erreichte der Tumult seinen höchsten Grad. Die „Freunde des Hauses" waren nämlich inzwischen von der Gräfin Belgiojoso mit Waffen, die sie aus einem geheimen Behältniß zog, versehen worden und säumten nicht, von denselben Gebrauch zu machen. Sie schossen aber so blindlings darein, daß sie mehr Schaden an den Wänden anrichteten, als an den Personen. Aber auch die Angegriffenen blieben nicht zurück, sondern gaben Schuß um Schuß heim.

„Bücke dich, Marco," schrie Colter mit verzweifeltem Schrei, und in demselben Augenblicke feuerte der Professor

seinen Revolver ab; aber so gut er auch gezielt zu haben glaubte, so hatte er doch fehl geschossen, da Marc auf den Schrei hin mit Rosa zur Seite gesprungen war. In der nächsten Sekunde jedoch stürzte der Professor zusammen. Die Kugel Colters hatte ihn nicht gefehlt. Einen Augenblick später war Marc mit Rosa an Colters Seite.

Jetzt riß Colter die Thüre auf. „Hinunter, Marc!" rief er, „und das Gas abgedreht. Ich folge euch in der Sekunde."

Marc rannte die Treppe hinab, Rosa mehr tragend, als führend. Colter feuerte blindlings seine letzten zwei Schüsse ab und stürzte dann hinter Marc drein. Einen Moment darauf herrschte tiefe Finsterniß im ganzen Hause, denn Marc hatte, dem Befehle Colters gemäß, den Hahnen gedreht, der unten an der Treppe angebracht war, um das Zuströmen des Gases abzuschneiden. Die Flüchtenden waren nun verhältnißmäßig sicher, da die Verfolger sich erst Licht verschaffen mußten, ehe sie die verschiedenen Gänge und Wendungen finden konnten. Bevor jedoch das Geschrei der Letzteren auf der letzten Treppe ertönte, hatten Marc und Colter beim Scheine ihrer Blendlaterne die eisernen Riegel an der Thüre nach der Bleekerstreet zu ausgehoben und befanden sich im Freien. Sie rannten die Carminestreet hinab und der Canalstreet zu. Zehn Minuten später befanden sie sich sicher und heil auf dem Ferryboote, welches nach Hoboken hinüber fuhr. Es war Morgens vier Uhr, als sie dort anlangten!

Edith Cooper hatte Wort gehalten. Sie wachte mit ihrer Mutter, um Marc Price zu erwarten. Und wie groß war das Erstaunen, der Schrecken und die Freude, als Marc mit Rosa und Colter anlangte! Jetzt erst verließen Rosa Bodin ihre Kräfte und sie fiel ohnmächtig in die Arme der edlen Frau, die sich ihrer mit mütterlicher Sorgfalt annahm. Die

liebliche Edith aber schwur, dieß theure Heldenmädchen von nun an, nicht als ihre Freundin, nein als ihre Schwester zu behandeln! Man brachte sie zu Bette in Ediths Schlafzimmer, wo man ein zweites Lager aufschlug. Edith hätte sich dieß nicht nehmen lassen. Frau Cooper aber wachte noch eine gute Stunde, um der Erzählung Marcs von Rosa's Befreiung zu lauschen!

Den andern Morgen, am Montag früh nämlich, las man in den gelesensten Journalen New-Yorks folgende Nachricht: „Am gestrigen Sonntage war der mit Recht so hochgerühmte und tiefverehrte Doctor Beecher von Brooklyn zum großen Leidwesen seiner Gemeinde, deren Mitglieder den höchsten Cirkeln der Stadt angehören, durch bedeutendes Unwohlsein verhindert, die Predigt selbst vorzunehmen und mußte dieß einem jüngeren Gehülfen überlassen. Das Unwohlsein hat sich der hochwürdige Herr durch die angestrengtesten Studien einerseits, andererseits durch allzu aufopfernde Nachtwachen am Krankenbette eines Mitglieds seiner Kirche zugezogen; doch hofft man, daß die Sorgfalt der Aerzte, welche durch die Gebete von Tausenden unterstützt wird, den Mann in Bälde wieder herstellen werden, der nicht blos eine Zierde unserer Stadt, sondern auch einer der Ecksteine ist, auf welche Christus seine Kirche gebaut hat.“

Auf einer andern Seite hieß es: „In der Nacht vom Samstag auf den Sonntag, welche stets an Schandthaten aller Art reich zu sein pflegt, ist wieder einer jener niederträchtigen Mordanfälle begangen worden, welche sich in unserer Metropole von Jahr zu Jahr mehren. Man hörte in der Bleeker- sowie in der nahen Carminestreet Morgens um drei oder vier Uhr mehrere Schüsse hinter einander fallen. Anfangs glaubte man, es sei dieß in einem Hause der Bleekerstreet geschehen,

aber wie die Polizei um fünf Uhr auf den Platz kam, stellte es sich heraus, daß der Inhaber einer Apotheke in der Carminestreet von einigen Strolchen meuchelmörderisch überfallen worden war und diesen Ueberfall ohne Zweifel mit dem Leben bezahlen muß. Von den Uebelthätern hat man keine Spur; zu bemerken ist übrigens, daß der Geschossene ein Ausländer ist, weßwegen die Gerüchte über diesen Fall nur mit Vorsicht aufzunehmen sind. Auch muß noch besonders erwähnt werden, daß der Verwundete, obgleich er sich bewußt ist, in Lebensgefahr zu schweben, sich geweigert hat, Klage zu erheben. Er scheint also den Anfall provocirt oder wenigstens mitverschuldet zu haben."

Das war Alles, was je über diese blutige Geschichte öffentlich verlautete. Daß die Sache nicht gerichtlich untersucht wurde, versteht sich von selbst.

6.

Der Mord in der Amitystreet.

Es war in der nämlichen Samstagnacht, in welcher der Brand in der Beckmannsstreet statt hatte, in derselben Nacht, in welcher die furchtbare Scene in dem Bleekerstreetspielhause vorfiel! In derselben Nacht sollte noch ein drittes Trauerspiel aufgeführt werden, weit schauriger, weit grauenvoller, als die beiden ersten! New-York ist reich an solchen Tragödien, und man ist so sehr daran gewöhnt, dergleichen zu hören, daß, wenn die Leute Morgens in den Frühblättern nicht von wenigstens einem halben Dutzend schwerer Unthaten lesen, welche in der vergangenen Nacht verübt wurden, sie die Zeitung verächtlich wegwerfen, weil „nichts Neues" darin stehe!

Das Haus des alten Herrn Price, des Oheims von Marc Price, lag, wie wir wissen, in der Amitystreet. Es war ein massives, von Backsteinen aufgeführtes, drei Stockwerke hohes Gebäude, nicht sehr breit in seiner Front, aber mit einer desto größeren Tiefe nach hinten zu. Von der Amitystreet führten drei oder vier Stufen zu der breiten, mit marmornen Säulen gezierten Thüre, und von dieser aus gelangte

man in den Hausgang. Hinter dem Hause befand sich ein großer Hof, der als Garten angelegt war, und von diesem führte ein schmaler Weg in die parallel mit der Amitystreet laufende Fourthstreet, d. i. die vierte Straße, welche hier den Washingtonsquare begränzt. Dieser schmale Weg lief zwischen zwei Häusern der Fourthstreet hin und war an seiner Mündung in die letztere Straße mit einer Thüre verschlossen, deren Schlüssel sich natürlich in den Händen des Herrn John Price befand.

Der Bewohner des besagten Hauses waren es für den Augenblick nur drei. Sie bestanden aus dem alten Herrn Price, dem fröhlichen Junggesellen, den wir kennen, aus Caroline Myers, seiner Haushälterin und Gesellschafterin, und einem irländischen Dienstmädchen. Marc Price hatte das Haus auf drei Tage verlassen; er that es aus Zartgefühl, weil er nicht anwesend sein wollte, wenn Caroline Myers das Feld räumte, denn wir wissen ja, daß der alte Herr, durch die Umstände gezwungen, seiner Gesellschafterin angekündigt hatte, daß sie das Haus verlassen müsse. Marc wollte einer Abschiedsscene entgehen und gedachte am Montage, wenn Carlein fort war, sein Zimmer wieder zu beziehen, um dem Oheim von nun an immer zur Seite zu bleiben. So hatte es Frau Cooper für angemessen und schicklich erachtet. Es sollte Alles in der Stille und ohne Aufsehen abgemacht werden, und die neue Haushälterin und Gesellschafterin, für welche Frau Cooper bereits gesorgt hatte, ganz unbemerkt ihren Einzug halten. Nicht einmal das Dienstmädchen setzte man von der Veränderung in Kenntniß, um keine unnöthigen Hin- und Herreden zu verursachen; und in der That wußte das Letztere über die Sache nichts Genaues, obgleich es seinem neugierigen Auge nicht entgangen war, daß etwas Ungewöhnliches im

Werke sei.. Caroline hatte sich übrigens anscheinend ruhig in das Unvermeidliche gefügt; und der alte gutmüthige Herr empfand sogar nicht geringes Mitleiden mit ihr, als er die stille leidende Miene beobachtete, mit der sie von nun an ihren Geschäften oblag.

Am Freitag hatte sie Besuch von ihrem Bruder Nick erhalten. Auch dieser erstaunte nicht wenig über die Art und Weise, wie sie ihn empfing, so wie über die Veränderung, die mit ihrem ganzen Wesen vorgegangen war.

„Nick,“ hatte sie zu ihm gesagt, „ich bin in meinen theuersten Hoffnungen betrogen worden und mein Herz ist schwer zum brechen; aber ich darf es nicht einmal vor dir ausschütten, obwohl du mein Bruder bist. New-York ist mir ein Gräuel, ich kann nicht länger daselbst leben. Ach, wenn du in mein Inneres sehen könntest, Nick, wie würdest du mich bemitleiden! Und doch, ich weiß, ich habe dein Mitleiden, dein Mitgefühl verscherzt, auf elende Weise verscherzt. Du kannst mich nicht mehr lieben!“

Bei diesen Worten war sie in heftige Thränen ausgebrochen, so daß ihr Bruder alle Mühe hatte, sie zu trösten. So rauh er auch war, und so sehr er Ursache hatte, ihr zu mißtrauen, so konnte er doch diesen aufrichtigen Zeichen innerer Zerknirschung auf die Länge nicht widerstehen; er war gerührt von ihrem Unglück, von der Seelenumwandlung, so mit ihr vorgegangen schien!

„Du gehst in den Westen, Nick,“ fuhr sie fort, nachdem sie sich mit Mühe von ihrem Jammeranfall erholt hatte; „in eine ferne fremde Gegend gehst du, unter Menschen, die du noch nie gesehen und die dich noch nie gesehen. Du nimmst dein braves, edeldenkendes Weib mit dir, du wirst ein anderer Mensch werden. Ach dürfte ich mit dir ziehen! Dürfte ich

dich begleiten! Wie lieb sollte mir der ferne Westen werden, wie würde ich ihn als eine neue Heimath begrüßen, wo ich als ein neuer Mensch von Neuem geboren würde! Ach, könntest du es über dich gewinnen, mich mitzunehmen, wie würde ich dich segnen für diesen Entschluß! Wie würde ich dein Weib lieben lernen, als eine Schwester! Aber ich weiß, es kann nicht sein, ich habe dich zu tief beleidigt, ich habe dir zu wehe gethan!"

In diesem Tone hatte Caroline zu ihrem Bruder gesprochen und Nick wurde gerührt, wie er noch nie in seinem Leben gewesen war. Er forschte nicht nach, warum und weßhalb seine Schwester auf einmal so umgewandelt worden sei, denn er fürchtete einen neuen und noch stärkeren Ausbruch ihres Schmerzes. Sie sollte ihm dieß Alles später aus einandersetzen! Für jetzt, — was konnte er anders thun, als sie bemitleiden? Er glaubte ihr ja, und somit mußte er sie bemitleiden. War sie doch seine Schwester und in diesem Augenblicke seine unglückliche Schwester! — So ward denn zwischen den beiden Geschwistern abgemacht, daß sie die Reise in den unbekannten Westen zusammen antreten, daß sie zusammen ein neues rechtliches Leben daselbst beginnen wollten. Sie gab ihm Geld, mehr Geld fast, als nöthig war, um die noch vorher nöthigen Einkäufe, und besonders auch die Fahrbillete auf der Eisenbahn zu besorgen. Am Sonntag Morgen mit dem um sechs Uhr abgehenden Eilzuge wollten sie abreisen. Er sollte sein Weib und seine Effekten in aller Früh auf den Bahnhof bringen, wohin auch sie ihren Koffer schon den Tag vorher senden würde. Dann sollte er in die Amitystreet kommen, um sie abzuholen. Aber sie beschwor ihn und er mußte ihr's heilig und theuer versprechen, ihren Eltern nichts zu sagen, ja gegen Jedermann still wie das Grab zu

sein. „Man würde sie sonst nur an ihrem ehrenhaften Vorhaben verhindern wollen,“ meinte sie. Zugleich gab sie ihm den Schlüssel zu der schmalen Hinterthüre, zu der man von der Fourthstreet her gelangen konnte, damit er sie abholen könne, ohne Jemanden im Hause zu stören. „Sie wissen hier, daß ich gehe,“ hatte sie schluchzend hinzugesetzt, „sie wissen, daß ich gehen muß, obgleich sie nicht wissen, wohin ich gehe. Aber dieß Letztere sollen sie auch nie erfahren, nie, und wenn es mich das Leben kostete!“

So hatte sie gesprochen und Nick wußte nicht, wie ihm geschah. In solcher Aufregung, in solch' merkwürdiger Stimmung hatte er sie noch nie gesehen! Aber — er nahm den Schlüssel und versprach Alles zu thun und zu halten, wie sie es von ihm begehrte. Dann ging er fort, seinem Weibe die frohe Mähr' zu verkünden, so weit er sie ausplaudern durfte und alles Nöthige zur Abreise zu besorgen.

Diese Unterredung hatte am Freitage stattgefunden; aber merkwürdiger Weise traf Caroline Myers keine Anstalten, ihren Koffer zu packen, und noch weniger schickte sie einen solchen auf das Eisenbahndepot. Sie blieb den ganzen Samstag ruhig zu Hause und ging ihren Haushaltungsgeschäften nach, als hätte sie weder im Sinne, in den fernen Westen zu reisen, noch am Montage früh auszuziehen!

Es war Abends nach zehn Uhr. Der alte Herr Price, der sich heute etwas unwohl gefühlt hatte, war bereits zu Bette gegangen. Carlein befand sich in dem hintern Wohnzimmer, im ersten Stockwerke, das man in Deutschland gewöhnlich unter dem Namen „Parterre“ begreift. Gerade unterhalb dieses Hinterzimmers, im Souterrain, lag die Küche, wie allgemein in den Städten Amerikas üblich. Das irische Dienstmädchen befand sich ebenfalls im Zimmer und war damit

beschäftigt, das Theegeschirr herzurichten, da es an der Zeit sein mochte, das letzte Abendbrod zu sich zu nehmen.

„Es ist schon gut, Nelly," sagte Carlein mit ihrer gewöhnlichen Ruhe und Sanftmuth. „Du brauchst keine besonderen Vorrichtungen zu treffen. Der alte Herr liegt bereits zu Bette und wir sind also allein. Es genügt an Butter und Brod; wenn du aber etwas kaltes Fleisch dazu willst, so hole welches aus der Küche. Ich selbst bedarf dessen nicht."

„Aber wenn Herr Marc käme?" sagte Nelly fragend. „Soll ich ihm kein Gedeck hinrichten? Er ist schon oft noch später gekommen."

Marc Price war zwar schon am zweiten Tage abwesend, aber man hatte nie laut von dem Grunde seiner Abwesenheit gesprochen, so daß das Dienstmädchen denselben nicht kannte, obgleich sie ihn fürs Leben gern gekannt hätte.

„Herr Marc wird heute Nacht nicht kommen," erwiederte Carlein ruhig, aber bestimmt.

Nelly ging nun, ihre Dienstobliegenheiten zu vollziehen. Sie holte die Theemaschine, füllte sie mit Wasser, zündete den Spiritus an und ordnete die Speisen zurecht. Bald war der Thee fertig und beide Mädchen setzten sich an den Tisch, um zusammen zu Nacht zu speisen. Diese Eine republikanische Einrichtung ist, wenigstens in den meisten Häusern, noch geblieben, daß die Dienstboten mit der Herrschaft an einem Tische speisen, obgleich auch in dieser Beziehung bei gar vielen reicheren Stadtbewohnern eine Aenderung getroffen ist, bei denen in der fünften Avenue wenigstens schon längst!

„Herr Marc ist also verreist," sagte Nelly, auf das vorige Thema zurükommend. „Wird er auf längere Zeit abwesend sein?"

Carlein warf dem Mädchen unter ihren halbverschleierten Augen hervor einen durchdringenden Blick zu. Dann erwiederte sie ruhig, obwohl nur erst nach längerer Ueberlegung: „Ich glaube, er wird lange abwesend sein, vielleicht kehrt er gar nicht wieder."

„Herr Marc Price nicht wiederkehren?" rief Nelly im höchsten Erstaunen. „Der Neffe des alten Herrn, den dieser doch extra aus Californien verschrieben hat, um ihm seine Reichthümer zu übermachen, der soll nicht wiederkehren? Mein Gott, das ist ja gar nicht möglich!"

„Ich hätte dich für klüger gehalten, Nelly," meinte nun Carlein mit süß lächelnder Miene. „Aber gehe hinab und hole etwas Schinken, ich glaube doch, ich fühle einigen Appetit."

Nelly stand auf, das Verlangte aus der Küche zu holen, und so wie das Mädchen die Thüre hinter sich geschlossen hatte, zog Carlein ein kleines Paquet aus dem Busen, öffnete es und nahm ein kleines Pülverchen heraus, das sie in die Theetasse Nellys schüttete, es mit dem Getränke darin vermischend.

„Ich habe gehört, daß es in Europa den Apothekern verboten sein solle," lächelte sie vor sich hin, „Opium und ähnliche Dinge an das Publikum zu verkaufen, ohne vorherige Genehmigung und Verschreibung des Arztes. Das muß ein wunderliches Land sein! Aber bei Gott, ich für meinen Theil möchte nicht darin wohnen."[1]

[1] In Amerika ist es bekanntlich nicht blos Jedermann gestattet, eine Apotheke zu errichten (es herrscht vollkommene Gewerbefreiheit), sondern es kann auch jeder Apotheker verkaufen, was er will und an wen er will. Man kann also ganz ungenirt sich jedwedes Gift verschaffen, weßwegen auch Vergiftungen und besonders auch Selbstvergiftungen ganz an der Tagesordnung sind.

Nelly brachte das Verlangte und Carlein aß mit gutem Appetite davon, aber nicht, ohne dem Mädchen die Speise ebenfalls anzubieten. „Sie ist so gut und herablassend!“ dachte Nelly und faßte sich ein Herz, denn die Neugierde plagte sie gar sehr.

„Sie meinten vorhin, Sie hätten mich für klüger gehalten,“ sagte sie; „nun, so gar auf den Kopf gefallen bin ich denn doch nicht, denn ich kann Ihnen wohl sagen, daß ich es wohl gemerkt habe, wie in den letzten Tagen etwas Besonderes vorgefallen ist; aber was es ist, das konnte ich um aller Welt willen nicht herausbringen. Es hat doch keinen Streit gegeben oder ein Zerwürfniß zwischen dem alten Herrn und seinem Neffen oder gar ein Zerwürfniß mit Ihnen?“

„O nein, Nelly, kein Streit, gerade das Gegentheil,“ lächelte Carlein. „Du siehst doch, daß der alte Herr Price mich gar sehr liebt?“

„Ja wohl, Sie und den Herrn Marc,“ nickte Nelly. „Aber dieses Wohlwollen kann doch kein Grund sein, warum Herr Marc fortgeht?“

„Warum denn nicht?“ lispelte Carlein. „Könnte er nicht eifersüchtig sein, daß mich sein Oheim zu sehr liebt?“

„O, jetzt versteh ich's,“ rief Nelly, „Herr Marc will Sie heirathen und ist eifersüchtig auf seinen eigenen Oheim. Du lieber Gott, auf den guten, lieben, alten Herrn, der fast Ihr Großvater sein könnte!“

„Du verstehst die Sache doch nicht ganz,“ meinte Carlein. „Herr Marc will mich nicht heirathen, denn er kann doch die Gattin seines Oheims bei dessen Lebzeiten nicht heirathen wollen!“

„Die Gattin seines Oheims?“ schrie Nelly laut auf. „Alle guten Geister stehen mir bei, Sie sind die Gattin seines

Oheims? Sie sind die Frau des Herrn John Price und kein Mensch wußte bis jetzt eine Sterbensylbe hievon?"

„Stille, Mädchen, stille," flüsterte Carlein, „es ist noch das tiefste Geheimniß. Herr John Price, mein Gemahl, wird es erst dem Publikum kund thun, wenn sein Neffe nicht mehr in der Stadt weilt."

„O, jetzt begreif' ich's, jetzt ist mir Alles klar!" rief Nelly. „O, natürlich, unter solchen Bewandtnissen wird Herr Marc nicht mehr unter dem Dache seines Oheims zu bleiben Lust haben. Der arme Herr Marc! Herr, du meine Güte, wer hätte an so etwas gedacht? Aber stille Wasser sind tief und das Meer ist vollends ganz unergründlich."

Sie wollte noch weiter fortreden, aber das Opium, welches sie in ihrer Tasse Thee getrunken, fing an zu wirken und sie fühlte sich von einer solch außerordentlichen Schlafsucht befangen, daß sie derselben vergeblich zu widerstehen suchte.

„Ich weiß nicht," fuhr sie fort, indem sie ein heftiges Gähnen vergeblich zu unterdrücken sich bestrebte, „ich weiß nicht, wie mir ist; eine unwiderstehliche Schlafsucht überfällt mich; ich habe heute so viele Ausgänge gehabt und dann diese unerwartete Nachricht, die mich fast betäubt hat. Aber ich hätte es längst vermuthen sollen! Gewiß, ich habe längst so etwas geahnt! Wahrhaftig," setzte sie, von neuem gähnend, hinzu; „ich kann nicht länger widerstehen. Sie haben doch nichts mehr zu befehlen, Fräulein Carlein, Missis Price, wollte ich sagen. Gott, wer hätte das gedacht?"

Die Augen fielen ihr fast zu, und die gute Carlein entließ sie, damit sie ihr Nachtlager suche! — Das Mädchen eilte die Treppe hinauf. Sein Schlafzimmer befand sich im obersten Stockwerk unter dem Dache, über den Fremdenzimmern, die im Augenblicke leer standen.

„Sie wird schlafen, wie eine Ratze,“ flüsterte Carlein, still vor sich hinlächelnd. „Sie kann nichts hören und wenn es auch hier unten heute Nacht etwas lauter, als gewöhnlich, zuginge. Die Portion Morpheum, die ich ihr gab, war kräftig genug. Die Närrin! wenns zur Untersuchung kommt, so wird sie Stein und Bein schwören, daß sie längst vermuthet, wie ich des alten Herrn John Price Frau geworden sei. Was doch die Menschen für elende thörichte Geschöpfe sind!“

Sie blieb lange sitzen, in tiefes Nachdenken versunken. Dann stand sie auf und entledigte sich ihrer Schuhe. Sie schlich sich leisen Trittes eine Stiege höher. Dort, im Nebenzimmer des vordern Parlors schlief der alte Herr Price. Sie horchte. Kein Laut ließ sich hören. Sie öffnete die Parlorthüre und lauschte wieder. Dann schlich sie bis vor die Thüre des Nebengemaches. Kein Laut, als die ruhigen Athemzüge eines Schlummernden! Sie stieg die Treppe wieder herab, eben so geräuschlos, als sie hinauf gestiegen war, aber auch eben so festen Trittes. Abermals trat sie in das Wohnzimmer, wo die Lampe noch brannte und ein sinniges Zwielicht verbreitete. Dann setzte sie sich ruhig in ihren Lehnsessel, um nochmals mit sich selbst zu Rathe zu gehen.

„Er schläft,“ flüsterte sie vor sich hin. „Er schläft sanft und ruhig. Er denkt nicht daran, daß dieß sein letzter Schlaf ist. Sein letzter vor dem Schlaf, den sie Ewigkeit nennen! Ich hätte es allein vollbringen können, ohne Sammy zum Mithelfer und Mitwisser zu haben. Ich wäre dann ganz sicher gewesen! Aber nein, ich hätte es nicht gewagt; ich hätte den Stoß nicht vollbringen können. Sonderbar, daß wir Weiber hierin so schwach sind, gegenüber von den Männern, und in allem Andern sind wir doch das stärkere Geschlecht! Aber es ist Zeit, daß ich die Lampe lösche. Man

darf auch nicht die Spur von einem Lichte gesehen haben, wenn je Jemand in der Nachbarschaft wachen sollte; und — Sammy wird bald kommen!"

Sie löschte die Lampe und saß lange, den Kopf in die Hand gestützt, sinnend, träumend! Von was sie wohl träumte? Die tiefste Stille herrschte, die tiefste Dunkelheit!

Wohl zwei Stunden mochte sie so gesessen haben, ohne sich zu rühren, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. Da klirrte das Fenster. Ein kleines Steinchen, so groß vielleicht wie ein Sandkorn, war gegen die Scheibe geflogen.

„Es ist das Zeichen; es ist Sammy," flüsterte sie, sich erhebend.

Abermals zog sie ihre Schuhe ab und öffnete die Thüre. Geräuschlos schritt sie den Gang hinaus zur Hintertreppe, die von dem Hausgang zum Hofe hinab führte. Sie hatte kein Licht, aber mit sicherem Tritte fand sie den Weg in der Dunkelheit.

„Bist du's, Sammy?" flüsterte sie.

„Ich bin's," flüsterte er zurück.

Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn die Treppe herauf in das Wohnzimmer. Auch er hatte zuvor sich seiner Schuhe entledigen müssen. Im Wohnzimmer angelangt, zog er eine Laterne hervor, wie sie unter Räubern und Dieben gebräuchlich ist, eine Laterne, die blos auf einen Punkt hin leuchtet und sonst kein Licht verbreitet. Sie schob ihm einen Teller mit Eßwaaren hin und schenkte aus einer Flasche ein, die sie auf einem Nebentische stehen hatte. „Iß und trink, Sammy," sagte sie ruhig, „und stärke dich auf deine Arbeit."

Er aß und trank, aber seine Augen flammten vor Aufregung. Sein Gesicht war bleich, wie die Nacht, denn alles Blut war ihm zum Herzen getreten.

„Ich kann nichts hinunter bringen," flüsterte er, „laß uns die That vollenden!"

Er zog ein Messer hervor, spitz und scharf, und wollte aufspringen; aber sie bog ihm den Arm zurück und nöthigte ihn, stille zu sitzen.

„Das ist es nicht," sagte sie ruhig mit kaltem Blicke. „Hier, mit dieser Waffe mußt du den Stoß vollbringen."

Das Messer, das sie ihm bot — es war bis jetzt in ihrer Rocktasche verborgen — war stark und breit am Hefte, aber scharf und dreischneidig an der Spitze. Es war ein Bowiemesser und auf besondere Art gezeichnet. Sogar die Anfangsbuchstaben eines Namens schienen auf der Klinge eingegraben.

„Wessen ist dieß Messer, Carlein?" fragte Sammy hastig, fast zitternd. „Ich habe ähnliche Waffen nur in Californien gesehen. Gehört es Marc Price an?"

„Bekümmere dich nicht darum," versetzte sie lächelnd. „Es wird den Verdacht auf einen Dritten lenken und an uns denkt Niemand. Vergiß nicht, es in der Wunde stecken zu lassen. Nun komm."

Sie ging voran, er folgte ihr. Abermals ging es die Treppe hinan, welche sie vorhin schon bestiegen hatte. Abermals öffnete sie die Parlorthüre und betrat sodann das kleine Gemach, welches neben dem größeren Zimmer lag. Sammy Lord Douglas stand hinter ihr, das Bowiemesser in der Hand. Carlein drehte die Blendlaterne und das volle Licht fiel auf den schlafenden alten Mann. Ruhig und harmlos lag dieser in seinem Bette; seine Züge verkündeten einen stillen Frieden mit der ganzen Welt. Aber das Licht mochte seinen geschlossenen Augen wehe thun, er bewegte sich, er drehte den Kopf!

„Stoß zu, Sammy!" schrie Carlein. Ihre Augen flamm-

ten, ihre Gestalt hob sich zu gedoppelter Höhe. „Stoß zu,“ schrie sie nochmals, „und verfehle das Herz nicht.“

Er stieß, und das breite, scharfe Messer drang bis zur Klinge in die Brust. Ein einziger Laut, ein einziges Stöhnen, und der alte Mann hatte ausgelebt! Es war, als ob ihn der Schlag getroffen hätte und nur ein Strom Blutes, das aus der Wunde floß, lieferte den Beweis, daß der Mann eines gewaltsamen Todes verstorben war. Das Messer blieb in der Wunde stecken!

„Nun zum Geldkasten!“ flüsterte Sammy mit heiserer Stimme.

Er sah die Kleider des Ermordeten neben dem Bette auf einem Stuhle liegen. Wie ein Tiger stürzte er darauf zu, und in seiner wahnsinnigen Hast lange vergeblich suchend, fand er endlich einen kleinen Schlüssel, den er triumphirend empor hielt. Ein schwerer eiserner Kasten stand unweit des Bettes, eine Save, wie man in New-York sagt, und wie sie dem Leser aus der Feuersbrunst in der Beckmannsstreet noch im Gedächtniß sein wird. Er eilte darauf zu und versuchte zu öffnen. Es gelang ihm nicht, denn seine Hände zitterten! Sie nahm ihm den Schlüssel aus der Hand und öffnete mit ruhigem sicherem Griffe. Der Inhalt lag vor ihnen: Gold, Banknoten, Verschreibungen, Staatspapiere. Blindlings griff er hinein.

„Halt!“ sagte sie, seine Hand fassend. „Denk an unsere Verabredung!“

„Willst du mich hindern?“ rief er wild, ihre Hand von sich schleudernd. „Glaubst du, ich werde von nun an noch als ein Bettler leben?“

„Nein, Sammy,“ sagte sie ruhig, aber bestimmt; „du sollst den Gentleman spielen, jedoch mit Vorsicht. Die Ver-

schreibungen und Staatspapiere lasse liegen, denn sie würden dich verrathen; das Gold und das Papiergeld aber nimm zu dir.' Du weißt, wir theilen doch später Alles."

Er begriff und folgte, obwohl widerstrebend! Er nahm sich die Mühe, das Geld zu zählen! Das Geld zu zählen neben dem Todten, neben dem von ihm Ermordeten! „Lumpige fünf tausend Dollars!" murmelte er giftig. „Und er hat eine halbe Million im Vermögen!"

Sie betrachtete ihn mit einem sonderbaren Blicke. Es lag Hohn, Liebe, Haß und Verachtung darin!

„Du weißt, Sammy," wiederholte sie, „wir theilen später Alles mit einander."

„Wirst du Wort halten?" keuchte er. „Schwöre mir's bei diesem Kreuze hier."

Er deutete auf das Kreuz, welches das Heft des Bowiemessers über seiner Klinge bildete; das Heft desselben Messers, welches bis zum Kreuze in der Brust des Ermordeten steckte!

„Schwöre mir's bei diesem Kreuze," rief er wiederholt und zog sie gewaltsam auf ihre Knie nieder.

„Ich schwöre," wiederholte sie und ein Zittern durchflog ihre Glieder.

Jetzt erst beruhigte er sich. Er schob das Geld und die Banknoten in die Tasche und sie entfernten sich aus dem Mordzimmer. Der Schlüssel in der Save blieb stecken, die Thüren in das Schlafzimmer, wie in den Parlor, blieben weit auf stehen; die Beiden gingen in das Wohnzimmer hinab.

„Was nun?" fragte Sammy.

„Du entfernst dich auf dem nämlichen Wege, auf welchem du gekommen bist," erwiederte Carlein. „Vergiß nicht, die kleine Thüre zu dem hintern Eingang wohl zu verschließen und dann vor Allem bedenke, daß deines Aufenthalts dahier

keine Minute mehr sein darf. Fort von hier, so schnell dich deine Füße tragen! Du gehst nach Saratoga, wie wirs abgemacht haben. In diesem berühmten Badeorte, wo tausende von Fremden zusammenstoßen, wird Niemand in dir den Sammy Douglas vermuthen, wenn du mit deinem Gelde als vornehmer Gentleman auftrittst. Du hast doch dafür gesorgt, daß deine Freunde glauben, du seiest seit ein paar Tagen schon außerhalb der Stadt?"

„Ich habe gestern früh von allen meinen nähern Bekannten Abschied genommen," sprach Sammy, „und sie meinen, ich habe einen Streifzug in eins unserer berühmten Badeorte vor, um daselbst einen guten Fang zu machen. Wenns darauf ankommt, so schwören sie Stein und Bein, daß ich seit zwei Tagen schon die Stadt verlassen habe."

„Man hat dich heute nicht hier gesehen?"

„Nein, ich hielt mich in Harlem verborgen und kam heute Nacht von dort herein. Aber wann sehe ich dich wieder?"

„Ich werde dir Nachricht zukommen lassen."

„In die alte Brauerei?"

„Nein," erwiederte sie, unwillkührlich zusammenschaudernd. „Durch Mary bei Mutter Mag werde ich dir Nachricht zukommen lassen."

Die Diebslaterne war gelöscht und sie nahm ihn bei der Hand, um ihn zur Hinterthüre zu führen. Sie kannte den Weg blindlings.

„Und der Leichnam?" flüsterte er bebend. „Was wirst du mit ihm beginnen?"

„Bekümmere dich um nichts weiter, sondern sorge blos für dich selbst," erwiederte sie mit der gewohnten Ruhe. „Lasse dich in den nächsten vier Wochen von keinem Auge hier erblicken und Alles wird seinen richtigen Gang gehen."

Sie hatten den Hof erreicht. Er schritt durch den Garten und in den schmalen Gang, der in die Fourthstreet ausmündete. Gleich darauf hörte man, wie er leise den Schlüssel drehte und die Thüre verschloß. Carlein war allein!

Sie kehrte vom Hofe zum Hause zurück und verschloß die Hinterthüre. Dann stieg sie die Treppe ins Basement hinab und betrat die Küche. Dort öffnete sie leise ein Fenster und ließ dasselbe halb offen stehen. Dann ging sie wieder die Stiege hinauf, sich ebenfalls wohl hütend, die Küchenthüre zu verschließen. Nun kam sie abermals ins Wohnzimmer, aber nur, um die Lampe zu holen, welche sie vor ein Paar Stunden gelöscht hatte. Diese Lampe — es war ihre gewöhnliche Nachtlampe, mit der sie sich zu Bette leuchtete — nahm sie mit sich, aber ohne sie anzuzünden und stieg dann leise die Treppen hinan. Sie mußte an dem Zimmer des Ermordeten vorbei, aber sie zitterte nicht. Leise, jedoch festen Schritts und ohne zu wanken, schritt sie weiter aufwärts. Ihr Schlafzimmer lag im zweiten Stocke. Sie erreichte es, ohne daß man nur einen Tritt hätte hören können. Dann kleidete sie sich aus und legte sich zu Bette. Sie legte sich zu Bette, als ob nichts geschehen wäre! Eine Sekunde darauf war Alles so still im ganzen Hause, wie im Grabe. Ob sie wohl schlief? Gott allein weiß es; Gott, der in das Verborgene schaut!

Es war Morgens nach vier Uhr. Nick Myers hatte sein Weib auf den Bahnhof geführt, wohin er all sein Gepäck — es war nicht viel — schon den Abend vorher gebracht hatte. Jetzt eilte er von der dreißigsten Straße — so weit außen in der Vorstadt befand sich der Bahnhof — herab der Amitystreet zu. Wie sein Herz jubelte in dem Gedanken, nun es doch endlich so weit gebracht zu haben, die Stadt des Lasters verlassen zu können! Der Morgen dämmerte in einer Schön-

heit herauf, wie solche nur wärmeren Breitegraden eigen ist; er hatte schon hundertmale diese Morgendämmerung erlebt und gesehen, aber noch nie hatte er die Schönheit und Frische derselben genossen. Die Stimmung, die ihn jetzt ergriff, war eine ihm ganz neue. Er mußte unwillkührlich stehen bleiben und die Hände zusammenlegen, wie im Gebete! Die Dankbarkeit machte ihn fromm!

Aber jetzt eilte er wieder vorwärts, mit geflügelten Schritten, es war ihm ja so leicht, so wohlgemuth ums Herz! Er wollte seine Schwester nicht warten lassen und der Rückweg von der Amitystreet bis an den Bahnhof, der sich, wie schon angedeutet, in der dreißigsten Straße befand, war kein kleiner, sondern konnte von einem Frauenzimmer kaum in Dreiviertelstunden zurückgelegt werden. Er durfte also keine Zeit verlieren. Jetzt bog er in den Broadway ein; noch einige Minuten und er war in der vierten Straße. Die schmale Thüre zu dem hintern Eingang in den Hof des Price'schen Besitzthums war bald gefunden, denn der helle Tag war bereits angebrochen, wenn sich auch die Sonne selbst noch nicht zeigte. Er zog den Schlüssel, den ihm seine Schwester gegeben hatte aus der Tasche und öffnete das Thürchen. Die ganze Welt ringsum schlief noch. Eine tiefe Stille herrschte. Er schritt durch den Hof und den Garten auf das Haus zu. Die Hinterthüre desselben war verschlossen. „Sonderbar," dachte er, „sie wollte mich doch an dieser Thüre erwarten! Sie sagte ja, sie werde mich von dem Fenster ihres Schlafzimmers aus schon sehen und wolle mir dann entgegenkommen, um mir die Hausthüre zu öffnen. Aber," dachte er sich weiter, „sie wird noch mit Kleinigkeiten beschäftigt sein. Frauenzimmer erinnern sich erst in der letzten Minute vor dem Antritt einer Reise, daß sie das Wichtigste vergessen haben. So

wirds auch bei ihr sein. Doch, wie soll ich mich ihr bemerklich machen? Rufen? Dann würden die Leute wach und sie will ja ohne Abschied fort. Ha, da steht ein Fenster in die Küche offen. Wahrscheinlich hat sie es für mich geöffnet, damit ich so ungestört ins Haus komme.“ Schnell besonnen stieg er durch das Fenster, das mit dem Erdboden auf gleicher Höhe stand, wie fast immer bei den Souterains in New-York. Konnte er anders handeln, wenn er kein Geräusch machen wollte? Ein Schritt nur und er befand sich in der Küche. Noch war kein Feuer auf dem Herde, die Glocke hatte ja kaum halb fünf geschlagen. Alles still im ganzen Hause! Wo war denn seine Schwester? Sollte sie noch schlafen? — Die Küchenthüre war nur eingeklinkt. Er öffnete sie und ging die Treppe hinauf.

„Carlein! Carlein!“ rief er leise, als er im ersten Stocke, dem Theil, den wir Parterre heißen, angelangt war. Keine Antwort erfolgte.

„Sie wird doch nicht schon fort sein?“ dachte er und ging gegen die Hausthüre zu. Diese fand er fest verschlossen. Aber nun besann er sich nicht mehr länger, sondern ging die Treppe hinauf, welche in die oberen Stockwerke führte. „Sie hat mich ja herbestellt,“ sagte er für sich hin, „und wenn Jemand von der Dienerschaft — ich glaube, es ist nur ein Dienstmädchen da — erwacht, so ist diese Bestellung Entschuldigungsgrund genug für meine Anwesenheit.“

So schritt er rüstig aufwärts, nicht leise, schleichend, wie ein Dieb in der Nacht; nein, fest, männlich, offen, wie Einer, der in seinem Rechte ist. Im zweiten Stocke stand die Thüre, welche in das Vorderzimmer führte, weit auf. „Hierin wird sie sein,“ dachte er.

„Pst! Pst! Carlein, was treibst du?“ rief er halblaut.

„Dein Bruder Nick ist da. Wir haben nicht viel Zeit mehr zum Besten.“

Es erfolgte abermals keine Antwort. So ging er ins Zimmer hinein, um selbst nachzusehen. Niemand war da, aber die Thüre ins Nebenzimmer stand ebenfalls weit offen. Himmel und Erde, was sah er da? Ein alter Mann mit grauen Haaren lag in seinem Bette, aber die Bettdecke war abgestreift und ein Blutstrom quoll über das Bett herab. Ein Messer stack dem alten Mann in der Brust. Er war ermordet!

Einen gräßlichen Schrei stieß Nick aus, als ihm dieß furchtbare Ereigniß klar wurde. „Mord, Mord, Mord!“ kreischte er wie wahnsinnig. Aus dem seligen Traume seines zukünftigen Glückes war er urplötzlich in die scheußliche Wirklichkeit des New-Yorker Lebens zurückgeschleudert worden. „Mord, Mord, Mord!“ schrie er mit der Stimme eines Wahnsinnigen, daß Todte hätten davon erwachen sollen.

Das Dienstmädchen, welches im obersten Stocke unter dem Dache schlief, war die erste Person, die davon erweckt wurde. Sie hatte die ganze Nacht mit erschrecklichen Träumen zu thun gehabt. Das Laudanum, welches sie in ihrem Thee verschluckt, warf sie anfangs in einen Zustand der Betäubung, der eher einem Starrkrampf, als einem Schlafe glich. Gegen Morgen aber ging dieser todtenähnliche Schlaf in einen Nervenreiz über, der sie voll toller Unruhe hin- und herwarf. Sie konnte nicht erwachen, aber ruhig schlafen konnte sie auch nicht. Der furchtbare Schrei Nicks brachte sie zur halben Besinnung. Sie stürzte aus dem Bette heraus; sie nahm sich nicht Zeit, sich anzukleiden, sondern warf nur einen Rock über und rannte die Treppen herab. Wie sie in das Schlafzimmer des alten Herrn kam und das blutige Schauspiel gewahrte, fiel sie nicht

in Ohnmacht; im Gegentheil, die gräßliche Wirklichkeit schien ihr nur eine Fortsetzung ihrer furchtbaren Träume, und — sie schrie nicht, sie brüllte; — sie heulte und brüllte, wie rohe Naturen zu thun pflegen! „Mord, Mord, Mord!“ Das Echo hallte es wieder! Sie riß die Fenster auf und schrie hinaus. Sie rannte in den Hausgang an die hintere Seite des Hauses und brüllte dieselben Worte. Ein Sprung brachte sie in das Blutzimmer zurück und jetzt erst gewahrte sie den Mann, der starr vor Entsetzen auf die Leiche niedersah. „Mörder, Mörder!“ schrie sie und fiel über ihn her.

Nick Myers wurde der Wirklichkeit wiedergegeben, als er sich so plötzlich überfallen sah. Bisher hatte ihn die furchtbare Ueberraschung in einen Zustand der Betäubung versetzt gehabt, der ihn fast seiner Besinnung beraubte. Jetzt erst wurde er sich seiner Lage bewußt. Jetzt erst ging es wie ein Blitzstrahl durch sein Inneres, daß er sich in einem fremden Hause befinde zu einer Zeit, wo kein „Nichtangehöriger“ darin sein sollte! Jetzt erst dachte er daran, auf welche Art er ins Haus gekommen, und welcher Verdacht auf ihn selbst fallen könnte! Wohl war er sich bewußt, daß ein Wort seiner Schwester Alles aufklären müßte, aber von seiner Schwester war weit und breit nichts zu sehen! So war seine erste Regung, das Mädchen von sich abzuschütteln und sich von dem blutigen Schauplatz eiligst zu entfernen; aber es ging nicht so leicht, als er sich denken mochte, denn die Dirne war kräftig und im Zustande der höchsten Aufregung. Je mehr er sich daher anstrengte, sich von ihr loszumachen, um so fester klammerte sie sich an, um so schärfer krallten sich ihre Finger ein, um so wüthender schrie sie ihr „Mörder, Mörder, Mörder!“

Doch jetzt war es ihm gelungen. Mit Anstrengung aller seiner Kräfte hatte er sie zu Boden geworfen und mit einem

Sprunge gedachte er, die Thüre zu erreichen. Aber sie hielt ihn noch an einem Ende seines Rockes; krampfhaft hielt sie ihn, daß er nicht loskommen konnte. Die Verzweiflung bemächtigte sich seiner; er griff nach seinem Messer und drohte ihr. Sie hörte nicht einmal, was er sagte; sie konnte es nicht hören, da sie fort und fort schrie, in Tönen, die mit einer menschlichen Stimme keine Aehnlichkeit mehr hatten! So zückte er das Messer, aber — in diesem nämlichen Augenblicke entstand ein Gespränge auf der Treppe; drei, vier Männer drangen ins Zimmer herein; fünf, sechs folgten nach; das Zimmer war in einem Nu mit Menschen überfüllt. Es waren Nachbarn aus den anstoßenden Häusern, vielleicht auch Vorübergehende, die ihr Geschäft früh wach rief, — lauter Männer, die von dem gräßlichen Geschrei erweckt, ins Haus gedrungen waren. Sie hatten die Hinterthüre, wie die Vorderthüre verschlossen gefunden und waren durch dasselbe offene Fenster ins Basement gestiegen, welches Nick vorhin selbst benützt hatte. Sie sahen einen Mann mit dem halbbekleideten Dienstmädchen ringen, sie hörten dieses Mädchen „Mörder" schreien, sie sahen die Leiche auf dem Bette und den Dolch inmitten der Brust, sie konnten nicht anders, sie mußten sich auf den Mann stürzen! Sechs, acht warfen sich über ihn; er mochte sich wehren, wie er wollte, in einem Augenblicke war er entwaffnet, in einem Augenblicke war er gebunden. Er war in ihrer Aller Augen der wirkliche Mörder!

All dieß war in weit kürzerer Zeit vor sich gegangen, als wir Zeit dazu gebraucht haben, es zu erzählen. Doch jetzt schien auf einmal das Dienstmädchen zum Bewußtsein zu kommen. Eine Erinnerung ging durch ihren wirren Kopf.

„Miß Carlein!" schrie sie plötzlich grell auf. „Um aller

Heiligen willen, Miß Carlein! Frau Price! Am Ende ist sie auch ermordet!"

Sie rannte wie verrückt zur Thüre hinaus, die Treppe aufwärts, immer drei Stufen auf einmal überspringend.

„Frau Price, Miß Carlein," schrie sie, daß es laut wiederhallte und stieß die Thüre des Zimmers auf, das der Haushälterin als Schlafgemach diente.

Diese lag im Bette mit geschlossenen Augen, eine stille Ruhe im Gesichte, — sie schlief! Sie hatte von dem ganzen Lärmen nichts gehört! So schien es wenigstens; aber die durchdringende Stimme des Dienstmädchens brachte sie in einem Augenblicke zum Erwachen.

„Herr Price ist ermordet," schrie die Irländerin, „wachen Sie auf, Miß Carlein. Er liegt drunten mit einem breiten Messer in der Brust und ein Blutstrom fließt unter'm Bette hervor, daß es aussieht, als wäre man in einem Schlächterhause. Aber man hat den Mörder, ich selbst habe ihn gefaßt, und wissen Sie, wer's ist? Der frühere Buchhalter ist's, den Herr Price vor vier Wochen fortgejagt hat. Gebenedeite Jungfrau, was sage ich, es ist ja Ihr eigener Bruder!"

So ging es fort und fort mit Schreien und Toben, während Miß Carlein nicht im Stande war, einen Ton hervorzubringen, vielleicht, wie das Dienstmädchen meinte, aus allzugroßer Ueberraschung und Bestürzung, vielleicht auch aus andern Gründen, die dem Leser klar sein werden. Sie war aber doch etwas blässer, als gewöhnlich, geworden, als sie vernahm, daß der Mörder gefangen sei, denn die Spannung über die Entwickelung des Dramas drängte ihr alles Blut zum Herzen zurück. Endlich entrang sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust, als sie vernahm, daß der Mörder ihr eigener

Bruder sei. War es ein Seufzer der Betrübniß oder ein Seufzer der Erleichterung, der Befriedigung? Die Magd glaubte natürlich das erstere und zeugte hernach in diesem Sinne. Aber —? Doch schweigen wir stille und lassen die Geschichte sich selbst entwickeln. Jetzt schien es, als habe Carlein ihre Bestürzung, die sie für den Anfang sowohl sprachlos, als bewegungslos, gemacht hatte, überwunden; sie sprang aus dem Bette und hüllte sich in einen Morgenmantel, der neben dem Bette lag. Ohne sich weiter mit ihrer Toilette zu beschäftigen, eilte sie nun die Treppe hinab, mit ausgestreckten Händen, mit fliegenden Haaren, ein Bild der hellen Verzweiflung. Sie stürzte in das Zimmer, in welchem der Entseelte lag, aber sie achtete weder der Anwesenden, noch ihres Bruders, welchen die Letzteren so eben gefesselt hatten. Mit einem wilden Glanze starrten ihre Augen auf den Ermordeten, der in der ruhigen Sanftmuth, welche sein Gesicht zeigte, eher einem Schlummernden, als einem Todten glich; ein furchtbarer Schrei löste sich aus ihrer Brust und mit einer Gebärde des Wahnsinns stürzte sie auf die Leiche nieder.

„Mein Gatte, mein theurer, theurer Gatte," schrie sie und umschlang den Todten, als wollte sie ihn nicht mehr loslassen. Sie küßte ihn und rief ihm bei den theuersten Namen. Dann raufte sie sich das Haar und fluchte dem, der diese That vollbracht, mit den entsetzlichsten Ausdrücken. Zuletzt fiel sie vor dem Bette, auf welchem der alte Herr lag, auf die Knie nieder und verbarg ihr Gesicht an der Brust des Ermordeten, so laut schluchzend, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Die Umstehenden waren Zeugen dieser fast grenzenlosen Verzweiflung und nicht Einen gab es unter ihnen, der nicht einen heiligen Eid darauf geschworen hätte, daß nie eine

Gattin den Gatten aufrichtiger und inniger geliebt haben könne, als Carlein Myers den alten Herrn John Price, welchen sie ihren Gemahl nannte. Inzwischen war auch Polizei herbeigekommen und einer dieser Bediensteten rannte in höchster Eile zum nächsten Coroner,[1] der natürlich nicht säumte, bei einem solch entsetzlichen Verbrechen sich augenblicklich auf den Schauplatz der That zu begeben. Jetzt erst, als dieser Beamte eintrat und seine Befehle zu ertheilen begann, war Carlein zu bewegen, sich aus ihrer knieenden Stellung aufzurichten, aber man sah es diesem in Thränen gebadeten Gesichte, diesen bleichen, durch die aufgelöst flatternden Haare fast verzerrt erscheinenden Zügen an, daß eine tiefe Verzweiflung, ein unbeschreiblicher Gram sich ihres Herzens bemächtigt habe.

Der Coroner begann nun sein Amt damit, daß er einige

[1] Der Coroner ist eine vom Volk erwählte öffentliche Magistratsperson von großem Einflusse und von noch größerem Einkommen, denn er hat bei allen vorkommenden Morden, oder bei Unglücksfällen, die den Tod zur Folge haben, oder auch wenn Jemand stirbt, ohne daß ein Arzt den Kranken behandelt hätte, — die Legalinspektion vorzunehmen. Zu diesem Zwecke beruft er eine Jury, welche den Fall genau untersucht und dann ihr Urtheil abgibt: „welchen Gründen der Tod zuzuschreiben sei." Bei einem Morde ist diese Untersuchung von größter Wichtigkeit, denn der Coroner verhört die Zeugen, die muthmaßlichen Mörder, kurz, wen er will; er verhört aber nicht blos, sondern er läßt auch Jeden verhaften, von dem er glaubt, daß es für die Untersuchung ersprießlich sei, ihn in festem Gewahrsam zu haben. Gewöhnlich nimmt man einen Arzt zum Coroner; es ist dieß aber durchaus nicht durchs Gesetz vorgeschrieben und man hat viele Beispiele, daß Männer zu diesem wichtigen Posten erhoben wurden, die weder von der Medicin, noch der Jurisprudenz einen Begriff hatten. — In New-York hat man vier Coroners und alle haben genug zu thun.

der anwesenden Polizeidiener zu seinem besondern Dienste auserwählte und verpflichtete. Dann berief er auf denselben Vormittag noch eine Jury zusammen, indem er zu diesem Behufe die nöthigen Männer herbeibeorderte. Jetzt erst richtete er einige vorläufige Fragen an die Anwesenden, um sich ein Bild von dem zu machen, was hier vorgefallen sei. Natürlich sagten die Letzteren fast einstimmig dahin aus, daß sie durch das furchtbare Geschrei des Dienstmädchens aufgeweckt, von den Nachbarhäusern herübergekommen, über die Umzäunung in den Hof und durch das offene Fenster in die Küche gestiegen und dann ins Haus gerannt seien, wo sie den hier Gefangenen mit dem Dienstmädchen ringend gefunden hätten. Einstimmig bezeugten sie, daß der Gefangene ein Messer in der Hand gehabt und von der Magd als Mörder bezeichnet worden sei. Eben so einstimmig waren sie in ihrer Aussage, daß sie die vordere, wie die hintere Hausthüre verschlossen angetroffen und sie nur geöffnet hätten, um die Polizei und den Coroner einzulassen.

Nun ging es an das Verhör des Gefangenen. Derselbe stand, nachdem sich die Sachen so gegen ihn gestaltet hatten, ein förmliches Bild der Verzweiflung. Dreimal hatte er versucht, seine Schwester anzureden oder vielmehr ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; aber jedesmal stellte sie sich, als ob sie gar nicht auf ihn gehört hätte, nicht einmal umgewandt hatte sie sich gegen ihn; sie that, als ob der Schmerz um den theuren Todten alles Gehör und alle Theilnahme für die Außenwelt in ihr getödet hätte. Wie nun die herbeigesprungenen Nachbarn sich seiner bemächtigt und ihn gar gebunden hatten, wie dann endlich die Polizei und gleich nach ihr der Coroner kam, fühlte er wohl, daß seine Lage mit jeder Minute mißlicher und peinlicher werde. Er mußte sich selbst zu-

gestehen, daß viele Verdachtsgründe gegen ihn vorliegen, besonders da er heimlich und fast auf verbotenem Wege ins Haus gekommen war. Wenn er dann vollends an sein Weib dachte, das seiner auf dem Bahnhof harrte, wenn er sich die selige Stimmung, welche ihn vor einer Stunde noch beglückt hatte, ins Gedächtniß zurückrief, so war es ihm, als ob die Wirklichkeit ein Traum, ein furchtbarer, scheußlicher Traum sein müsse, der in der nächsten Minute verschwinden werde. Wenn er aber dann wieder auf die Menschen ringsum, auf den Todten im Bette daneben und besonders auf den Coroner nebst den von demselben in Dienst genommenen Polizeidienern sah, so meinte er, er müsse in den Boden sinken, denn der Weltuntergang sei nahe. Ja, wenn die Erde sich vor ihm aufgethan hätte, ihn zu verschlingen, er hätte nicht können vernichteter aussehen! Sein Kopf wurde wirr! Er war nahe daran, dem Wahnsinn zu verfallen. — Jetzt richtete der Coroner seine Fragen an ihn, und nun kam er auf einmal wieder zur Besinnung.

„Sprecht die Wahrheit, Mann,“ sagte der Coroner, „die volle Wahrheit. Ihr werdet finden, daß Ihr am besten dabei wegkommt. So sagt mir denn vor Allem, wie Ihr heißet und wer Ihr seid; sodann erklärt mir, wie Ihr bei verschlossener Hausthüre in dieß Zimmer gekommen seid, und zuletzt setzt mir auseinander, was Ihr von diesem Todten hier, von der Art und Weise seiner Ermordung, und dann besonders auch von dieser offenen oder erbrochenen Save daneben wißt.“

Bei den letzten Worten deutete er auf den offenen eisernen Geldschrank, von dem bis jetzt Niemand Notiz genommen hatte, der aber dem mit solchen Geschichten vertrauten Coroner von Anfang an nicht entgangen war.

„Herr Coroner,“ erwiederte Nick, sich gewaltsam fassend,

„ich werde Ihnen die Wahrheit sagen, die volle Wahrheit, wie Sie sie nur immer verlangen können. Und wenn in meiner Erzählung vielleicht Einiges ist, das Ihnen auffällt, so seien Sie deßhalb doch nicht minder überzeugt, daß es die reine Wahrheit ist. Ich rufe Gott zum Zeugen, daß sich Alles so verhält, wie ich es angebe, und einen großen Theil desselben wird meine Schwester hier bestätigen können."

Nun erzählte er, wie seine Schwester, mit der er früher auf gespanntem Fuße gestanden habe, ihn eingeladen hätte, sie zu besuchen; wie sie sodann bei diesem Besuche ihn beschworen, sie auf seine Reise in den fernen Westen mit sich zu nehmen und wie sie ihm deßhalb den Schlüssel zur Hinterpforte gegeben. Er erzählte, wie er sein Weib auf den Bahnhof der Harlem-railroad geleitet, wo sie wahrscheinlich jetzt noch seiner warte, wie er dann hierhergeeilt, seine Schwester abzuholen, wie er, da er die hintere Hausthüre verschlossen fand, durchs Fenster gestiegen sei, das offen gestanden habe, und wie er dann die Treppe aufwärts gehend, um seiner Schwester zu rufen, von dem schrecklichen Anblick, der sich ihm darbot, betäubt stehen geblieben sei und selbst die Leute wach gerufen habe. „Und nun, Carlein," schloß er seine Erzählung, „du weißt, daß Alles wörtlich wahr ist, was ich in Bezug deiner angegeben habe; so erhebe dich und gib Zeugniß. Dein Wort wird den schrecklichen Verdacht, der auf mir lastet, von mir nehmen. So sprich es aus dieses Wort und laß' mich nicht länger in dieser verzweiflungsvollen Lage. Tritt vor, Schwester und erhebe deine Stimme für mich."

Jedermann sah nun auf Carlein, welche den Kopf in beide Hände gestützt regungslos dasaß, seit die Untersuchung begonnen hatte. Sie erhob sich auch in der That, aber nicht um vorwärts zu treten, dem Coroner unters Antlitz; nein sie erhob

sich, um langsam rückwärts zu schreiten, als ob sie ein entsetzliches Bangen ergriffen hätte. Sie sah mit stieren Augen auf ihren Bruder, als ob sie nicht begriffe, was er sage. Dann preßte sie die Hände gegen die Stirne, als wenn Wahnsinn sie erfaßte.

„Welch' furchtbares Gewebe von Lügen," flüsterte sie endlich halblaut, aber doch so, daß es Jedermann hörte, „welch' gränzenlose Frechheit in Erfindung von Unwahrheiten! Oh, mein armer gesunkener Bruder," schrie sie plötzlich laut auf und sank auf ihre Knie nieder, ihre Hände gegen Nick ausstreckend, als wollte sie ihn beschwören, „oh, mein tief gesunkener Bruder, gedenke doch, daß Eine Mutter uns geboren, daß wir uns nach Einem Vater nennen. Gehe in dich, mein Bruder, und bedenke, daß solche Lügen dich nicht erretten können. Eine schreckliche That hast du begangen, aber...."

„Halt, Miß," schritt nun plötzlich der Coroner ein. „Ich muß Ihnen für jetzt Stillschweigen auferlegen, bis ich meine Vorfragen an diesen Mann hier beendigt habe. Gleich nachher werde ich auch Sie mit einigen Fragen behelligen, obwohl ich schon klar sehe, wie die Sachen stehen. Also," fuhr er gegen Nick gewandt fort, „also, mein kluger Bursche, Eure Schwester hat Euch ersuchen lassen, sie hier aufzusuchen? Sie hat dann an Euch das Ansinnen gestellt, sie in den Westen mitzunehmen? Wo hattet Ihr denn damals, als Euch dieses Ansinnen gemacht wurde, Eure Wohnung, wenn ich fragen darf?"

Nick war in offenbarer Verlegenheit; aber er hatte sich vorgenommen, die volle Wahrheit zu sagen. So erwiederte er denn fest und bestimmt: „in der alten Brauerei."

„Ein recht hübscher Aufenthaltsort für ehrliche Leute!" meinte der Coroner, die Lippen verziehend. Er war als ein

witziger Mann bekannt und konnte seine Scherzhaftigkeit selbst in diesem Augenblicke nicht ganz unterdrücken! „Sagt mir einmal, Mann," fuhr er dann fort, „habt Ihr vielleicht einige Zeugen namhaft zu machen, die zu Euren Gunsten aussagen könnten? Ihr möget Sie wohl brauchen, meine ich, denn Eure Sache steht verdammt schlecht, obwohl ich Euch die Anerkennung nicht versagen kann, daß Ihr ein starkes Erzählungstalent besitzet."

Abermals schrack Nick zusammen; alle Freunde, die er etwa zu nennen wußte, waren notorische Diebe oder noch schwerer berüchtigte Subjecte! Er senkte die Augen, dann nannte er den Namen seiner Frau, die auf dem Bahnhof seiner harre.

„Ich will Euch zu lieb hinsenden, Mann," versetzte der Coroner, „obwohl ich kaum daran zweifle, daß keine solche Frau dort zu treffen sein wird, und wenn je eine da ist, so fürchte ich, wird sie zu der Classe von Frauenzimmern gehören, deren Zeugniß nur von geringem Werth sein kann."

Er sandte in der That einen Polizeibeamten nach dem benannten Bahnhof in der dreißigsten Straße. Derselbe kam aber nach einer Stunde, wie wir jetzt schon berichten können, mit der Nachricht zurück, daß er keine Frau daselbst gefunden habe, denn die ganze Localität sei, nach Abfahrt des Eilzugs, geschlossen worden, da des Sonntags wegen kein Zug mehr vor Abends spät abgehe. Lange vorher, ehe der Polizeidiener zurückkam, war der Gefangene in den Tombs untergebracht, und erfuhr erst dort, daß seine Frau den Bahnhof verlassen habe!

„Nick Myers," fuhr der Coroner fort, als der Polizeidiener das Zimmer verlassen hatte, „das Gesetz gebietet mir, Euch in Gewahrsam zu nehmen, und ich muß hinzusetzen, daß

ich keine Bürgschaft annehmen werde, auch falls Ihr im Stande wäret, eine solche aufzubringen. Ihr seid des Mords verdächtig und in diesem Falle ist es dem Ermessen des Richters überlassen, ob er Bürgschaft annehmen will, oder nicht.[1] Constabler, führt den Gefangenen in die Tombs, hier habt Ihr das Certificat."

Er schrieb einige Worte auf einen Zettel, den er dem Polizeibeamten übergab und der Gefangene wurde augenblicklich abgeführt.

Nun wandte sich der Coroner an Carlein, die er lange prüfend betrachtete, jedoch ohne, wie es schien, mit sich ins Klare zu kommen.

„Ihr Bruder nannte Sie Carlein," sagte er. „Wollen Sie mir Ihren vollen klaren Namen sagen?"

„Caroline, geborene Myers, verehelichte John Price," war die feste Antwort.

„Was?" rief der Coroner aufspringend. „Verehelichte John Price? Sie behaupten, die Frau, die angetraute Gattin des Ermordeten hier neben zu sein? Besinnen Sie sich, Miß, ehe Sie weitere Aussagen machen," fuhr er fort, und konnte dießmal nicht umhin, Ernst und Strenge in seine Worte zu legen. „Besinnen Sie sich; der Name des Herrn John

[1] Nach amerikanischen Gesetzen kann und muß jeder Angeklagte, das Verbrechen, dessen er beschuldigt ist, mag heißen wie es will, gegen Bürgschaft (freilich oft eine sehr hohe) auf freien Fuß gesetzt werden. Nur bei Mord und gleich schweren Vergehen wird eine Ausnahme gemacht, und es bleibt dann dem Richter überlassen, ob er Bürgschaft annehmen will, oder nicht. Meist wird keine angenommen. So ist es wenigstens usus, es müßten denn die Verhafteten hochangesehene Personen sein, bei welchen man oft und viel Ausnahmen macht.

Price war in der Stadt New-York wohl bekannt; aber Niemand wußte bis jetzt, daß derselbe verehelicht gewesen wäre. Im Gegentheil, Jedermann kannte ihn als einen Junggesellen und man wußte auch, daß er, um den gesetzlichen Erben seines großen Vermögens um sich zu haben, sich seinen einzigen Neffen aus Californien oder Oregon verschrieb, wo sich derselbe seit längerer Zeit aufhielt."

„Und doch ist es, wie ich Ihnen sage," erwiederte Carlein mit kaltem, ruhigen Tone. Ja, sie nahm sogar das Aussehen beleidigter Würde an, oder versuchte es wenigstens, sich dieses Aussehen zu geben. „Allerdings wurde die Ehe erst vor wenigen Tagen geschlossen," setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu, die Augen niederschlagend, „und — Niemand wußte darum, ja sie wurde sogar geflissentlich verheimlicht."

„Wirklich?" meinte der Coroner, seine humoristische Laune wieder gewinnend. „Eine recht romantische Geschichte für einen alten Mann, wie Herr John Price war! Also eine heimliche Ehe? Da muß doch ein Grund dafür vorhanden gewesen sein?"

„Es war auch ein Grund vorhanden," flüsterte Carlein, ihren Blick noch tiefer senkend. „Herr John Price mußte das Band der Ehe mit mir knüpfen, wollte er mich nicht der Schande und der öffentlichen Schmach Preis geben."

„Wie?" fuhr der Coroner auf, seine Augen erstaunt auf Carlein richtend. „Sie wollen doch nicht sagen, daß die Folgen eines zu intimen Verhältnisses den Herrn John Price zu dieser Heirath gebracht haben?"

„Ich trage ein Kind von ihm unter dem Herzen," erwiederte Carlein mit fester Stimme und ihre Augen richteten sich bei diesen Worten klar und ohne zu zucken auf den Untersuchungsrichter.

„Ein Kind von ihm unter dem Herzen?“ schrie der Coroner, abermals aufspringend, und Carlein mit einem fast rohen Blicke von allen Seiten betrachtend.

Auch alle Uebrigen richteten nun ihre Augen mit gedoppelter Aufmerksamkeit auf die schöne Sprecherin. Hievon hatte bis jetzt Niemand etwas geahnt! Aber das Aussehen Carleins zeugte für die Wahrheit ihrer Aussage, denn ihre Gestalt hatte eine merkwürdige Fülle angenommen, seit wir sie vor wenigen Stunden zum letzten Male beobachtet haben. Wollte sie vielleicht früher ihren Zustand verbergen? Hatte sie sich vielleicht früher auf künstliche Weise so gekleidet, daß man ihre bevorstehende Mutterschaft nicht bemerkte? Oder war ihre jetzige Körperfülle eine erkünstelte, eine gemachte, eine in dieser schrecklichen Nacht mit kaltem Blute vorbereitete?“

Der Coroner setzte sich wieder, nachdem er seine Beobachtungen gemacht hatte. Er äußerte aber kein Wort des Mißtrauens mehr, sondern schüttelte blos mit dem Kopfe.

„Wenn Sie in andern Umständen sind,“ sagte er nach einer Weile kalt und ruhig, „so beanspruchen Sie natürlich das ganze Erbe; wie steht es dann aber mit dem Neffen des Herrn Price, dem jungen Herrn Marc? Wußte er von diesem heimlichen Ehebündniß? Oder wurde es verheimlicht, damit er es nicht erfahre? Ueberhaupt wo ist dieser Neffe? Es war doch notorisch, daß dieser junge Mann der Liebling seines Oheims geworden und zu seinem Alleinerben bestimmt war? Wo ist er jetzt auf einmal hingekommen? Die Geschichte wird immer mysteriöser und verwickelter.“

„Die Geschichte ist sehr einfach und klar,“ versetzte Carlein mit ruhigem Nachdruck. „Herr Marc Price, der Neffe meines ermordeten Eheherrn, ist seit einigen Tagen nach einem heftigen Auftritte mit seinem Oheim aus dem Hause ver-

schwunden. Herr John Price nahm lange Anstand, seinem Neffen Notiz von dem Schritte zu geben, den er meiner Ehre halber thun mußte. Darum ward die Ehe bis jetzt nicht öffentlich erklärt. Aber Herr Marc muß doch unter der Hand etwas davon erfahren haben, und es kam in Folge dessen zu Erklärungen, welche die schleunige Entfernung des jungen Mannes zur Folge hatten."

„Hoho, so steht die Affaire," meinte jetzt der Coroner mit einem grinsenden Lachen. „Kann mir's denken," fuhr er die Achseln zuckend fort. „Muß keine angenehme Nachricht gewesen sein, sich auf einmal eine Erbschaft von einer halben Million vor der Nase wegschnappen zu sehen! Doch," fuhr er wieder ernst werdend und Carlein scharf fixirend fort, „Sie haben natürlich einen Trauschein, einen regelrecht ausgestellten Trauschein."

„Ich will ihn holen," versetzte Carlein, sich schnell zur Thüre wendend.

„Begleiten Sie sie, Constabler," befahl der Coroner einem der Polizeidiener, und — Carlein fühlte, daß doch noch nicht aller Verdacht von ihr genommen war.

Kaum hatte sie sich aber entfernt, so schrieb der Coroner in aller Eile eine Notiz nieder, an der ihm offenbar viel gelegen war. „Dem Surrogate!" [1] rief er einem andern Poli-

[1] Der Surrogate ist eine äußerst wichtige Person. Das Wort heißt eigentlich der „Bevollmächtigte," oder der „Stellvertreter." In der That ist aber der Surrogate der Waisenrichter. Er vertritt die Stelle des „Pflegers und Waisengerichts" zugleich und verwaltet das Vermögen derer, die keine „unbestrittene" Erben hinterlassen oder vielmehr er ernennt die Verwalter solchen Vermögens. Er ist aber nicht blos Verwalter, sondern was einen weit größeren Werth hat, er ist Richter und gibt bei streitigen Erbschaften sein Urtheil ab,

zeidiener zu. „Uebergebt dieses Brieschen schnell und eigenhändig.“ — Der Polizist beeilte sich natürlich, die Botschaft zu besorgen.

Carlein kam mit dem Trauschein zurück und übergab ihn dem Untersuchungsrichter. Dieser besah ihn lang und genau. „Er ist in Ordnung,“ murmelte er endlich vor sich hin, „das heißt, wenn ihn Doctor Melville wirklich ausgestellt hat, woran wohl kein Zweifel sein kann. Bei Gott, ein interessanter Fall,“ lachte er heimlich, sich die Hände reibend. „Ein Fall, wie ich noch keinen erlebte.“

„Wer sind die Trauungszeugen?“ fuhr er laut fort. „Denn ich setze voraus, daß Zeugen bei der Trauung waren.“

„Meine Mutter und die Haushälterin des Doctor Melville waren dabei,“ erwiederte Carlein sanft. „Wir wünschten vor der Hand keine größere Publicität.“

Der Coroner ließ nun diesen Punct fahren, da derselbe weniger ihn, als den Surrogate anging, und schritt zur Vernehmung des Dienstmädchens, welches den Mörder zuerst entdeckt hatte. Allein auch diese Vernehmlassung förderte kein anderes Resultat zu Tage, als was wir bereits wissen. Schon wollte daher der Richter das Vorverhör schließen, da fiel sein Auge auf das dolchartige Messer, mit welchem John Price ermordet worden war. Die sonderbare Gestalt des Messers fiel dem Coroner auf, noch mehr die Bezeichnung desselben auf dem Hefte. Er trat näher an das Bett, und besah es genau, sich übrigens wohl hütend, es aus der Wunde zu ziehen, denn nach dem Gesetze mußte der ganze Thatbestand noch einmal erhärtet und gerichtlich constatirt werden, wann die Jury zu-

gegen welches keine Berufung stattfindet. Die Verhandlungen bei solchen Streitigkeiten sind öffentlich.

sammenberufen war; darum ließ der Coroner Alles in statu quo, bis die Geschworenen erschienen. „Es ist ein Bowiemesser," murmelte er, „ein ächtes südländisches Bowiemesser, wie man sie bei uns selten trifft; denn nur die von den Sklavenstaaten und die Californier führen solche. Ob wohl Nick Myers in Californien war?"

Carlein war seinen Blicken gefolgt und hatte in seiner Seele gelesen, obwohl sie die Worte nicht hören konnte, die er vor sich hinmurmelte. „Mein Gott," rief sie plötzlich, wie vor Schreck zusammenfahrend. Sie zitterte sichtlich und ihr ganzer Körper erbebte, als drohte sie in Ohnmacht zu fallen.

Man unterstützte sie, und sie erholte sich auch bald genug wieder. Aber nun verlangte der Coroner zu wissen, was sie so sehr erschreckt habe.

„Das Messer," erwiederte sie leise, fast schaudernd. „Ich habe es erkannt; ich würde es unter Tausenden erkennen. Es gehört Herrn Marc Price an, dem Neffen des Ermordeten."

„Mädchen, oder Frau, was du nun sein magst, besinne dich wohl, was du sagst," rief jetzt der Coroner bis zum Tode erbleichend, denn diese Nachricht hatte ihn selbst erschüttert. „Dieses Messer, sagst du, sei das Eigenthum des Herrn Marc Price, des Neffen des ermordeten John?"

„Es war es wenigstens bis vor drei Tagen, ich erkenne es genau," erwiederte Carlein mit fester Stimme.

Der Coroner ging einige Male im Zimmer auf und ab, wie um zu überlegen.

„Das Vorverhör ist geschlossen," sagte er dann ernst. „Um zehn Uhr kommt die Jury zusammen und dann werden wir die eigentliche Voruntersuchung beginnen. Miß Carlein oder Frau Price, welches nun Ihr eigentlicher Name sein mag,

ich werde Sie nicht in die Tombs abführen lassen, aber ich kann Sie auch nicht als ganz unverdächtig bezeichnen, bis alle Ihre Angaben durch Zeugen erhärtet sind. So lange müssen Sie sich als Gefangene in diesem Hause betrachten. Ich werde zwei Constabler zurücklassen, welche die Ein- und Ausgänge zu bewachen haben. Im Uebrigen soll Ihnen nicht verwehrt sein, im Innern des Hauses, dieses Zimmer ausgenommen, das ich verschließen und eine Wache davor setzen werde, ungehindert sich zu bewegen. Auch das Dienstmädchen wird als Zeugin so lange in Haft bleiben, als ich es für nöthig finde; [1] sie hüte sich also wohl, das Haus zu verlassen."

„Ich werde einen Rechtsgelehrten rufen lassen," erwiederte Carlein, die Lippen aufwerfend, „daß er mir mit seinem Rathe zur Seite stehe. Ich hoffe, es wird mir dieß gestattet sein?"

„Sie können einen Rechtsbeistand annehmen und mit diesem, so wie mit Verwandten und Freunden ungehindert verkehren," war die Antwort.

Carlein zog sich nun auf ihr Zimmer zurück und auch die übrigen Anwesenden entfernten sich, nachdem sie das Versprechen gegeben, bei der Jurysitzung pflichtlich zu erscheinen.

[1] In New-York hat der Richter das Recht, einen wichtigen Zeugen verhaften zu lassen, oder wenigstens anzuhalten, daß er Bürgschaft für sein Erscheinen stellen muß. Es geschieht dieß deßwegen, weil sonst lästige Zeugen von den Angeklagten durch Bestechung oder andere Mittel leicht auf die Seite gebracht würden. Oft und viel kommt es vor, daß der Angeklagte gegen Bürgschaft auf freiem Fuße ist, während der Zeuge gegen ihn sich im Gewahrsam befindet und darin zu bleiben genöthigt ist, bis der ganze Prozeß sein Ende erreicht hat, blos weil er arm war und keine Bürgschaft stellen konnte.

Der Coroner blieb noch eine Zeitlang. Er hatte noch einen Verhaftungsbefehl auszufertigen und dieser lautete auf Marc Price, Esquire. Die Angabe Carleins, daß das Bowiemesser sein Eigenthum sei, hatte auch ihn verdächtig gemacht! — Nun erst entfernte sich der Coroner, um einige Stunden darauf die Jurysitzung über diesen merkwürdigen Fall zu eröffnen.

7.

Das Blindenasylum.

Es war Sonntag Mittag, den Tag nach der Spielnacht in der Bleekerstreet. Der hochwürdige Doctor Beecher hatte seinen Dienstobliegenheiten heute nicht nachkommen können, sondern sie dem zweiten Geistlichen nach ihm überlassen müssen, denn er war krank. Er war wirklich krank, obgleich er nicht im Bette lag, sondern mit unruhigen Schritten in seinem Schlafgemache auf und nieder ging. Sein ohnehin schon blasses und eingefallenes Gesicht sah heute aschfarben aus und die Augen lagen hohl und tief in den verzerrten Zügen. Gewiß, es war keine Verstellung, Doctor Beecher war krank, sehr krank, aber seine Krankheit war keine körperliche, sondern bestand in einem Seelenleiden, für welches kein Arzt ein Rezept hat.

Die Theilnahme seiner Gemeinde an diesem plötzlichen Unwohlsein ihres Seelsorgers und Hirten war eine außerordentliche. Chaise für Chaise fuhr vor und die Erkundigungen und Kartenabgaben wollten kein Ende nehmen. War doch der

hochwürdige Doctor allverehrt und tiefvenerirt, und — kannte man doch an einem Sonntage keinen besseren Zeitvertreib, als Besuche zu machen oder zu empfangen! Der Doctor ließ aber Niemanden vor. „Er sei zu angegriffen, um Jemanden sprechen zu dürfen,“ hieß es, und in der That und Wahrheit es wäre ihm unmöglich gewesen, über gewöhnliche Gegenstände Red' und Antwort zu geben; er war zu aufgeregt, zu überreizt, um jene Sprechweise in der Unterhaltung anzunehmen, welche man von einem solch' heiligen Manne, als er zu sein im Geruche stand, erwartete. Fromme Reden, heilige Mienen, andächtige Blicke, — Gott im Himmel, wie hätte er solche in diesem Augenblicke zu Stande gebracht, da doch die Hölle in ihm tobte und der Teufel sich seiner ganz und gar bemächtigt hatte!

„Ich Thor, ich wahnwitziger Thor!“ rief er. „Wie mochte ich mich doch verleiten lassen, Alles auf Einen Wurf zu setzen! Dreißigtausend Thaler, — was hätte ich hiemit beginnen können, wenn ich's auf die richtige Art angegriffen hätte? Wie viel tausend Menschen hätten sich mit einem solchen Vermögen für reiche Leute gehalten, und wären es auch wirklich gewesen, wenn sie das Geld zu den gewöhnlichen Wucherzinsen angelegt hätten! Ja, hätte ich nicht selbst allen meinen Verlegenheiten ein Ende machen können, wenn ich so gescheidt und vorsichtig gewesen wäre, das Geld als Abschlagszahlung zu verwenden? Ich wäre dann auf lange Zeit, auf Monate, auf Jahre sicher und von meinen Gläubigern unangetastet geblieben, bis ich wieder andere Hülfsmittel flüssig gemacht hätte. Aber jetzt! Alles verloren, Alles! Keine Hoffnung mehr, keine! Brady wird klagen, muß klagen; die andern Gläubiger werden auch nicht säumen; man verkauft mir, was ich besitze; ich werde ein Bettler! Und nicht blos das; o nein, dieß ist noch das

Geringste, aber ich werde gebrandmarkt; als schlechter Haushälter werde ich ausgeschrien; als betrügerischer Waisenpfleger werde ich bezeichnet, als ein Elender, dem nichts übrig bleibt, als sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen! Sollte ich dieß nicht lieber gleich jetzt thun? Jetzt, ehe der Tag der Schmach über mich hereinbricht?"

Er ging mit immer größeren Schritten auf und nieder. Schwere Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne. Richard Colter, oder vielmehr Henry Waldon, hatte sich gerächt!

„Es gibt der Todesarten viele," fuhr der Unglückliche nach einer Pause fort. „Wir haben hier in diesem Lande die vollkommenste Wahl zwischen Gift oder Dolch, Pistole oder Strick, Ersäufen oder Ersticken. Ersticken soll der angenehmste Tod sein. Man kommt hinüber, ohne daß man etwas davon weiß, schlafend, ohne Schmerzen."

Er hielt einen Augenblick inne, wie um nachzudenken. Seine Züge verzerrten sich immer mehr. „Hinüber!" sagte er endlich. „Ein sonderbares Wort! Wohin? Ins Jenseits? Gibt es ein Jenseits? Ha," lachte er plötzlich wie wahnwitzig auf, „ich habe den Leuten schon so oft und so viel von diesem Jenseits vorgepredigt, daß ich fast von dem Ammenmärchen auch angesteckt worden wäre! Pah, ein Jenseits! Wenn der Mensch todt ist, ist er todt. Ich will nicht weiter darüber nachdenken, denn es macht Einen blos verrückt. Aber —," setzte er jetzt wieder nachdenklich hinzu, „wenn's doch kein Ammenmärchen wäre? Wenn es in der That ein Jenseits gäbe? Wenn eine Vergeltung käme! Wenn ein ewiges Gericht stattfände!"

Er schauderte zusammen. Seine Seele erbebte in ihren tiefsten Grundfesten. „Ich will nicht hierüber nachdenken," rief er gleich darauf nochmals, vor Zorn und Erregung auf

den Boden stampfend; „aber ich will auch nicht sterben. Was bleibt mir, wenn ich gestorben bin? Das Nichts, das ewige Nichts. Und —“ fuhr er nach einer Pause fort, „ist denn bereits Alles verloren? Gewiß, in das Bleekerstreethaus kann ich nie mehr zurückkehren. Sie deuten dort mit Fingern auf mich und überdieß, wenn der Professor, wie ich nicht zweifle, an seinen Wunden stirbt, so muß das Haus ganz aufhören, wenigstens auf eine Zeitlang. Aber, was thut's? Es gibt der Spielhäuser genug, und die Wenigen, die mich des falschen Spiels bei der Gräfin überwiesen gesehen haben, dürfen ja nichts aussagen. Ihr Eid bürgt mir dafür, daß nicht einmal ein Gerücht davon auskommt, was in dem Bleekerstreethaus vorgekommen ist. So bleibt meine Ehre vor der Welt unangetastet. Was ist also verloren? Geld und nichts als Geld, eine lumpige Summe von dreißigtausend Thalern. Kann mir irgend Jemand etwas anhaben, wenn ich dieselbe Summe oder eine noch größere wieder schaffe? Nein, mein Ansehen ist nicht erschüttert, mein Ruf hat nicht gelitten, ich bin immer noch der hochwürdige und hochangesehene Doctor Beecher. Und unter solchen Umständen sollte ich verzweifeln? Pah, ich bin schon in gefährlicheren Lagen gewesen, als diese ist, und habe mich alle Male wieder herausgerissen. War nicht schon mein Leben in Gefahr? Zitterte ich damals? Zitterte ich an jenem furchtbaren Tage in Genf? Pah, dem Muthigen gehört die Welt. Ich werde Muth fassen, ich werde meinen Verstand anstrengen und neue Mittel ausfindig machen, und wenn ich sie in der Hölle suchen müßte!“

Er richtete sein Haupt wieder stolz empor, und ging mit festem Tritte auf und nieder. Die alte Energie war wiedergekehrt. Er war wieder ein Mann, oder glaubte es wenig-

stens zu sein. Da störte ihn ein leises Klopfen an der Thüre und die alte Haushälterin trat ein.

„Ich will Niemanden sehen und Niemanden hören," rief der Doctor. „Ich habe doch die strengsten Befehle ertheilt, mich allein zu lassen."

„Der alte Myers aus Trinityplace in New-York ist da," flüsterte die Haushälterin, „und will sich durchaus nicht abtreiben lassen. Er ist so verstört, daß man wohl sieht, es ist etwas Wichtiges, was ihn hierhertreibt."

„So führe ihn ein, aber wache, daß wir nicht gestört werden."

Herr Myers war in seinem schönsten Sonntagsanzuge. Schwarzer Rock, schwarze Weste, schwarze Beinkleider, schwarz vom Kopf bis zur Sohle! Nur die weiße Halsbinde stach etwas grell ab, und ließ das bleiche Antlitz des frommen Vorstehers des Blindenasylums noch geisterhafter erscheinen, als es in Wirklichkeit war. Und doch sah es geisterhaft genug aus, denn Herr Myers war in einer großen Verlegenheit, ja, man darf sagen in einer großen Angst und tiefen Betrübniß. Handelte es sich doch um die Existenz seines Blindenasylums und folglich um seine eigene Existenz!

„Hochwürdigster," rief er, als er mit dem Doctor allein war, die Hände flehentlich emporstreckend. „Ich habe mich schwer gegen Sie verfehlt, ich habe Ihre Befehle schnöde übertreten, und doch wende ich mich vertrauensvoll an Sie, und doch sind Sie meine einzige Hülfe! Mein Asylum ist verloren, meine Reputation ist verloren, mein Alles ist verloren, wenn Sie mir nicht beistehen. Ja, die Zukunft meiner Familie, das Wohl und Wehe meines einzigen Kindes, meiner Carlein, die Sie auch einst liebten, steht auf dem Spiele, denn wenn man den Vater in den Zeitungen gebrandmarkt läse,

oder wenn er gar seiner Vergehen wegen ins Gefängniß gesteckt würde, wer könnte dann den Aussagen der Tochter Glauben schenken? Ich bin ein verlorener Mann, ein zu Grunde gerichteter Unglücklicher, wenn Sie mir nicht beistehen."

Die kleine dürre Gestalt des Elenden zitterte heftig und war gar erbärmlich anzuschauen.

„Myers," sagte der Doctor mit seiner gewohnten Ruhe, „ich habe Euch sonst als einen überaus klugen Mann kennen gelernt, obgleich es Euch leider immer fast allzusehr an Muth gebrach. So nehmt Euch zusammen und sprecht vernünftig, damit ich verstehe, was Ihr wollt."

„Da lesen Sie diesen Brief," seufzte der alte Mann, die Augen gen Himmel verdrehend. „Lesen Sie und Sie werden begreiflich finden, wie mir zu Muthe sein muß. — Der Brief lautete also:

„Mein theurer Bruder in Christo!

„Es ist den frommen Theilnehmerinnen unseres engeren Missionsvereins ein Gerücht zugekommen, welches dieselben in große Aufregung versetzt hat. Das Gerücht betrifft dein Blindenasylum in Flusching, das unter deiner Direction einen so blühenden Aufschwung genommen hat. Die sehr frommen Damen — du weißt, es sind lauter alte Jungfrauen und darum in gewissen Punkten äußerst kitzelicher Natur — schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen, als sie von dem Gerüchte hörten, und haben beschlossen, das Asylum morgen früh bei guter Zeit unangemeldet zu besuchen. Sie wollen dich überfallen, unversehens überfallen! Natürlich habe ich sie in diesem ihrem frommen Vorsatze, geheime Sünden zu Tage zu fördern, aus allen meinen Kräften bestärkt und unterstützt, dagegen aber den Beschluß, heute noch nach Flusching zu fahren, siegreich bekämpft, da eine solche Fahrt eine Sonntagsenthei-

ligung wäre. Du hast also hinlänglich Zeit, mein Bruder, den oder die Steine des Anstoßes, deren Gegenwart dem Gerüchte nach dein Asylum entheiligen sollen, aus dem Wege zu schaffen und aus dem Asylum zu entfernen, und wenn die lieben Schwestern sehen, daß sie getäuscht worden sind, daß das Gerücht eine Lüge und Verläumdung enthält, so wird dein Ruhm, sowie auch der Name des Protectors deiner Anstalt nur um so höher und mackelloser erglänzen. Natürlich wirst du die Gelegenheit, eine bedeutende Geldspende von den reichen Junggesellinnen zu erlangen, nicht vorübergehen lassen, und den ihm gebührenden Antheil dieser unerwarteten Beisteuer nicht verweigern deinem Bruder R. . .

Bibelhausbuilding Nro. 6.

N. Sch.

„Gib dem Boten eine Zeile, daß der Brief in die richtigen Hände gerathen ist.“

Der Doctor las den Brief laut vor und während dessen stöhnte der arme Director des gefährdeten Asylums so laut, daß man hätte glauben können, die Strafe, die er befürchtete, werde eben an ihm vollzogen.

„Wer hat den Brief geschrieben?“ fragte der Hochwürdige kurzweg.

„Der Gehülfe des Bibelhausvorstandes in der sechsten Straße,“ erwiederte der alte Myers.

„Könnt Ihr Euch darauf verlassen, daß er Euch die Wahrheit schreibt?“ fuhr der Doctor zu examiniren fort.

„Er ist ein Diener des Herrn,“ stöhnte der Asylumsdirector, „und die Lüge ist ihm ein Aergerniß. Ich habe ihn stets nur als einen der Gläubigsten gekannt und er wird von

Allen, die ihm näher stehen, als ein Baustein verehrt, der in der nächsten Zeit zum Eckstein werden dürfte."

„Sprich vernünftig Mensch, wo es sich um Wichtiges handelt," rief der Doctor, einen Fluch zwischen den Lippen murmelnd. „Glaubst du, daß die alten Jungfern, von denen er schreibt, morgen das Asylum überfallen werden?"

„So gewiß als wir Beide hier sind?"

„Dann haben wir bei Gott keine Zeit mehr zu verlieren. Die Peg muß unter allen Umständen entfernt werden." — Der Geistliche sprach dieß ruhig, kalt, entschlossen.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen," rief Myers mit kläglicher, fast verzweifelnder Stimme. „Wenn ihr ein Leid geschieht, so bin ich ein Mann des Todes."

„Was kann dir an dem Leben eines blinden Mädchens liegen?" fragte der Doctor, den zitternden Director verwundert anschauend. „Kein Hahn wird danach krähen, ob ein solches Wesen mehr oder weniger auf der Welt ist."

„Sie kennen keine Furcht, Doctor," sprach jetzt der Director des Asylums, sich nach allen Seiten scheu umsehend; „aber wenn Sie wüßten, was ich weiß, Sie würden nicht so sprechen. Die Peg ist die Urenkelin des alten Pete von der alten Brauerei, und ich möchte lieber dem Teufel in Person Rede stehen, als ihm. Die Peg muß entfernt werden, aber es darf ihr kein Leid widerfahren."

„Ich habe schon von dem merkwürdigen Manne in jenem geheimnißvollen Hause gehört," murmelte Beecher, „ich muß ihn und die Brauerei kennen lernen. Vielleicht komme ich dadurch zu meinem Ziele."

Er schritt mit langen Schritten im Zimmer auf und ab, wie um zu überlegen. Handelte es sich doch um ganz andere Dinge, als um die Sicherheit des Directors des Blinden-

asylums! Er wußte ja, daß seine eigene Existenz auf dem Spiele stand, wenn die Blinde in ihrem jetzigen Zustande dort gefunden würde.

„Ich wüßte nur Ein Mittel," sagte er endlich halblaut, „die Firma Restel und Hunter. Aber sie verlangen unsinnige Summen!"

„Und wenn sie Tausende verlangen," rief Herr Myers, dem die leisen Worte nicht entgangen waren, „sie müssen aufgewendet werden. Es steht zu viel für mich auf dem Spiele, als daß ich nicht jedes Opfer zu bringen bereit wäre.

Zugleich zog er ein Taschenbuch, das über und über mit Banknoten gefüllt war. Er warf einen wehmüthigen Blick auf dasselbe und übergab es dann dem Doctor Beecher.

„Es sind fünftausend Dollars in lauter Zehnthalernoten," seufzte er, „glauben Sie, daß dieß hinreichen wird?"

Doctor Beecher warf ihm einen sonderbaren Blick zu. „Myers," sagte er, während er das Taschenbuch zu sich nahm, „ich kenne Euch schon seit vielen Jahren. Ihr liebt das Geld mehr, als Euer Leben. Wie kommt es, daß Ihr auf einmal so verschwenderisch damit umgeht?"

„Ich will es Ihnen sagen, Doctor Beecher," flüsterte darauf der fromme Mann. „Sie können es noch nicht wissen, denn es sind heute als einem Sonntage keine Zeitungen herausgekommen. Der Herr John Price wurde heute Morgen ermordet gefunden, und meine Tochter Carlein ist seine einzige Erbin, wenn sie den über die Erbschaft entstehenden Proceß gewinnt. Sie kann ihn aber unmöglich gewinnen, wenn auf ihrem Vater der Mackel ruht, ein unehrlicher Heuchler und Betrüger zu sein, und darum habe ich beschlossen, daß dieser Mackel nicht auf ihrem Vater ruhen soll, denn es handelt sich bei dieser Erbschaft um mehr als eine halbe Million."

„Der alte John Price ist ermordet worden," rief der Doctor weniger erschrocken, als neugierig, „und Carlein ist seine Erbin?"

„Ja, denn sie ist seine angetraute Gattin," versetzte Herr Myers ruhig und sanft.

„Seine Gattin?" schrie Doctor Beecher aufspringend. „Seine angetraute Gattin? Ihr seid ein Narr, Myers, ein vollkommener Narr."

„Es ist, wie ich sage," erwiederte der Director noch sanfter und ruhiger, denn zuvor. „Carlein ist seine ihm rechtmäßig angetraute Gemahlin."

Doctor Beecher erwiederte nichts mehr, aber der halb höhnische, halb verwunderte Blick, den er dem alten Heuchler neben ihm zuwarf, sprach mehr, als Worte hätten ausdrücken können. — „Und wer ist der Mörder?" rief er endlich, um auf einem andern Wege die Wahrheit zu erfahren.

„Man sagt, es sei Nick Myers," erwiederte der Andere kalt.

„Euer Sohn?"

„Mein Sohn," versetzte der alte Mann sanft und ergeben, „aber ich kann beweisen, daß ich ihn schon vor vier Wochen gänzlich verstoßen habe."

Abermals warf ihm der Doctor einen sonderbaren Blick zu; aber es lag nicht Verachtung, es lag eher Neid und Bewunderung darin. — Es trat eine kleine Pause ein.

„Ist außer Peg noch Jemand aus dem Asylum zu entfernen?" fragte jetzt der Doctor, auf den eigentlichen Zweck ihrer Unterredung zurückkommend.

„Nur noch eine ältere Frau, die ich daselbst im Stillen untergebracht habe," erwiederte der fromme Director; „aber ich kann sie ruhig herausnehmen und nach einer halben Stunde

Entfernung laufen lassen, denn sie weiß gar nicht, wo sie sich befindet, und wird nie klagend gegen mich auftreten können, da es nur eine arme Ausländerin ist. Die Anna, die Vorgängerin der Peg, ist schon vor zwei Monaten von mir entfernt worden. Von ihr haben wir nichts zu befürchten, denn ich glaube, sie ist sicher aufgehoben."

Er wußte wohl, warum „Anna, die Vorgängerin der Peg," nicht mehr zu fürchten war. Sie befand sich nicht mehr unter den Lebenden!

„Es ist jetzt sechs Uhr," sagte der Doctor Beecher auf seine Uhr sehend. „Bestellen Sie eine gut verschlossene Drotschke, denn es ist noch zu hell, sich eines andern Gefährts zu bedienen, und noch auffallender wäre es, meinen eigenen Wagen zu nehmen, da ich als schwer erkrankt gelte. Kein Mensch braucht zu wissen, daß wir heute Abend spät dem Blindenasylum einen Besuch abgestattet haben."

Herr Myers ging und der Doctor schellte seiner alten Haushälterin. „Ich habe heute Abend noch einen unaufschieblichen Besuch zu machen, so schwer er mir auch wird," sagte er. „Halten Sie mein Zimmer geschlossen und weisen Sie alle Besuche ab, denn ich möchte nicht, daß Jemand von diesem Ausgang erführe."

Die Haushälterin nickte und der Doctor kleidete sich jetzt sorgfältig an, sorgfältiger, als wenn er dem reichsten Beichtkinde einen Besuch zugedacht hätte. Kaum war er fertig, so hielt die Drotschke vor dem Hause. Er warf einen Mantel um sich und verwahrte sein Gesicht mit einer Kapuze. „Nach Union square Nro. 14, flüsterte er Herrn Myers zu, schnell einsteigend, damit Niemand seine Abfahrt bemerke. Herr Myers folgte nach, nachdem er dem Drotschkenführer die nöthige Ordre gegeben hatte.

Unionsquare ist ein schöner, großer, freier Platz in dem obern Stadttheile von New-York. Dort fließen der Broadway und die vierte Avenue zusammen, um sich gleich wieder und auf immer zu trennen. In der Mitte desselben befindet sich ein kleiner Park, der dem Publikum geöffnet ist und die Häuser, die um das große Quadrat herum erbaut sind, gehören ohne Ausnahme den schönsten Gebäuden an, die man in der Stadt sehen kann. Alle sind von Marmor oder von braunem Sandstein aufgeführt und nicht Eines ist darunter, das nicht eher einem Palaste, als einem Privathause gliche. Beginnt doch hier das fashionable Viertel, wo ein Millionär „mit Anstand" wohnen kann! Heißt man doch diese Gegend schon „up down," im Gegensatz gegen „down town!"[1] Liegt doch die fünfte Avenue, wo die Geldfürsten ihre Residenzen sich erbaut haben, nur um eine Avenuebreite entfernt! — An einem dieser stolzen Marmorpalais lesen wir auf einem kleinen, kaum Hand großen silbernen Plättchen die Namen: „Madame Restel. Doctor Hunter." Das war der ganze Titel, das die ganze Firma! Und doch war dieses Haus der ganzen vornehmen Welt New-Yorks, ja nicht blos New-Yorks, sondern der ganzen vornehmen Welt der nordamerikanischen Union bekannt! Und doch war dieses Haus eines der berüchtigsten, die man in dieser Stadt der Laster finden konnte, ein Haus, in dem jährlich mehr Verbrechen, mehr Morde begangen wurden, als sonst während eines ganzen Decennium in einem mittleren Königreiche der alten Welt vorfallen! Freilich waren es keine Raubmorde „auf der Straße," freilich waren es keine Tragödien, wo Gift und Dolch, Pistolen und Bowiemesser

[1] Up town, der obere Stadttheil, down town, der untere, der Geschäftstheil.

eine Rolle spielen; nein, die Morde waren ganz unschuldige, nur Morde an kleinen, ungeborenen Kindern, nur Morde an Müttern, die einen solchen Actus nicht ertragen konnten, aber doch sich demselben unterwerfen, um die öffentliche Schande zu vermeiden!

Der Leser weiß nun, was es für ein Haus war, an welchem die Namen: „Madame Restel und Doctor Hunter" in feiner Schrift in Silber gravirt prangten. Es war ein „geheimes Gebärhaus und noch etwas mehr!"

Madame Restel war eine Deutsche von Geburt, aber in Paris ausgebildet; Doctor Hunter war ein geborener Amerikaner. Beide hatten sich gefunden, wie sich der Dieb zum Diebe, der Mörder zum Mörder findet. Aber sie griffen es nicht auf die „gewöhnliche" Manier an, um sich eine Kundschaft zuzuziehen; sie setzten ihr „Geschäft" nicht in die Zeitungen! Solche „Mittel," sich bekannt zu machen, überließen sie den Charlatans, den Marktschreiern, oder auch denen, welche für das „große Publikum," für die „Masse" arbeiten. Madame Restel und Doctor Hunter befaßten sich mit dem „gemeinen Pöbel" nicht. Dazu waren sie zu fein gebildet. Sie befaßten sich blos mit den Damen der hohen Aristokratie, mit den Frauen und Töchtern der Würdenträger des Staates, mit den Familien der Geldfürsten von New-York, der Geldfürsten der vereinigten Staaten! Aber, um diese Kundschaft zu gewinnen, mußten sie selbst vornehm werden oder doch vornehm thun. Sie mußten ein „Hotel" in einer feinen Straße besitzen, denn eine fashionable Dame konnte doch nicht „anderswo" vorfahren? Sie mußten Wagen und Pferde halten, und elegante Wagen und Pferde, um die Kranken an bestimmten Orten „mit Anstand" abzuholen. Ihr Haus mußte

„exclusiv“ sein, sonst wäre die „exclusive“ Welt nicht zu ihnen gekommen.

Der Anfang dieser beiden würdigen Associes war daher mit vielen Unkosten verknüpft und als sie vor fünfzehn oder mehr Jahren zum ersten Male vor den Palästen der Reichsten in New-York vorfuhren und ihre Karten mit dem etwas sonderbaren Titel: „W. Restel, J. Hunter. Doctress and Doctor for Ladies disappointments“ [1] abgaben, dachten sie nicht, daß sie nach einem Decennium schon ein mehr als fürstliches Einkommen besitzen würden, ein Einkommen, das mit dem des ersten Wallstreetbanquiers wetteiferte! Nunmehr gab Madame Restel Soireen, welche von den ersten Familien besucht wurden, und Herr Hunter spielte an der Börse, als wäre er von jeher in jenem Stadttheil zu Hause gewesen. Dessen ungeachtet ging ihr „Geschäft“ seinen Gang fort und wurde sogar mit jedem Jahre einträglicher, da die vornehme Welt sich nicht mehr vor ihnen zu geniren brauchte, weil sie selbst Mitglieder derselben geworden waren. [2]

[1] Dieß heißt auf deutsch: „Arzt und Aerztin für weibliche Widerwärtigkeiten.“ In New-York kann man auf manche „Doctreß“ stoßen. Lassen sich doch welche sogar examiniren, woraus man schließen kann, wie schwer das Examen ist!

[2] Wir geben gerne zu, daß es in andern großen Städten, besonders in Paris und London gerade eben so schändliche Häuser gibt, wie das von Madame Restel und Herrn Hunter gehaltene; hierin also liegt das „specifisch amerikanische oder vielmehr new-yorkische“ nicht; wohl aber darin, daß jenes würdige Paar in der Haute volée New-Yorks eine Rolle spielte, trotzdem man sein Geschäft dort allgemein kannte! Darin liegt das Amerikanische, daß dieser Mann und diese Frau als ebenbürtig behandelt wurden, weil sie ein fürstliches Einkommen besaßen! Darüber brauchen

Vor diesem Hause hielt der Wagen, der den Doctor und seinen Begleiter von Brooklyn herüber geführt hatte. Der Kutscher wurde entlassen und sie traten in ein Vorzimmer, nachdem der Doctor einem Bedienten seine Karte übergeben hatte. Gleich darauf kam der Diener zurück und lud den hochwürdigen Herrn ein, ihm zu folgen. Herr Myers mußte zurückbleiben, denn er konnte schon seiner Kleidung nach nur als untergeordnete Person gelten und in den Empfangszimmern des Hauses von Nro. 14 auf Unionsquare fanden nur Mitglieder der vornehmsten Klassen Zutritt!

Der Doctor blieb lange aus. Endlich ertönte eine Glocke und gleich darauf sah man einen Wagen vorfahren, der sich sogar mit der Equipage des Banquier Morris messen konnte. Neben dem Kutscher saß noch ein Bedienter. Hinter dem Chaisenkasten war ebenfalls ein Sitz angebracht, den zwei Nigger einnahmen. Jetzt hörte man den Doctor die Treppe herabsteigen, geleitet von Herrn Hunter, dem Associé der Madame Restel.

„Wir sind also über Alles im Reinen," flüsterte Doctor Beecher, auf der Treppe stehen bleibend.

„Durchaus im Reinen," erwiederte Herr Hunter verbindlich. „Sie werden sich über unsere Reellität nicht zu beklagen haben."

„Aber, da fällt mir plötzlich ein," rief der Doctor, den Andern abermals aufhaltend. „Wenn das Mädchen sich weigern oder wenigstens Schwierigkeiten machen wollte?"

„O, beruhigen Sie sich," lächelte Herr Hunter, „an solche

wir wohl dem Leser keine Versicherung zu geben, daß die genannten Personen in New-York existirten, wenn wir sie auch vielleicht unter einem etwas veränderten Namen aufführen, denn wir schreiben keine Fictionen, sondern wir schreiben aus dem Leben!

Eventualitäten sind wir schon gewöhnt; aber wir wissen derlei kleine Störungen gleich im Keime zu ersticken. Sie erhalten außer dem Kutscher noch einen unserer Vertrauten und zwei Schwarze als Bediente mit, die solchen kleinen Rencontern zu begegnen wissen. Dieselben haben Befehl, sich ganz nach Ihren Wünschen zu richten."

Herr Beecher stieg mit seinem Gefährten ein und die Carosse rollte in größter Schnelligkeit der nächsten Eastriverfähre zu, um sich auf den Boden der Insel Longisland übersetzen zu lassen, auf welcher das Blindenasylum lag. So schnell aber die edlen Thiere dahinjagen, so eilen wir ihnen doch voraus und entwerfen dem Leser in kurzen Worten ein Bild von dem, was unter einem „Privatblindenasylum" zu verstehen ist.

Es gehört zum Nationalcharakter des jetzigen Amerika, wie mit der Religiosität und Moralität, so auch mit der Wohlthätigkeit ein großes Schaugepränge zu treiben. Die Staaten der Union, die sich, wie bekannt, sämmtlich rühmen, ihr Einkommen nicht für stehendes Militär oder gar theure Civillisten und ähnliche Institute der „alten Welt" vergeuden zu müssen, verkünden es mit einem gewissen Wohlbehagen fast tagtäglich laut in öffentlichen Blättern, wie viel (im Gegensatze gegen die Geldverschwendung der alten Welt für unnütze Zwecke) in Amerika für öffentliche Anstalten aller Art gethan werde, besonders für gemeinnützige Anstalten, für Anstalten „zum Wohle der Armen und Bedrängten," was Alles in der „alten Welt" des Militärs und der Civillisten wegen nicht möglich sei. Und — wie überaus glücklich sind die Amerikaner über solchen Selbstruhm! Gehen wir nun aber der Sache näher auf den Grund, so mag allerdings vor verschiedenen Jahren eine solche egoistische „Sichselbstberühmung" auf

einiger Grundlage von Wahrheit beruht haben, denn die Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, auf welche die Amerikaner hindeuten, bestehen; sie bestehen und existiren in der Wirklichkeit und es sind große weitläufige Gebäude mit einer Masse von Beamten, welche jährlich zusammen unendliche Summen an Geld kosten, — die Gebäude und die Beamten nämlich, nicht die Insassen der Anstalten! Wie es aber um die Letzteren, um die, welchen die Wohlthaten der Spitäler zukommen sollten, um die, wegen deren diese Anstalten gegründet worden sind, steht, das erfährt man nur von Zeit zu Zeit aus den öffentlichen Blättern, wenn diese über die Schändlichkeit und Betrügereien, über das ganze schamlose Gebahren der Verwalter und Bediensteten von derartigen Anstalten den Stab brechen, ohne daß jedoch deßhalb Untersuchungen angestellt und die Gemeinde- und Staatsdiebe zur Strafe gezogen würden.[1] Im Gegentheil — diese Diebe werden, statt gestraft, — bewundert, als „pfiffige, gewandte Bursche,“ die „Geld zu machen verstehen!“. — Wenn es nun aber schon

[1] Wer sich die Mühe einer näheren Einsicht in die große Betrugswirthschaft Amerikas nehmen will, der lese den New-York Expreß vom 3. December 1847 und er wird eine statistische Zusammenstellung finden, vor der Einem graust. Auch in ehrlichen, nicht vom Namen „Amerikanische Republik“ verblendeten deutschen Journalen kann man genaue Nachweise lesen, z. B. im Berliner Magazin für die Literatur des Auslands Nro. 80 und 81 vom Jahr 1858, wo die Corruption und die Betrügereien, welche in allen Zweigen der amerikanischen Verwaltung herrschen, offen dargelegt werden und wo der Verfasser, der sich nur auf Thatsachen stützt, am Ende zugestehen muß, daß im jetzigen Amerika ein förmliches Raubsystem Platz gegriffen hat, dessen Ende nur in dem Ende der jetzigen Staatsorganisation zu finden sein wird.

um die „öffentlichen" Anstalten, das heißt, um die, über welche dem Staate nicht blos das Aufsichtsrecht zusteht, sondern vielmehr die Aufsichtspflicht obliegt, also faul bestellt ist, so findet dieß, wie man sich denken kann, noch weit mehr bei den Privatwohlthätigkeitsanstalten statt, welche gar keiner amtlichen Kontrolle unterworfen sind. Solcher Privatwohlthätigkeitsanstalten gibt es eine wahre Legion; da sind Anstalten zur Unterstützung armer Waisen, Anstalten für Verwahrloste, Anstalten zur Besserung Gestrafter, Anstalten zur Unterbringung von Blinden, von Tauben, von Gebrechlichen, Anstalten für die innere und äußere Mission, Bibelanstalten, Niggererziehungsanstalten, Niggersklavereivertilgungsanstalten und noch hunderterlei andere Anstalten ähnlicher Art. Sie alle könnten, auch wenn das Einkommen, das sie beziehen, nur die Hälfte dessen betrüge, was es in der That beträgt, vortrefflich bestehen und ihren Zweck ausgezeichnet erfüllen, denn nirgends in der Welt fallen so viel „Beiträge," als in Nordamerika; aber dieses Einkommen fließt nicht den Anstalten zu, sondern den Vorstehern und Verwaltern derselben; nicht die „Armen," für welche nach dem Willen der Beiträgegeber oder vielmehr nach dem Wortlaut der Statuten gesorgt werden soll, erhalten den Genuß der alljährlich gezeichneten und eingezahlten Summen, sondern die Herren Direktoren und Inspektoren, welchen der Bestand ihres „Wohlthätigkeitsinstitutes" eine mehr als angenehme Existenz verschafft, und solcher Betrug an den Armen ist nicht „Ausnahme," er ist „Regel!"

Aber, fragt man, warum wehren sich dann die Armen nicht, oder vielmehr, warum macht das Publikum, das Volk, die Oeffentlichkeit einem solchen Raubsysteme kein schnelles Ende? Lächerlich! Warum denn! Wissen doch die meisten

der „Beiträgegeber,“ daß ihre Beiträge nicht zum Besten der Anstalt, zu der sie beisteuern, verwandt werden, sondern in den Seckel der Gründer und Verwalter fallen! Oder, wie sollten sie es nicht wissen, da die Zeitungen oft genug darauf aufmerksam machen und alljährlich eine ganze Reihe solcher Betrügereien enthüllen? Aber — sie säumen deßwegen doch nicht, ihre Beiträge zu geben, denn diese Beiträge werden veröffentlicht und ein reicher Amerikaner will darum angesehen sein, er will den Schein haben, daß er mildthätig sei. Man wird in der ganzen Welt finden, daß große Betrüger, wenns mit ihrem Leben zu Ende geht, äußerlich zum Kreuze kriechen und in ihrem Testamente der Kirche und den Armen große Spenden zukommen lassen. Gerade so hält es der Amerikaner, nur mit dem Unterschiede, daß er im Leben schon den Zehnten seines unrechtmäßig errungenen Gutes der Mildthätigkeit und der Kirche opfert. Mit diesem geopferten Zehnten — es ist aber meist blos der tausendste Theil — erkauft er sich seiner Meinung nach den Ablaß, der ihm einen Anspruch auf den Himmel sichert!

Besonders zur „öffentlichen Mildthätigkeit“ gestimmt sind in Amerika die Frauen, die jungen, wie die alten, die verheiratheten, wie die ledigen, obgleich, wo die Attribute ledig und alt zusammentreffen, die Wohlthätigkeitsliebhaberei ihren Culminationspunkt erreicht. Von einem häuslichen Sinn ist bekanntlich unter den Frauen Amerikas nur wenig die Rede. Sie sind, wenn sie je die Haushaltung selbst besorgen, mit dem Mittagessen in zehn Minuten fertig und andere Arbeiten sind ihnen ein Gräuel. So sieht man sie gar viel auf der Straße oder in den Kirchen, denn sie lieben es, sich zu zeigen und sie müssen doch irgend eine Beschäftigung haben, da sie zu Hause die Langeweile umbringen würde. Kommt nun

Einer, wie Herr Myers, ein unterwürfiger, frommer, himmelanblickender alter Mann, und bittet sie demüthig, die Schutzpatronschaft über seine neu zu gründende wohlthätige Anstalt zu übernehmen, wie schnell finden sich da zehn, fünfzehn, zwanzig solcher Damen zusammen, die solches Amt mit Vergnügen übernehmen? Sie bilden ein Comité, sie wählen eine Vorsteherin, eine Vicevorsteherin, zwei Secretärinnen, eine Kassierin, einen Verwaltungsrath, Trustees, Curatorinnen und dergleichen mehr, kurz alle Mitglieder, alle Gründerinnen der Anstalt bekommen Stellen, Aemter, Titel, die in den Zeitungen genannt werden. Sollte dieß nicht anlocken? — Und wie viel haben sie jetzt zu thun, wie viel Berathungen zu halten, wie viel Protokolle zu revidiren, bis die Anstalt im Gange ist! In Gang kommen aber muß sie, denn jede dieser Damen rennt zu allen ihren Bekannten, besonders zu allen Bekannten männlichen Geschlechts und wo wäre einer der Letzteren so ungalant, seinen Beitrag zu verweigern? Freilich, wenn das Institut einmal im Gange ist, so gibts verhältnißmäßig weniger zu thun, obgleich man alle Jahre ein paar Male nach demselben sieht und den Erfund der Visitation in den Zeitungen bekannt macht, wobei das Comité natürlich unterschrieben ist und seinen Namen gedruckt zu lesen das unbeschreibliche Vergnügen hat; allein wenn auch die Geschäfte, die dieses Institut mit sich bringt, nach der Stiftung nur geringfügig sind, so ist ja eine jede dieser wohlthätigkeitsanstaltengründungslustigen Damen nicht blos Mitglied von diesem Einen Institute, o nein, sie ist es von fünf, sechs, von einem ganzen Dutzend! Somit hört die Thätigkeit des „Inanspruchgenommenseins“ das ganze Jahr nicht auf und man kann sich rühmen, vor lauter Mildthätigkeit keinen einzigen Tag in Ruhe verbringen zu können.

Das ist mit wenigen Ausnahmen der wahrhafte und innere Grund des amerikanischen Wohlthätigkeitssinnes und auch das Blindenasylum des würdigen und frommen Herrn Myers hatte seinen Ursprung keiner andern Ursache zu verdanken, als der so eben angegebenen. Es war dem Manne, dem man die Gottesfurcht aus den zurückgestrichenen Haaren, den aufwärts, gen Himmel verdrehten Augen und der gnadenreichen, salbungsvollen Miene schon von weitem ansah, gelungen, die Aufmerksamkeit einiger reichen alten Jungfrauen und Wittwen für seine Zwecke zu gewinnen; überdieß hatte er einen mächtigen Fürsprecher an dem hochgefeierten Doctor Beecher in Brooklyn, und so gaben sich die besagten alten Damen, welche unter sich einen engeren Missionsvereinsausschuß gebildet hatten, alle Mühe, das nöthige Kapital zusammenzubringen, mit welchem ein kleines Besitzthum auf Fluschíng, einem aus verschiedenen vereinzelten Höfen und Häusern bestehenden Dörflein in der Nähe von Williamsburg auf Longisland, angekauft und zu einer Aufbewahrungsanstalt für blinde Mädchen eingerichtet werden konnte. Unter großen Förmlichkeiten wurde das Asylum eröffnet, und war bald mit etwa zwanzig Blinden bevölkert, deren Ernährung, Kleidung und christliche Erziehung Herr Myers übernahm, natürlich nicht aus seinem Beutel, sondern von den milden Beiträgen, die er für sein Institut zu ersammeln hoffte und auch richtig ersammelte. Dennoch unterließ er es nicht, sich Mühe zu geben, daß man ihn als einen Märtyrer für die gute Sache, als einen Mann ansah, der keine Zeit und keine Opfer scheute, zum Wohle der armen hülfslosen Wesen zu wirken. „Das Geld, das er ersammle (und wie er es that, haben wir gleich im Anfang dieser Geschichte gelesen), wolle kaum hinreichen, auch nur die nothwendigsten Bedürfnisse des Asyls zu decken,“

so klagte der würdige Herr Myers mit wehmüthiger Stimme, obgleich sich die Summe selten unter vier bis fünf tausend Thalern jährlich belief. Aber die Klage des frommen Direktors hatte doch ihren Erfolg, denn nicht Wenige waren fest überzeugt, daß der alte gottesfürchtige Herr sein „Eigenes“ aufopfere, um nur die Rettungsanstalt für die armen Kinder „aufrecht“ zu erhalten, um sie nur nicht zu Grunde gehen zu lassen. Andere dachten freilich das Gegentheil und meinten in ihrem Innern, der heuchlerische Schurke schiebe alle Jahre neun Zehntheile der Beiträge in seine eigene Tasche, allein — verachteten sie ihn deßwegen? Verfolgten sie ihn deßwegen gerichtlich wegen Betrugs und Schwindels? Gott bewahre, sie nannten ihn vielmehr voll Respekt einen „Smart fellow“[1] und beneideten ihn um seine bewunderungswürdige Kunstfertigkeit, den Leuten Geld aus der Tasche zu locken. Die große Mehrzahl des Volks dachte übrigens gar nicht darüber nach, wie sich das Blindenasylum sein Leben friste. Sie hatten Alle genugsam mit sich selbst zu thun, und wenn je Einer oder der Andere dem Andringen um einen milden Beitrag für das Institut nicht widerstehen konnte, so gab er ihn nicht aus innerem Antrieb, oder um der guten Sache willen, sondern entweder um des Bittstellers los zu sein, oder um seinen Namen in den öffentlichen Blättern als Wohlthäter der Menschheit gepriesen zu sehen.

Das Asylum war ein ziemlich niederes sogenanntes Frame-Gebäude, das ist ein aus dünnen Balken und Brettern zu-

[1] Smart fellow, ein geriebener Bursche, darunter versteht man einen Mann, der sein Schäflein ins Trockene zu bringen versteht; ob dieß aber auf ehrliche oder unehrliche Weise geschieht, das ist ganz einerlei, so lange die „Unehrlichkeit“ nicht zu Tage kommt oder vielmehr, so lange der Spitzbube sich nicht fangen und strafen läßt.

sammengefügtes Haus und lag mitten in einem Garten, der ringsum von einer Mauer eingefaßt war. Das in den Garten führende breite Thor blieb den ganzen Tag verschlossen, und wenn Jemand Eingang finden wollte, so mußte er vorher die am Thore befindliche Klingel ziehen, so daß die Bewohner des Asylums nie ganz unvorbereitet überrascht werden konnten. Diese Bewohner bestanden übrigens — wenn man die Blinden abrechnete — zu der Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, nur aus einem einzigen weiblichen Wesen, einer zwar nicht alten, aber auch nicht jungen stämmigen, roh und unsauber aussehenden Weibsperson, deren giftiger Blick wahrhaft abschreckend wirkte. Früher war noch ein zweites weibliches Wesen zu gewissen Tageszeiten sichtbar, eine Art Ausläuferin, welche die nöthigen Nahrungsmittel aus dem nahen Williamsburg herbeischaffen mußte; in neuester Zeit aber, seit der Schweinzüchter den fünften Theil seines Hotelabtrags jeden Morgen von der sechzigsten Straße herüberschickte, wurde diese Person überflüssig. Die Blinden hatten nun, was sie brauchten und zwar im Ueberfluß. Was aber die „Aufseherin des Blindenasylums," wie sich das oben bemeldete stämmige Weib nannte, betraf, so aß diese natürlich nichts von dem Schweinefutter, sondern sie war gewohnt, sich ihre Bedürfnisse alle acht Tage in eigener Person und zwar in New-York selbst zu holen. Dorthin ging sie jede Woche einmal, während — an diesem Tage nämlich — Herr Myers an ihrer Stelle die Aufsicht über das Asylum führte und zugleich den Blinden Religionsunterricht ertheilte. Was sonst „zum Leben" gehörte, als Brod und Milch, Kohlen und Holz und dergleichen, das wurde von den Händlern, wie in New-York und Umgebung überall gebräuchlich, ins Haus gebracht.

Besehen wir uns nun das Innere des Asylums etwas

näher. Das vordere Zimmer des ersten Stocks, d. h. das Frontlocal über eine Stiege, bewohnte die Aufseherin. Von ihm aus hatte man eine Uebersicht über die ganze Umgebung und sie konnte also Besuche, die angefahren kamen, schon von weiter Ferne erblicken. Daneben befanden sich einige Zimmer, die für den Institutsvorsteher, den würdigen Herrn Myers eingerichtet waren, und in deren Einem, einem kleinen Salon, die frommen Patroninnen, die weiblichen Mäcene der Anstalt empfangen wurden. Das vordere Parterre war nicht in verschiedene Zimmer abgetheilt, sondern bildete einen einzigen Saal. Diesen hatte man mit Tischen und Subsellien, wie ein gewöhnliches Schulzimmer, möblirt und in der That gab auch Herr Myers darin seinen Religionsunterricht, sowie die jährlichen Visitationen durch das „Comité“ ebenfalls dort stattfanden. Im hintern Theile des Parterres dagegen befand sich das „Carzer,“ oder das Zimmer, in welchem die Zöglinge gemaßregelt, d. h. ausgepeitscht oder auch zur Strafe bei „schmaler Kost,“ d. i. bei einer Brodrinde und einem Wasserkruge eingesperrt wurden. Die Fenster des Carzers waren mit Gittern versehen, und die Thüre, die zu demselben führte, konnte „eine feste“ genannt werden. Oberhalb des Carzers im ersten Stocke lag das Wohnzimmer der Blinden, ein Gemach, in welchem sich außer einer langen Tafel und zwei eben so langen Bänken auf beiden Seiten derselben gar kein Mobiliar befand. Unter dem Dache lagen die Schlafkabinete, die wo möglich noch einfacher eingerichtet waren, denn in jedem stand ein Schragen, der mit einer Strohmatratze, zwei wollenen Teppichen und einem Seegras-Kopfpolster versehen die Lagerstätte je für drei Mädchen bildete. Solcher Kabinete gab es im Ganzen sieben, in welchen zusammen für jetzt zwanzig Blinde untergebracht sein mochten. Es waren dieß lauter Mädchen

von acht bis sechzehn oder siebzehn Jahren, die einen äußerst traurigen Anblick gewährten, denn so einfach auch die Wohnung derselben erschien — so einfach, daß man sie sich fast nicht einfacher denken konnte, — so war die Kleidung derselben doch noch einfacher. Sie war eigentlich nicht mehr einfach, sie war ärmlich zu nennen. Doch nicht hierin, nicht in der Armuth der Kleidung lag das furchtbar Traurige der Erscheinung der Mädchen, sondern vielmehr in der Art und Weise, wie diese Armuth auftrat. Die Kleider waren nämlich an allen Enden und Ecken zerrissen; dazu sahen sie kothig, ungewaschen und schmutzig aus, wie denn auch die Gesichter der Mädchen selbst vor Unreinlichkeit und Dreck starrten. Die Haare hingen verworren und ungekämmt herab und auf den Händen hatten sich ganze Lager von Schmutz aufgespeichert. Man sah, daß die Aufseherin sich ihre Pflicht, die Mädchen des Blindenasylums in Zucht und Ordnung zu erhalten, ziemlich leicht machte. Früher war übrigens das Aussehen dieser armen Kinder, wenn irgend möglich, noch trauriger, denn damals kam zum Schmutze noch der Hunger; seit jedoch die Schweineatzung derselben wenigstens zu Mittag den Magen stoppte, sahen die Gesichtchen nicht mehr so gar hohl und bleich darein, wie vor wenigen Wochen noch, obwohl das Frühstück und Abendbrod immer noch mager genug ausfiel, und meist nur aus Wasser und Brod bestand. Höchstens ließ sich die gute Aufseherin dazu herab, den Thee, welchen sie sich selbst Abends braute, noch einmal mit einigen Maaß Wasser anzubrühen, und jedem der Kinder einen Napf voll davon „statt des Wassers“ zu verabreichen, versteht sich aber ohne Zucker und Milch. Gerade so hielt sie es auch mit dem Kaffee Morgens; doch mußte sie besonders guter Laune sein, wenn sie überhaupt nur statt des Wassers Thee und Kaffee auftischte,

da ihr das obenbemeldete Anbrühen immerhin einige Mühe verursachte.

So war es im allgemeinen; besehen wir uns nun das Asylum auch im Speziellen. Es war Sonntag Abend nach sieben Uhr. Die Kinder hatten so eben ihren „Thee mit Brod“ verzehrt und ein einziges Talglicht, das auf der langen Tafel brannte, verbreitete eine Art von Zwielicht in dem großen Wohnzimmer, bei welchem man kaum irgend Etwas unterscheiden konnte. Doch die Blinden brauchten ja kein Licht!

„Nun macht, daß ihr ins Bett kommt, ihr Rangen,“ rief die Aufseherin. „Es ist die höchste Zeit, daß ich einmal Ruhe vor euch bekomme. Und das sage ich euch, daß ihr mir alle hübsch stille seid und das Plaudern unterlaßt, sonst komme ich hinauf, und dann dürft ihr für Schläge nicht sorgen.“

Ohne zu murren standen die Meisten auf, um den ihnen längst bekannten Weg anzutreten.

„Aber es ist ja noch so früh und die Peg ist auch noch nicht da,“ warf eines der Mädchen schüchtern ein.

„Willst du's Maul halten, du blinder Satan?“ rief die stämmige Verwalterin des Asylums, und links und rechts flogen die Ohrfeigen um die Wangen des vorwitzigen Kindes. Nun fand keine Widerrede mehr statt, und in einigen Sekunden war das Zimmer geleert. Die Mädchen waren in ihre Kojen gekrochen! Die Aufseherin nahm jetzt das Licht und stieg die Treppe hinab, ihre Tritte dem Carzer zuwendend. Mit einem großen Schlüssel schloß sie auf und trat in das ebenfalls mit nur Einer Kerze spärlich erleuchtete Gemach. Es war dieß eine geräumige Stube mit, wie wir schon oben gesagt, vergitterten Fenstern. Sonst, noch vor wenigen Tagen, war dieses Zimmer ganz unmöblirt, denn die Blinden, die zur Strafe hier oft Tage lang eingeschlossen wurden, mußten auf

dem nackten Boden campiren, ohne Bett, ohne Teppich, selbst ohne Stroh! Im jetzigen Augenblicke aber befand sich ein Bett im Carzer, weil es von einer Gefangenen ganz anderer Art bewohnt wurde. Diese Gefangene war Frau Bodin, welche Herr Myers vor einigen Tagen hierher gebracht hatte. Bewußtlos war sie angekommen, denn der fromme Director des Blindenasylums hatte sie während der Fahrt zum öftern an dem Narcoticum, das ihm der Professor gegeben, riechen lassen. Dieß und die Gemüthserschütterung, von welcher sie betroffen wurde, als sie den an ihr begangenen Betrug vermerkte, zog ihr ein hitziges Fieber zu, an dem sie seither darniederlag. Der Aufseherin kam diese Krankheit natürlich sehr unbequem, denn sie sah sich dadurch genöthigt, neben der Lagerstätte, worin die arme Frau untergebracht wurde, noch ein weiteres Bett für eine Wärterin aufzuschlagen, da man die Todtkranke doch unmöglich ganz allein lassen konnte. Uebrigens — in Unkosten versetzte man sich nicht wegen einer Wärterin, sondern die Aufseherin bestellte als solche eines ihrer blinden Mädchen, so wenig ein solches auch zu leisten vermochte; aber man konnte ihr doch nicht zumuthen, diesen Dienst selbst in eigener Person zu verrichten, da sie ohnehin von Geschäften so sehr überladen war!

„Wie geht es der Frau, Peg,“ sagte die Aufseherin. „Ist sie endlich zu sich selbst gekommen oder spricht sie immer noch irre und im Wahnsinn?“

Das Mädchen, welches also angeredet wurde, war ein Kind von höchstens sechzehn Jahren. Aber sein kindliches Gesicht contrastirte seltsam mit dem Körperumfang, welcher dasselbe verunstaltete. Es war ein Kind, und doch wieder kein Kind, sondern eine Frau, die Mutter werden sollte!

„Sie schläft zum ersten Male ruhig,“ erwiederte Peg und

ihre großen Augen, in denen das Licht erloschen war, richteten sich auf die Fragerin, als ob sie dieselbe nicht blos hörte, sondern auch sähe. „Weckt sie nicht auf,“ fuhr Peg leise fort, „sie ist so gar glücklich, daß sie schlafen kann! Nicht alle Leute können schlafen! Nein, nicht alle; ich kann seit lange nicht mehr schlafen!“

„Du hast wieder deine böse Stunde, Peg,“ entgegnete die Aufseherin rauh. „Ich werde dem Doctor Nachricht davon geben müssen.“

Die Blinde fuhr erschreckt zusammen und ein heftiges Zittern erschütterte ihren ganzen Körper.

„Oh, thut das nicht,“ bat sie, ihre Hände flehentlich emporstreckend. „Sagt dem Doctor nichts. Macht nicht, daß Er hierher kommt!“

„Ei, vor einem halben Jahre hattest du noch keine so große Angst vor ihm,“ höhnte die Aufseherin mit rohem Lachen. „Aber ich will dir den Gefallen thun und schweigen, wenn du hübsch fügsam und ordentlich bist. Willst du diese Nacht wieder bei der Kranken wachen? Dann mach' dein Bett zurecht, denn ich werde jetzt das Licht löschen. Man darf euch blinden Teufeln nicht trauen, ihr könntet mir einmal über Nacht das Haus in Flammen aufgehen lassen.“

Die Blinde ging mit sicherem Schritt in eine Ecke, wo ein Bündel lag, und zog eine Matratze nebst einem Teppich hervor, die sie auf dem bloßen Boden ausbreitete. Es war ihr Nachtlager! Nun entfernte sich die Aufseherin und schloß die Thüre hinter sich zu, nachdem sie das Licht gelöscht hatte. Sie zündete darauf im ganzen Hause herum, ob alle Eingänge und Ausgänge gut verschlossen seien und nun erst zog sie sich in ihr Privatzimmer zurück, um sich nach all' den Strapatzen des Tags einen warmen Punsch zu bereiten.

„Was das doch für ein qualvolles Leben ist!“ seufzte sie, sich in dem Lehnsessel, der neben dem Nachttische stand, bequem ausstreckend und hie und da als Begleitung zu einem derben Schlucke aus dem Punschglase von jenen kleinen Pastetchen nippend, welche in New-York unter dem Namen „Pineapplecakes,“ oder Ananasbrödchen bekannt sind. „Es ist eine schreckliche Aufgabe, immer die blinden Rangen um sich zu haben! Kaum daß man Zeit gewinnt, sich ein ordentliches Essen zu bereiten und Abends einen warmen Tropfen zu genießen. Ja, und wenn ich auch vollends gezwungen wäre, sie alle Tage zum Waschen und Kämmen anzuhalten! Oder wenn sie öfter als alle Vierteljahre ihr Weißzeug wechseln müßten! Macht mir doch schon das Wärmen des Gasthofabtrags genug zu thun! Gut, daß die Visitation des Asylums nur alle Jahre ein einziges Mal vorkommt, sonst möchte es der Teufel aushalten, denn dann gibts so viel zu striegeln und zu bügeln, daß mir ganz angst und bange wird, wenn ich nur daran denke. Aber nun gar vollends die fremde kranke Frau! Was er nur mit dieser will? Der Hallunke von Myers ist sonst ein ganz ordentlicher Kerl, aber was er mir da wieder für eine Last auf den Hals geladen hat, ist nicht zum sagen. Ich muß doch des Tags wenigstens zwei Mal nach ihr sehen und ihr eine Fleischbrühe zurecht machen. Ist das nicht Mühe genug? Was er nur mit ihr will? Dem Hochwürdigen einen Desert-Schmaus bereiten? Dazu ist sie zu alt und abgestorben. Und der elende ausgemergelte Wollüsting weiß ja nicht einmal, was schön ist, sonst würde er an der schmächtigen Peg keinen Affen gefressen haben, während doch ich neben ihr stand! Nun freilich, jetzt ist sie dick genug, und jetzt will er auch nichts mehr von ihr,“ lachte sie ingrimmig auf. „Aber ich bin ein rechter Narr, daß ich mir über all' diese Dummheiten den Kopf zer-

breche. Steht doch das Punschglas vor mir und die Pineapplecakes sind auch nicht zu verachten! Zudem, wenn ich noch ein Paar Jahre Aufseherin im Fluschingblindenasylum gewesen bin, so kann ich privatisiren, wie man in der vornehmen Welt sagt. Der Myers ist zwar ein ganz pfiffiges altes Männchen und meint, er könne mir die Kaffeebohnen vorzählen, aber, prosit die Mahlzeit, mir ist er doch nicht gewachsen. Schnürt er die alten frommen Jungfern, welche das Asylum protegiren, im Großen, so schnüre ich ihn dafür im Kleinen und viel Tropfen geben am Ende auch einen Krug voll."

So räsonnirte die fromme Aufseherin (denn auch sie genoß beim Publikum dieses Rufes), indem sie sich immer bequemer in ihren Lehnsessel zurücklehnte und bei jedem Zuge, den sie aus dem Punschglase that, vor Vergnügen mit der Zunge schnalzte. Wohl eine gute Stunde oder noch länger mochte sie in dieser Situation zugebracht haben; manches Glas hatte sie sich inzwischen vollgeschenkt und ausgetrunken, manchen Ananaskuchen hatte sie angebrochen und verzehrt, und ihr Auge war dabei immer seliger und ihr Gesichtsausdruck immer verklärter geworden. Plötzlich wurde sie durch das Rollen eines Wagens aufgeschreckt und gleich darauf ertönte die Hofthorglocke, welche unmittelbar in ihr Zimmer führte.

„Herr alle Welt," rief sie voll Schreck auffahrend, „was soll das sein?"

Doch bald beruhigte sie sich. Die Glocke ertönte ja dreimal. Es mußte also Herr Myers selbst sein und es war demnach keine Gefahr zu befürchten. „Aber was er nur zu so später Abendstunde noch will?" murmelte sie, den Hofthorschlüssel suchend. „Und vollends in einem Wagen! Der Mann ist ja plötzlich außerordentlich freigebig geworden. Da muß ich doch meine Anforderungen auch höher spannen."

Jetzt war der Schlüssel gefunden und die zu ähnlichen Vorkommnissen stets bereitgehaltene Laterne angezündet. Sie ging die Treppe hinab und schloß das Thor auf. Der Wagen rollte in den Hof und entleerte sich seiner Insassen.

„In welchem Zimmer schläft die Peg?" sagte Herr Beecher, als er ins Haus getreten war. „Hole sie uns herab, wir haben mit ihr zu sprechen."

„Sie ist in der Carzerstube bei der kranken fremden Frau," erwiederte die Aufseherin mit einem merkwürdig neugierigen Blicke, denn sie wußte sich vor Verwunderung über diesen plötzlichen nächtlichen Besuch kaum zu fassen. „Aber," fuhr sie mit einem tiefen Knickse fort, indem sie dem Doctor Beecher einen zärtlichen Blick zuwarf, denn der Punsch hatte sie muthig gemacht, „aber wollen die Herren nicht in das Empfangszimmer treten und ein Schlückchen gegen die Nachtluft zu sich nehmen?"

„Wer ist die fremde, kranke Frau?" frug der Doctor gegen den Director des Asylums gewandt fort, ohne auf die Einladung der Aufseherin irgendwie Rücksicht zu nehmen.

„Es ist dieselbe Frau," erwiederte Herr Myers unterwürfig, „von der ich Ihnen schon gesagt habe. Wir können sie jeden Augenblick aus der Anstalt entfernen, ohne daß uns irgend Gefahr von ihr drohte, denn sie weiß gar nicht, wo sie sich befindet."

„Leuchte uns," befahl Herr Beecher kurz.

Die Aufseherin ging mit dem Lichte voran, und die Uebrigen folgten. Den Schluß bildeten die zwei Nigger, welche mit Stricken und Handschellen versehen waren. Die Thüre in das Carzerzimmer ward aufgeschlossen und die Aufseherin leuchtete über das Bett hin. Die fremde Frau schlief ruhig,

mit dem Gesichte gegen die Wand gekehrt. Peg lag auf ihrem Strohsack neben dem Bette.

„Peg, stehe auf, du mußt uns folgen," sagte der Doctor, hart neben ihr ärmliches Lager tretend.

Das Mädchen fuhr aus dem ersten Schlummer auf und horchte verwundert.

„Peg," wiederholte der Doctor langsam, „stehe auf und kleide dich an, du mußt uns folgen."

Jetzt erst erwachte das Mädchen zum vollen Bewußtsein; jetzt erst begriff sie, was man von ihr wolle! Halbentkleidet, wie sie war, sprang sie auf und stellte sich hart vor den Geistlichen. Ihre Augen richtete sie voll auf ihn, obwohl deren Licht erloschen war. „Nie, nie," rief sie vor Aufregung bebend. „Nie werde ich Euch mehr folgen. Sie hat mich über Alles aufgeklärt. Ihr seid der Teufel im Menschengewande."

„Wer hat dich hierüber aufgeklärt, Peg?" versetzte der Geistliche kalt, mit höhnischem Blicke. „Komm', eile dich, und nöthige mich nicht, zu andern Mitteln zu greifen."

„Nein, sie soll nicht," rief nun plötzlich eine andere Stimme, und der Ton dieser Stimme schien den hochwürdigen Prediger von Brooklyn mit einem besondern Entsetzen zu erfüllen. „Ein Nichtswürdiger hat ihren kindhaften Zustand benützt, um sie in Schmach und Elend zu stürzen, aber ich schwaches und wehrloses Weib werde ihr beistehen, daß sie dem Laster von nun an siegreich widerstehe."

Mit diesen Worten sprang die kranke Frau, so bisher im Fieber gelegen, plötzlich zum Bette heraus und stellte sich in ihrer Aufregung gerade vor den Doctor Beecher aus Brooklyn. Das Licht der Aufseherin fiel hell und klar auf Beide!

„Eduard Spencer!" schrie jetzt das Weib mit gellendem,

furchtbarem Tone. „Eduard Spencer, Betrüger, Mörder!“ schrie sie nochmals mit noch schrillerer, gellenderer Stimme und dann stürzte sie lautlos in tiefer Ohnmacht zusammen. So außerordentlich war der Eindruck, welchen das Zusammentreffen mit dem frommen Geistlichen auf die kranke Frau machte!

Nicht minder schreckhaft war die Wirkung, welche der Anblick der Frau auf den Doctor Beecher hervorbrachte. Er taumelte zurück, wie wenn er einen Schlag vor den Kopf bekommen hätte und mußte sich an der Wand halten, um nicht umzusinken. „Mein Weib!“ stieß er keuchend hervor und seine Augen blickten stier, als ob er plötzlich von Wahnsinn befallen worden wäre. Doch nicht lange dauerte dieser gräßliche Zustand. Er erholte sich durch eine gewaltsame Anstrengung und dann blickte er höhnend auf die Ohnmächtige, die ihrer selbst nicht bewußt zu seinen Füßen lag.

„Wie kam diese Frau hierher?“ sagte er, seine stechenden Blicke auf den Direktor des Asylums richtend, der vor Erstaunen sich nicht zu fassen wußte.

„Es ist dieselbe Frau, von der ich Ihnen erzählte,“ antwortete Herr Myers. „Ein Freund verlangte dieselbe auf einige Tage im Asylum sicher aufzuheben.“

„Ein Zufall also, nichts weiter!“ flüsterte der Doctor. „Aber ich muß mich vor ihr sichern. Welch' merkwürdige Constellation mag sie nach New-York geführt haben? Ist diese Reise auch Zufall gewesen, oder geschah sie in der Absicht, mich auszufinden?“

Er hielt die Hand an die Stirne, wie um nachzudenken und trat auf die Seite. Dann winkte er dem Vertrauten, den ihm der Doctor Hunter mitgegeben hatte.

„Sie sind beauftragt, mir in allen Dingen für heute Abend dienstwillig an die Hand zu gehen?" fragte er leise.

„So ist es, hochwürdiger Herr," versetzte der Vertraute der Firma: Restel und Hunter.

„Sie kennen das Lunaticum auf Tomkinshill?" fuhr der Doctor fort, und seine Stimme klang so kalt und ruhig, als ob seine Nerven von Stahl wären.

„Ich kenne es, denn wir stehen mit demselben in Verbindung."

„Gut," sagte der Doctor, „der Umweg ist nur ein ganz geringer. Wir werden dort vorbeifahren und dieses ohnmächtige, wahnsinnige Weib daselbst abliefern. Ich werde Sie begleiten."

Diese kurze Unterhaltung wurde so leise geführt, daß kein Einziger von allen Umstehenden auch nur ein einziges Wort davon verstand; der blinden Peg aber, deren Gehörsinn wohl mehr geschärft sein mochte, als der von gewöhnlichen Menschen, war nicht ein Wort davon entgangen, obwohl sie sich wohl hütete, ein Wort darüber zu äußern, denn die Angst fesselte ihre Zunge.

„Du wirst uns folgen, Peg," sagte nun der Doctor, wieder zu den Uebrigen tretend.

„Ich will nicht," rief die Blinde, auf den Boden stampfend. „Ihr sollt mich nicht abermals betrügen. Ihr habt mich elend gemacht und wollt mich nun gänzlich verderben."

„Kennst du mich nicht mehr, Peg," erwiederte der Doctor sanft, die Hand auf ihre Achsel legend.

„Ich kenne dich," schrie Peg, zurückbebend, „du bist der Teufel und hältst mich in deinen Krallen."

Mit diesen Worten fiel sie rückwärts und wäre zu Boden gestürzt, wenn sie nicht die beiden Nigger aufgefangen hätten.

Auf einen Wink des „Vertrauten" ward sie nun in Gewahrsam genommen und mit der ohnmächtigen Frau Bodin in den Wagen gebracht, der außen im Hofe hielt. Zur Vorsicht zog man den beiden Weibern Kaputzen über das Gesicht, welche sie an jedem lauten Aufschrei verhinderten. Einige Minuten darauf fuhr der Wagen ab und von allen denen, die mit ihm gekommen waren, blieb nur der fromme Herr Myers zurück.

„Meine Liebe," sagte dieser, als das Hofthor wieder verschlossen war, zu der Aufseherin, „wir werden morgen früh viel zu thun haben, denn das Comite der Frauen vom innern Missionsverein wird sich einfinden."

„Herr Gott! Die alten Jungfern, die das Institut protegiren?" rief die Aufseherin, offenbar von dieser Nachricht nur wenig erbaut.

„Dieselben," erwiederte Herr Myers mit Salbung. „Die Zimmer müssen also gereinigt, die Mädchen gekämmt, gewaschen und gestriegelt und das Ganze so in Ordnung gebracht werden, daß die frommen Beschützerinnen unseres Instituts eine Freude daran erleben. Die dicke Peg und die fremde Frau sind glücklicher Weise so eben entführt worden, und können also keinen Stein des Anstoßes mehr abgeben. Somit hoffe ich, wird unsere Anstalt die Prüfung siegreich bestehen und es kann uns keinerlei Mackel nachgewiesen werden. Sie haben doch Kaffee und Butter und Brod im Hause, damit wir den armen Kindern ein gutes Frühstück vorsetzen können? Denn, in der That, meine Liebe, wir müssen morgen ein Uebriges thun und dürfen den Aufwand nicht scheuen, damit wir mit unserem Blindenasylum Ehre einlegen!"

Den andern Tag kamen die frommen Protektorinnen des Blindenasylums und fanden Alles in schönster Ordnung. Sie waren auf's Höchste erbaut und sahen ein, daß das Gerücht,

welches ihnen zugekommen war, auf einer elenden Verleumdung beruhte. Gleich darauf erschien ein Artikel im Sonntagsboten und verschiedenen anderen Zeitungen, welcher die Verdienste des ausgezeichneten Direktors dieses Instituts nicht genug hervorzuheben wußte und dieser Artikel war nicht ohne Einfluß auf das Gericht, welchem die Entscheidung über die Erbschaftsansprüche von Carlein Myers, der angeblichen Wittwe des Herrn John Price, oblag!

8.

Die Tombs.

Wohl selten hatte ein Mord so außerordentliches Aufsehen in New-York erregt, als der an dem alten John Price begangene, und obgleich an dem Tage, wo die That bekannt wurde, keine Zeitungen herauskamen, weil es ein Sonntag war, so verbreitete sich die Nachricht doch mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt. Man sprach nirgends von etwas Anderem, als von diesem Ereigniß; Bekannte riefen dasselbe auf der Straße einander zu; die Kirchgänger flüsterten davon während der Predigt, ohne auf den Geistlichen zu hören; die Straßenjungen schrieen es laut aus und in den Wirthssalons war ohnehin von gar nichts Anderem die Rede. Fast kein weibliches Wesen in der ganzen Stadt vermochte es über sich, zu Hause zu bleiben; man mußte Besuche machen, um nähere Details zu erfahren; man mußte hören, sprechen, dazu thun, sein Urtheil abgeben, und natürlich, was immer die Hauptsache ist, man mußte selbst weitererzählen. Ganze Gruppen sammelten sich vor dem Hause, in welchem der Mord begangen

worden war. Dasselbe war zwar fest verschlossen und der Coroner hatte noch überdieß vor die Hausthüre einige Polizeidiener als Wächter aufgestellt, damit nicht ein gewaltsamer Eintritt versucht werde: man konnte also lediglich nichts sehen, als geschlossene, mit Vorhängen verhüllte Fenster; aber dennoch wich die Menge nicht, sondern harrte den ganzen Tag, bis tief in die Nacht hinein, unverdrossen aus und starrte das verschlossene Haus an, als ob sich durch dieses Anstarren das Räthsel des Mordes lösen müßte.

Woraus entstand wohl diese außerordentliche Aufregung? Etwa aus dem natürlichen Entsetzen, das immer ein Mord einflößt? O nein, in New-York kommen wöchentlich neun bis zehn Mordanfälle und fast eben so viele wirkliche Mordthaten vor, ohne daß man sich weiter viel darum bekümmert. Man hört die Nachricht, zuckt die Achseln und geht seinen Geschäften nach. — Oder war jene Aufregung vielleicht eine Folge der Theilnahme an dem Herrn John Price? Gewiß nicht. Die Wenigsten kannten ihn, die Wenigsten hatten je früher von ihm gehört. Oder war der Reichthum des Ermordeten die Ursache der Aufregung? Hierauf könnten wir mit Fug und Recht wenigstens mit einem theilweisen „Ja" antworten; aber nicht im Reichthum allein lag der Grund, sondern in der Frage, wer diesen Reichthum bekommen, wer ihn erben solle! Hierin war das Geheimniß dieser außergewöhnlichen und allgemeinen Aufregung zu suchen. Der alte Herr hatte einen natürlichen Erben, einen Neffen, den er deßwegen von Californien kommen ließ, um ihn zum Erben einzusetzen und jetzt zeigte sich, daß ein noch näherer Erbe da sei, eine Gattin, eine heimlich angetraute Gattin, die sich in gesegneten Leibesumständen befand und demnach auf das Ganze Anspruch machte. War dieß nicht etwas so Außerordentliches,

daß man nothwendig und mit Recht in Extase gerathen mußte? Und nicht minder außerordentlich waren die Nebenumstände! Denn natürlich, das Ergebniß der Voruntersuchung durch den Coroner ging von Mund zu Mund, und man wußte, daß diejenige, welche auf den Namen Frau John Price Ansprüche machte, die Schwester des Mannes war, welcher des Mords verdächtig ja fast überwiesen genannt werden mußte. Man wußte, daß die Schwester den eigenen Bruder dieses Mords anklagte! Und nicht blos das wußte man, sondern auch das, daß das Bowiemesser, mit welchem die That begangen wurde, dem Neffen des alten Herrn Price angehörte, und daß also eine Mitschuld dieses Neffen kaum bezweifelt werden konnte. Wo in der Welt war je etwas so Außerordentliches erhört worden? Zudem wurden bald Stimmen laut, welche sich Nachrichten über das frühere Leben der jetzigen Frau Price zuflüsterten, Stimmen, die nicht glimpflich mit ihrem Namen umgingen, sondern ihn mit Dingen und Erlebnissen in Verbindung brachten, welche die sittsame Welt auch nur auszusprechen erröthet, die aber von der neugierigen Menge unter Hohnlachen und mit Zusätzen ausgerufen wurden, welche wo möglich noch schamloser waren, als die Lebensweise, welche Frau Caroline Price in ihren früheren Jahren geführt haben sollte. Unter solchen Umständen darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn die Aufregung New-Yorks sich von Stunde zu Stunde steigerte, und wenn es Leute gab, die sich glücklich priesen, in dieser Stadt zu leben, weil nur hier etwas so Entsetzliches und in seiner Entsetzlichkeit so Piquantes vorkommen könne!

Auch nach Hoboken war natürlich die Nachricht von dem außerordentlichen Ereigniß schon am frühen Morgen gedrungen und Hunderte strömten den Ferrybooten zu, um in New-York

Näheres zu erfahren. Nur in der Villa der Frau Cooper blieb es lange still und ruhig, denn die Innwohner, ermüdet von den letzten stürmischen Vorgängen, hatten sich erst spät vom Bette erhoben. Jetzt — es war Morgens nach acht Uhr — waren sie im Frühstückzimmer versammelt. Nur Herr Colter und Rosa fehlten.

„Wie ist es mit Rosa, meine theure Edith?“ frug Marc, nicht ohne daß seine Wangen eine höhere Röthe färbte.

„Das liebe, herrliche Kind!“ erwiederte Edith, ihm freundlich zulächelnd. „Im Anfang, als wir sie zu Bette gebracht hatten, wurde sie von furchtbaren Träumen geplagt. Sie zitterte und bebte am ganzen Körper. Aber dann kehrte eine tiefe Ruhe bei ihr ein und sie schläft noch, die Hände über der Brust gefaltet.“

„Sie schläft und träumt von Ihnen, Marc,“ setzte Frau Cooper nachdenklich hinzu. „Ich habe sie Ihren Namen mehr als einmal flüstern hören. Wir müssen später hierüber reden, Marc. Aber, wo ist denn Ihr tapferer Gefährte, Herr Colter? Sollte er sich unwohl fühlen, daß wir ihn nicht zu sehen bekommen?“

„Er ist längst fort,“ versetzte Marc; „und ich konnte ihn nicht aufhalten. Sie werden ihm Ihre Theilnahme gewiß nicht versagen, wenn ich Ihnen seine Geschichte erzähle, denn sie ist eben so furchtbar, als lehrreich und betrübend. Er glaubt jetzt sicher, nachdem er gestern Nacht an seinem Verderber Rache genommen, es werde ihm jetzt auch noch gelingen, seine Frau und Tochter wieder zu finden und darum ist er schon in aller Frühe aufgebrochen, um seine Nachforschungen fortzusetzen.“

„Und über das ganze entsetzliche Ereigniß in der Spielhölle will er stillschweigend hinweggehen?“ fuhr die Dame

fort, ihre Augen mißbilligend auf Marc richtend. „Er findet nicht für nöthig, den Frevel den Gerichten anzuzeigen und dort selbst Red und Antwort zu stehen? Und auch Sie, Marc, wollten keinen Schritt thun, das schändliche Haus von den Behörden aufheben und die niederträchtigen Räuber Rosas von dem Gesetze verfolgen zu lassen?"

„Ich habe mir diese Fragen selbst schon vorgelegt," erwiederte Marc, „aber Sie wissen, wir mußten beide unser Ehrenwort geben, nichts zu verrathen, ehe wir Zugang in das Spielhaus erhielten. Können Sie mir ernstlich rathen, mein Wort zu brechen, oder halten Sie dafür, daß ich gebunden bin, es zu halten?"

„Ha!" rief die Dame, und ihre Stirne röthete sich vor Unwillen. „Darin liegt die Sicherheit dieser gräßlichen Lasterhöhlen. Jeder, dem man einzutreten erlaubt, muß sich vorher feierlich verpflichten, still zu schweigen und das Geheimniß zu wahren, es mag vorkommen, was da will! Doch, Marc, Etwas muß geschehen. Ich würde glauben, selbst eine Schuld auf mich geladen zu haben, wollte ich ruhig und gleichgültig über solch gräßliche Verworfenheit hinweggehen, als wäre sie nicht vorhanden. Was aber geschehen muß, das kann ich selbst nicht angeben. Wir wollen dieß dem Urtheil unseres alten Freundes Brady überlassen, der nicht blos des Gesetzes mehr, als Andere kundig, sondern der auch in jeglicher anderer Beziehung ein Mann ist, dessen Worten ich unbedingt Folge leisten würde. Alfred wird heute Abend zurückkommen und dann dürfen wir darauf rechnen, daß auch Herr Brady uns mit seinem Besuche beehren wird."

Die würdige Dame brauchte übrigens nicht so lange zu warten, denn kaum hatte sie ausgesprochen, so hörte man

Schritte im Gange, und Alfred Johnson, gefolgt von dem alten Brady, öffnete den Augenblick darauf die Thüre.

„Alfred, Alfred!“ rief Edith und flog dem Geliebten an den Hals.

„Du bist jetzt schon hier, Alfred?“ sagte Frau Cooper, nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren. „Wir erwarteten dich erst heute Abend. Aber du bist ungewöhnlich blaß, und auch Sie, verehrter Herr Brady, scheinen mir angegriffen zu sein. Alfred muß sehr schlechte Nachrichten mitgebracht haben, sonst würden wenigstens an Ihnen die Spuren davon unbemerkt vorübergegangen sein, da ich nur wenige Beispiele kenne, wo Sie Ihre Selbstbeherrschung verloren hätten. Sag' es also nur frisch heraus, Alfred, was du auf dem Herzen hast. Nicht wahr, das Gut ist unter der Hand verkauft, und dein Stiefvater hat das Geld eingezogen und natürlich auch verbraucht?“

„Es ist, wie Sie sagen, meine theure Mutter,“ erwiederte Alfred; „ich werde wohl ohne Zweifel um meine halbe, wenn nicht meine ganze Erbschaft betrogen sein; aber....“

„Aber,“ fiel ihm Frau Cooper in die Rede, indem sich ihre Wangen sanft färbten; „aber deßwegen bist du doch derselbe Alfred Johnson, der du wärest, wenn du einen ehrlichen Stiefvater hättest. Ei, Alfred, ich hätte nicht geglaubt, daß sich deine Wangen entfärben würden, weil du einen Vermögensverlust erlitten hast. Ich gehöre zwar nicht unter die Menschen, die mit heuchlerischer Großprahlerei sagen, es liege ihnen nichts an Hab und Gut, und ihr Gemüth bleibe immer gleich heiter und munter, ob sie ihr Besitzthum verloren haben oder nicht; im Gegentheil, ich setze einen Werth auf den Reichthum, weil er ein Mittel ist, sich der Menschheit nützlich und freudvoll zu erweisen; aber wenn einmal ein Unglück sich ereignet,

und zwar ein solches, dessen Schuld wir uns nicht selbst zuzumessen haben, so falte ich getrost meine Hände und denke, der ober uns, welcher es mir schickte, wird mir auch die Kraft geben, es zu überwinden, um durch meine Thätigkeit und Energie wieder gut zu machen, was durch das Schicksal schlimm geworden ist. Und gerade, wie ich, so denkt auch meine Edith, dessen bin ich sicher. Damit wollen wir also diese traurige Erbschaftsgeschichte auf die Seite gelegt wissen, die ganze Regelung derselben unserem alten bewährten Freunde Brady überlassend."

„Es ist nicht dieß, verehrteste Frau," nahm jetzt der Rechtsgelehrte das Wort. Aber Frau Cooper ließ ihn nicht ausreden.

„Kommen Sie, mein lieber Brady," rief sie, „heitern Sie Ihre Stirne auf. Dieser scheinheilige Niederträchtige ist nicht werth, daß wir uns seinetwegen nur eine Minute lang grämen sollten. Gerade den Augenblick, ehe Sie kamen, sprachen wir davon, Ihren Rath einzuholen, wie sich Marc in Betreff eines neuen Schurkenstreiches, den dieser Mann, dieser Geistliche, dieser Elende auszuüben versuchte, verhalten soll, und wahrhaftig, Sie dürfen uns diesen Rath nicht vorenthalten. Denken Sie sich, die vergangene Nacht war Marc mit einem Fremden, einem Californier, auf dessen eindringliche Bitte, um ein Verbrechen zu verhindern, in einer jener verborgenen Spielhöllen, die dem äußern Anscheine nach respectable Häuser vorstellen. In dieses Haus war Rosa Bodin, die Tochter der armen Frau, von der wir Ihnen erzählten, und der Sie sich anzunehmen versprochen haben, auf eine ohne Zweifel gewaltsame oder sonst verbrecherische Weise — denn wir wissen dieß noch nicht, da Rosa noch schläft — geschleppt worden."

„Halt, halt!" rief der Rechtsgelehrte hastig und ganz gegen seine sonstige kalte Ruhe. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche. Sie sagen, Marc Price sei heute Nacht in einem Spielhause gewesen. Meinen Sie damit die letztvergangene Nacht, die Nacht von dem gestrigen auf den heutigen Tage? Ich muß genaue und bestimmte Antwort haben."

Frau Cooper sah ihn erstaunt an. „Es war in der Nacht von gestern auf heute," sagte sie, „aber ich begreife nicht . . . ."

„Können Sie dieß beweisen, Marc?" rief Herr Brady, die Dame abermals unterbrechend. „Können Sie den Beweis liefern, das heißt, können Sie Zeugen stellen, richtige, glaubwürdige Zeugen, daß Sie die heutige Nacht in diesem Spielhause zubrachten? Antworten Sie mir ohne Rückhalt, und mit vollständiger Aufrichtigkeit. Es liegt mehr daran, als Sie glauben."

„Ich war dort von Nachts zwölf Uhr bis Morgens nach drei Uhr," erwiederte Marc, den Rechtsgelehrten ebenfalls erstaunt ansehend. „Es ist Schade, daß Herr Colter, von dem ich dorthin geführt wurde, und bei dem ich die Zeit von zehn bis zwölf Uhr zubrachte, vor einer Stunde dieß Haus verlassen hat, sonst hätten Sie gleich einen Zeugen an der Hand, aber wir haben ja Rosa, welche ich aus jenem Hause befreit habe und auch an sonstigen Zeugen soll es nicht ermangeln, wenn es Noth thut. In der That aber begreife ich nicht . . . ."

„Sie werden bald Alles begreifen," versetzte Brady, dessen Miene sich anfing, etwas zu erheitern, obgleich der düstere Ausdruck seines Gesichts nicht vollständig verschwinden wollte. „Sie waren in dem Spielhause, welches von einer gewissen Gräfin Belgiojoso gehalten wurde?" setzte er nach einer Pause halb fragend hinzu.

„Die schreckliche Thatsache ist also schon bekannt?“ rief Frau Cooper. „So darf man darauf zählen, daß die Gerichte handelnd eingreifen werden, um die Schurken zur Strafe zu ziehen, welche New-York durch ihre heimlichen Verbrechen brandmarken?“

„Ja, der Fall ist bekannt,“ entgegnete der Rechtsgelehrte mit einem bittern Lächeln. „Dem Stadtrichter ist er bekannt, denn dieser sprach vor einer Stunde mit mir darüber. Aber davon, daß die Verbrecher zur Strafe gezogen würden, ist keine Rede. Es sind zu Viele unserer Höchstgestellten darein verwickelt, als daß man eine Untersuchung für statthaft halten könnte. Man wird doch nicht unsere ersten Richter und Stadtbeamten ins Gefängniß stecken wollen? Zudem, der Professor Reynier ist bereits an der Schußwunde, die er erhielt, gestorben, und die Frau Gräfin Belgiojoso hat sich urplötzlich unsichtbar gemacht, und ist aus der Stadt verschwunden. Wen sollte man also da verfolgen?“

„Der Stadtrichter weiß dieß Alles, und stellt keine Untersuchung an?“ rief Frau Cooper.

„Der Stadtrichter weiß dieß Alles ganz genau,“ versetzte Brady mit einer Stimme, die noch weit bitterer klang, „und stellt doch keine Untersuchung an. Er weiß sogar, daß Frau Belgiojoso nach Baltimore entflohen ist und ihre Zuflucht zu einem dortigen Kloster genommen hat, und stellt doch keine Untersuchung an. Natürlich! Er darf dieß nicht, sonst wäre ja bei der nächsten Wahl seine Wiedererwählung aufs Spiel gestellt! So lange ich heute vor einer Stunde bei ihm war, sind nicht weniger als zehn Herren, die alle zur Classe unserer achtbarsten und höchstgestelltesten Mitbürger zählen, zu Besuch gekommen und haben ihm ihre dießfallsige Erklärung abgegeben.“

„Dann ist Amerika zum Schandfleck der Erde geworden,“

sprach die edle Frau mit tiefem Unwillen. „Wo das Recht aufhört, da hört auch die Ehre auf.“

Der Rechtsgelehrte schwieg einen Augenblick stille, dann richteten sich seine Augen muthvoll gen Himmel. „Noch ist nicht Alles verloren,“ rief er, „sind auch unsere größeren Städte fast sämmtlich dem Gifte der Feilheit und Ehrlosigkeit anheimgefallen, so lebt doch noch auf dem Lande ein gesunder Geist. Ich hoffe die Zeit zu erleben, wo das Volk die Gewalt in die Hand nimmt und die Pharisäer sämmtlich aus dem Tempel treibt, wie einstens unser Herr zu Jerusalem that. Man nennt diese Art von Rechtspflege Lynchjustiz, und brandmarkt sie mit dem Namen von Gesetzlosigkeit; aber ich bin der Erste, der sie mit ausüben hilft, wenns einmal zum Losschlagen kommt; denn auf andere Weise kommen wir aus der Versunkenheit nicht heraus, in welcher jetzt alle unsere Institutionen unterzugehen drohen. Doch wir sind zu einem ganz andern Zwecke hierhergekommen, und es ist Zeit, daß wir diesen eröffnen, so niederschmetternd auch die Botschaft wirken wird, die wir zu verkünden haben. Sie haben geglaubt, unsere bleichen erschreckten Gesichter haben ihren Grund in der üblen Nachricht, die Alfred von seiner Reise mitgebracht? Wollte Gott, dem wäre so. Aber wir haben weit Furchtbareres zu berichten. Marc Price, machen Sie sich gefaßt, das Schrecklichste zu hören, was ein Mensch ertragen kann!“

„Betrifft es meinen Oheim?“ schrie Marc, zum Tode erbleichend.

„Ihr Oheim, John Price, ist heute Morgen auf seinem Zimmer grausam ermordet gefunden worden,“ sprach Herr Brady in langsamem, feierlichem Tone.

Die Wirkung dieser Worte war eine furchtbare. Die beiden Frauen schrieen laut auf und drohten zusammenzusinken.

Marc Price hielt sich aufrecht. Krampfhaft faßte er die Lehne des Stuhls, neben dem er stand, — der Blick seiner Augen wurde glanzlos, seine Wangen verloren alles Blut; aber — er hielt sich aufrecht.

„Mein Oheim ermordet,“ sagte er endlich mit dumpfer, fast tonloser Stimme. „Es ist nicht möglich, Brady. Es kann nicht sein!“

„Heute Morgen wurde er in seinem Bette ermordet gefunden,“ wiederholte der Rechtsgelehrte mit klarer, vernehmlicher Stimme, „und ich selbst habe ihn gesehen, und dem ersten Verhöre des Coroners beigewohnt.“

Eine furchtbare Stille trat ein. Es war, als ob der Schrecken alle Herzen der Anwesenden gelähmt hätte. Da öffnete sich leise die Thüre und unhörbar fast trat eine Mädchengestalt ein, die mit festen Schritten auf Marc Price zuging. Ihre Wangen waren ohne Farbe, wie die einer Gestorbenen, aber ihre Augen glühten in begeistertem Feuer. Sie trat neben den jungen Mann und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Marc Price,“ sagte sie ruhig mit verklärten Zügen, „verzweifle nicht. In Allem, was geschieht, ist Gottes Hand.“

„Rosa,“ rief Frau Cooper, „du bist ein rettender Engel. Gott segne dich für dieses Wort. In Allem, was geschieht, liegt Gottes Hand.“

Es war, als ob ein Engel des Trostes im Zimmer erschienen wäre!

„Heute Nacht, Brady?“ sagte jetzt Marc, aus seinem dumpfen Schmerze erwachend. „Sagen Sie, wie geschah es? Und ich, ich mußte abwesend sein!“

„Heute Morgen früh um fünf Uhr fand man ihn,“ erwiederte der Rechtsgelehrte ernst. „Er lag in seinem Bette,

und ein Messer stack in seiner Brust. Es war ein Bowiemesser, wie man sie im Süden trägt, und das Messer soll Ihr Eigenthum sein, Marc Price," setzte er mit großem Nachdrucke hinzu.

„Mein Bowiemesser," flüsterte Marc, „das ich gestern Abend nicht finden konnte und ohne Zweifel im Hause meines Oheims zurückgelassen habe."

„Den Brief, Marc, den Brief," rief jetzt Frau Cooper, auf einmal von dem Stuhle aufschnellend, in den sie gesunken war. „Den Brief von gestern Abend, der uns so räthselhaft vorgekommen ist."

„Ha, den Brief," wiederholte Marc, wie aus einem Traume erwachend. „Gott sei Dank, wir haben eine Spur des Mörders."

Er zog das Schreiben aus der Tasche, das er, wie wir uns erinnern, den Tag vorher erhalten hatte, und reichte es dem Rechtsgelehrten. Dieser las es aufmerksam durch, und nachdem er es gelesen, besah er es von allen Seiten.

„N. M." flüsterte er jetzt. „Die Anfangsbuchstaben stimmen. Nick Myers soll es ohne Zweifel heißen, und das ist der Name dessen, der als des Mords verdächtig verhaftet worden ist. Wie kamen Sie zu dem Brief, Marc?"

„Der Brief ist in Abwesenheit Marcs durch den Postträger überbracht worden," erklärte Frau Cooper.

„Es mag ein Fingerzeig sein," flüsterte jetzt wieder Herr Brady. „Doch," setzte er laut hinzu, „Sie wissen noch nicht Alles. Es hat sich herausgestellt, daß Ihr Oheim im Geheimen verheirathet war. Die heimlich angetraute Gattin hat sich vor den Gerichten mit ihren Ansprüchen producirt und vorläufig mit dem Trauschein legitimirt. Und wer ist diese Frau? Niemand anders, als die bisherige Verwalterin und,

Haushälterin im Price'schen Hause, Carlein Myers, und, — und sie gibt an, diese heimliche Ehe seie nicht ohne Folgen gewesen."

„Carlein Myers?" schrie Marc. „Das ist unmöglich! Sie gibt sich für die Frau meines Oheims aus? Es kann nicht sein! Brady, eine solche Frechheit ist unmöglich!"

„Sie hat den Trauschein vorgewiesen," entgegnete der Rechtsgelehrte kalt, denn er hatte all' seine Besonnenheit wieder gewonnen, „und ist bereit, noch überdieß Zeugen für ihre Heirath zu stellen. Aber dieß ist nicht einmal die Hauptsache. Die Hauptsache ist das, daß sie erklärt hat, ein Kind von Ihrem Oheim unter ihrem Herzen zu tragen. Wissen Sie, welche Folgen diese Erklärung hat? Sie ist Alleinerbin, wenn sie wirklich in der vorgeschriebenen Zeit ein Kind zur Welt gebiert. Das ganze Besitzthum Ihres Oheims geht in ihre Hände über, sobald der Fall eintritt, den ich soeben bezeichnet habe."

Abermals trat eine tiefe Stille ein.

„Kommen Sie, Brady," sagte nach einer Weile Marc mit entschlossenem Tone, „wir müssen nach New-York."

„Und ich begleite dich," rief Alfred. „Mag kommen, was da will, ich stehe dir zur Seite."

Der Rechtsgelehrte warf einen langen und forschenden Blick auf Marc Price. „Wissen Sie," sagte er endlich, „welcher Gefahr Sie sich aussetzen, wenn wir nach New-York gehen? Der Coroner hat einen Verhaftsbefehl gegen Sie ausgestellt wegen des Messers, mit dem Ihr Oheim ermordet wurde. Hier in Hoboken befinden Sie sich auf dem Grund und Boden des Staates New-Jersey, und ehe man Sie verhaften kann, müssen Sie durch den Gouverneur des Staates

New-York vom Gouverneur des Staates New-Jersey reclamirt werden. Darüber geht eine geraume Zeit verloren und Sie haben Gelegenheit genug, sich in den Westen zu flüchten, um den Drangsalen einer langen Untersuchung zu entgehen."

„Marc Price flüchtet sich nicht," sprach jetzt wieder eine klare, feste Stimme. „Er wird seinen Widersachern offen und ohne Furcht widerstehen."

„So wahr mir Gott helfe, du hast aus meiner Seele gesprochen, Rosa," rief Marc; „Brady, wir gehen nach New-York. Ich muß die Leiche meines Oheims sehen und Gott wird mir beistehen, seinen Mörder ausfindig zu machen."

„Ich habe nie an Ihnen gezweifelt, Marc," sagte jetzt Brady mit weichem Tone. „Im Gegentheil, ich wußte, daß Sie an dieser That keine Mitschuld haben konnten; aber Ihr jetziger Entschluß zwingt mich, Sie mehr als hochzuachten, denn ich kann Ihnen nicht verheimlichen, daß Sie unter allen Umständen verhaftet werden müssen, und daß Ihre Freigebung gegen Caution nur dann zu erwarten ist, wenn sich der Coroner persönlich von Ihrer vollkommenen Unschuld überzeugt. Zum Glück ist derselbe einer unserer wenigen Richter, die das Herz noch auf dem rechten Fleck haben, denn obwohl man ihm vorwirft, daß er ein ausschweifender Mann sei und den Weibern, sowie dem Spiele über alle Maßen nachlaufe, so hat er doch Ehr- und Rechtsgefühl, und ist der Bestechung unzugänglich. Seien Sie darum furchtlos, ich hoffe Ihre Freilassung gegen Bürgschaft bewirken zu können."

„Aber," meinte jetzt Marc, hocherröthend, „Sie sagten so eben, Caroline Myers mache Anspruch auf die ganze Verlassenschaft meines Oheims. Wenn dem so ist, und wenn sie ihre Ansprüche beweist, so bleibt mir lediglich kein Vermögen, und

ich vermöchte es dann nicht, Ihre Dienste zu belohnen. Darum glaube ich . . . .“

„Stille, Marc,“ rief der Rechtsgelehrte unwillig. „Stille, oder ich werde an Ihnen irre. Wollen Sie mich auch zu dem großen Haufen zählen, der aller Ehre und alles Ehrgefühls baar ist?“

„Und uns rechnen Sie für nichts?“ sagte jetzt Frau Cooper, auf Marc zutretend. „Glauben Sie nicht, daß wir im Stande sind, unser Alles für einen Freund aufzuopfern, von dessen Unschuld und Reinheit wir überzeugt sind? Aber warum im Augenblicke das Aergste muthmaßen? Der Coroner Parker — denn dieser ist ohne Zweifel der Untersuchungsrichter, da die Amitystreet in sein Viertel gehört — wird zu den Männern gezählt, welche keine Bestechung kennen. Sein Urtheil wird gerecht ausfallen.“

„Coroner Parker?“ rief jetzt Marc, dem eine Erinnerung durch den Kopf zu gehen schien. „Wenn diesem das Richteramt obliegt, so glaube ich, wird er mir von selbst, aus freien Stücken, bezeugen, daß ich die letzte Nacht an einem Orte zubrachte, der die Möglichkeit, zu gleicher Zeit in der Amitystreet anwesend gewesen zu sein, wo der Mord begangen wurde, gar nicht zuläßt, denn Herr Parker war auch in dem Spielhause in der Bleekerstreet. Ich habe sowohl ihn, als einen andern hochangesehenen Mann, den Aldermann Macquire, allzudeutlich erkannt und könnte ihnen jedes Wort wiederholen, das dort gesprochen wurde. Beide waren bis auf die letzten Minuten, ehe das Handgemenge begann und die Pistolenschüsse fielen, im Salon, wie mir Colter sagte. Um meine Sicherheit darf mir also nicht im Geringsten bange sein. Aber, o Gott, wie selbstsüchtig die Menschen sind, ich vergesse über der Gefahr, in der ich selbst schwebe, die schreckliche That, die an

meinem Oheim begangen wurde. An meinem guten, guten Oheim!"

Seine Augen füllten sich mit Thränen und er war nahe daran, laut aufzuschluchzen, so sehr er sich auch anstrengte, Herr über seine Gefühle zu werden. Jetzt erst machte der Schmerz seine Rechte geltend! Aber zum dritten Male legte sich eine sanfte Hand auf seine Schulter und eine noch sanftere Stimme redete zu seinem Herzen.

„Durch Nacht zum Licht," flüsterte die Stimme, und zwei hell strahlende Augensterne leuchteten Marc entgegen, als er aufschaute.

„Durch Nacht zum Licht," rief er, sich hoch emporrichtend. „Kommt, Freunde, wir dürfen dem Schicksale nicht ausweichen, wir müssen den Kampf mit ihm beginnen."

Eine halbe Stunde darauf standen sie vor dem Hause in der Amitystreet. Es wurde ihnen schwer, sich Durchgang zu erzwingen, denn die Menge stand in großen Massen davor. Die Polizei verwehrte ihnen den Eingang und nur dem Ansehen, das der jedem Offizianten bekannte Rechtsgelehrte genoß, hatten sie es zu verdanken, daß ihnen endlich gestattet wurde, in das Haus und in das Zimmer zu treten, wo die Coronersjury ihre Sitzung begonnen hatte.

„Man macht es mir ziemlich schwer, mich dem Verhaftsbefehle zu stellen," sagte Marc Price, als es ihnen endlich geglückt war, in das mit Menschen dicht gefüllte Verhörzimmer zu dringen.

Brady näherte sich dem Untersuchungsrichter und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

„Was?" rief der Coroner. „Er hat sich selbst gestellt? Das ist der erste Fall dieser Art, der mir in meinem ganzen Leben vorgekommen ist. — Herr Marc Price," fuhr er dann

laut fort, „ich bin genöthigt, Sie in die Tombs abführen zu lassen, bis die Untersuchung soweit gediehen ist, daß ich zu Ihrem Verhöre schreiten kann. Dagegen kann ich Ihnen meine Anerkennung über ihr Erscheinen hier nicht versagen, und ich läugne gar nicht, daß es viel für Sie spricht, daß Sie sich freiwillig dem Gerichte gestellt haben."

„Sie werden Caution annehmen, Herr Coroner," sagte jetzt Alfred Johnson. „Ich bin bereit und beauftragt, sie in jeglichem Betrage, den Sie nennen mögen, zu gewährleisten."

„Ich werde keine Caution annehmen," erwiederte der Coroner, „bis die Jury ihr Urtheil gefällt hat. Es handelt sich um Mord, Herr, und in diesem Falle sind alle übrigen Vorschriften über Bürgschaft suspendirt. Wachmannschaft, nehmen Sie den Angeschuldigten in Gewahrsam und bringen Sie ihn in die Tombs. Mein Verhaftsbefehl ist dort bereits notificirt, und in drei Tagen wird über seine Schuld oder Unschuld entschieden sein."

Ein Polizeidiener trat auf Marc Price zu und ersuchte ihn, ihm Folge zu leisten. Eine Minute darauf befanden sie sich auf dem Wege in die Tombs.

In die Tombs!

Ein furchtbarer Name auch für die, welche an die Furcht gewöhnt, welche mit dem Schrecken vertraut sind! — In die Tombs! In das Gefängniß, welches vom Volke den bezeichnenden Namen „die Gräber" erhalten hat![1]

[1] Tombs heißt auf deutsch: Gräber. Das Gefängniß erhielt diesen Namen, theils weil aus demselben nur selten Einer lebend hervorging, theils weil ein längerer Aufenthalt daselbst der herrschenden Ausdünstungen wegen schon an und für sich todtbringend war. — Die Straßen, zwischen welchen die Tombs liegen, heißen Centre-, Elm-, Leonhard- und Worth- (früher Anthony-) Street.

Die Tombs sind ein massives, aus lauter mächtigen Quadern aufgeführtes Gebäude und stehen in der Centrestreet. Zehn breite Treppenstufen führen zum Eingang, der unter dicken Säulen gleichsam begraben ist. „Breit und licht sieht uns der Treppengang entgegen, aber finster und schreckbar grinst uns der Eingang zu," so sagt ein beliebter amerikanischer Schriftsteller. Die Tombs bilden ein großes Viereck und nehmen ein ganzes Viertel, d. i. den Raum zwischen vier Straßen ein. Die Mauern sind ungeheuer dick, zehn Fuß und mehr, und bestehen aus lauter Granitquadern. Der Styl des Gebäudes soll der sogenannte ägyptische sein, doch kann man mit weit größerem Rechte sagen, daß jenes Gefängniß nichts ist, als ein ungeheurer Steinkoloß, der so drohend und finster in die Welt hineinsieht, daß auch der Furchtloseste sich eilt, wenn ihn der Weg in die Nähe führt, so schnell als möglich aus seinem Bereich zu kommen. An drei Seiten sind die Fenster zwar lang, aber außerordentlich schmal, kaum einen halben Fuß breit, und sehen mehr Spalten, als Fenstern ähnlich. Eine Flucht durch sie ist unmöglich, denn auch diese Breite von einem halben Fuß ist noch in der Mitte durch eine starke Eisenstange in zwei Theile getheilt, so daß kaum eine Hand Platz hat, dazwischen herauszulangen. Das Innere aller dieser drei Seiten ist zu Gefängnissen eingerichtet, an der vordern Seite dagegen, welche mit eben so breiten, als hohen Fenstern versehen wurde, befinden sich die Gerichtszimmer. Allein auch diese Zimmer sind trotz der großen Fenster und trotz ihrer Höhe dennoch düster und unheimlich, weil die Mauern zu dick und massiv sind, als daß das Licht in gehörigem Maße eindringen könnte. Nur Morgens, ein paar Stunden lang, wenn die Sonne gerade gegenübersteht, werden die Schatten, welche die dicken Mauern werfen, in Etwas

verdrängt. — Die Höhe des großen Gebäudes steht mit seiner Breite und Tiefe in keinem Verhältniß, denn sie beträgt kaum dreißig bis vierzig Fuß. So hat man nichts, als mächtige Steinwälle vor sich, die vorn an der Façade mit eben so mächtigen Säulen verziert sind. Wären diese Säulen nicht, man glaubte, eine Festung vor sich zu haben. Und in der That ist es eine Festung, denn die Tombs sind nichts anderes, als die Bastille New-Yorks, das Grab derer, welche ihr Schicksal dahin wirft, ein furchtbares Bild der Unbarmherzigkeit!

Ist es nun ein Wunder, wenn der Wanderer an einem solchen Hause scheu vorübergeht? Wenn er sich beeilt, aus seinem Bereich zu kommen? Die Furcht wird aber noch vermehrt durch die Umgebung, in welcher sich die Tombs befinden. Nur hundert Schritte von dem Gefängniß entfernt liegen die Five Points, die verrufenste Gegend in ganz New-York, vielleicht in der ganzen Welt, und vor ihm und hinter ihm links und rechts ziehen sich Straßen hin, welche an Schmutz und Elend mit den Five Points wetteifern. In der ganzen großen Runde hat die Missethat ihre Heimath gefunden und Armuth und Schande sind ihre Schleppträger. So darf man sagen, daß das große New-Yorker Criminalgefängniß inmitten der Sünde und Niedertracht seine Wohnstätte aufgeschlagen hat. Es sollte wohl ein Schreckbild sein für die Mörder, Diebe und Räuber, daß sie ihr Handwerk aufgeben oder ihr Quartier an einem andern Orte aufschlagen möchten; aber — obwohl die Hinrichtungen aller Verbrecher New-Yorks in dem großen Hofe im Innern der Tombs stattfinden, wozu die große Glocke auf der Kuppel des Gefängnisses das Zeichen gibt, so wurde dieser Zweck doch nicht erreicht, denn noch immer bestehen die Five Points, wenn man auch die alte

Brauerei in ein Missionshaus verwandelte, und die Anthony-, Orange- und Croßstreet sind noch immer die Anthony-, Orange- und Croßstreet, ob man auch ihre Namen in den von Worth-, Baxter- und Parkstreet umgewandelt hat! Der Dieb stiehlt unter dem Galgen und Mordthaten werden auf der Heimkehr von einer Hinrichtung begangen! Sollten also die Tombs eine Abhaltuug für verhärtete Verbrecher sein, von nun an nicht mehr zu sündigen?

In früheren Jahren war die ganze Umgegend, das ist die Niederung von dem Platze an, wo die Tombs stehen, bis in die Five Points hinein ein großer Sumpf, das Collet oder der Schlangenhals geheißen. Von diesem Sumpfe führte ein Bach durch die jetzige Centre- und Canalstreet bis in den Nordriver und das Collet stand sonach mit dem Meere in Verbindung; das Wasser im Teiche hob sich, wenn die Fluth den Hudson hinaufstürmte und sank, wenn die Ebbe ins Meer hinauseilte. In dieser schmutzigen, unheimlichen Umgebung, an diesem mit elendem Strauchwerk bewachsenen und mit Kröten, Ratten und Schlangen bevölkerten Sumpfe siedelten sich, als die Stadt anfing, größer zu werden und das gute Land seine festen Käufer fand, arme Leute an. Niemand machte ihnen diesen Platz streitig! Zu der Armuth gesellte sich der Schmutz und das Elend und zum Schmutz und Elend das Verbrechen. So entstanden die Five Points mitten im Herzen von New-York an der tiefsten Stelle der ganzen Insel. Als nun aber später die Cityhall von der untern Stadt herauf an den Ort versetzt wurde, wo sie jetzt noch steht, als der Broadway und die Bowery sich immer weiter hin ausdehnten, als immer mehr neue Straßen ringsum entstanden, als das Collet gleichsam eine Pestinsel inmitten einer dicht bevölkerten Umgebung wurde, da fand man es endlich

für nöthig, diesen Sumpf zu entfernen, denn er fing an, ein Schandfleck für New-York zu sein. Man machte sich also daran, ihn auszufüllen, aber — so viel man auch Schutt hinein warf, die Fluth drang deßhalb doch herein. Zudem mußten doch die Canäle, welche man unter den höher gelegenen Straßen ringsum angelegt hatte, einen Abfluß haben, und welcher Ort wäre daher gelegener gewesen, um als großes Centralbassin aller Canäle in der ganzen Runde zu dienen, denn das Collet, mit seinem natürlichen Abzugsgraben ins Meer? So wurde denn das Collet und der ganze Bach, der durch die Centre- und Canalstreet in die See geht, überwölbt und dieses beinahe eine halbe Stunde lange, über zwanzig Fuß breite und fast dreißig Fuß tiefe Gewölbe besteht heute noch, denn es bildet die Grundlage der Canalstreet, welche von ihm ihren Namen hat, und in ihm fließen die Hauptcanäle aller Straßencloaken der mittleren Stadt zusammen. Es beginnt hart an dem Platze, wo die alte Brauerei stand, hier ein großes unterirdisches Bassin bildend, und ist seit seinem Bestehen noch nie gereinigt worden, da man dieß der Fluth überläßt, welche es von Zeit zu Zeit ausspült. Aber dessen ungeachtet muß es in dieser großen unterirdischen Höhle furchtbar schaurig aussehen, da nicht blos die eckelhaftesten Thiere und Gewürme sich in großen Massen daselbst aufhalten, sondern da die Ausdünstung nothwendig eine von gasartigen Giften geschwängerte ist. — Zu gleicher Zeit, da man dieses Gewölbe anlegte, fing man auch an, die Tombs zu bauen. Es brauchte aber lange Zeit, bis man mit denselben fertig wurde, denn da die ganze Umgebung früher ein Sumpfloch gewesen war, so fand man keinen festen Grund und mußte zu großen Holzrösten nebst Pfählen seine Zuflucht nehmen. Dessen ungeachtet ist, wie man sich denken kann, die ganze Unterlage, auf welcher das

Gefängniß steht, eine feuchte und die Luft, die in den Gefängnißzellen, besonders den niedrigst gelegenen, herrscht, ist so dumpf, so qualmig, so verpestet, daß nicht selten Gefangene, die man Abends gesund und wohl ins Gefängniß brachte, Morgens in ihren Zellen erstickt gefunden werden. Ueberdieß wimmelt das Souterrain, das ist der Platz, in dem gerade die Hauptgefängnisse liegen, von Ratten und anderem Ungeziefer, so daß der Aufenthalt in den Tombs ein in der That schaudererregender genannt werden muß, wenn nicht etwa ein Gefangener so viel Geld und Einfluß besitzt, daß er sich vom Schließer ein höher und also auch gesünder gelegenes Quartier anweisen lassen kann. Ist ihm dieß nicht möglich, so steht er in Gefahr, wenn er nicht an den giftigen Ausdünstungen erstickt oder von den Ratten gefressen wird, in wenigen Wochen bei lebendigem Leibe zu verfaulen, da in diesen dumpfen Räumen, wo das Wasser stets an den Mauern herabfließt und die Bretterböden, weil sie erstickten, mit steinernen Platten ersetzt werden mußten, jedes Bett, jede Kleidung nach kurzer Zeit schon zerbröckelt und sich in Moder auflöst.

Also sieht das große Criminalgefängniß von New-York aus und obwohl schon von Vielen (sowohl Richtern, als Aerzten) auf die Ungesundheit und Gemeinschädlichkeit dieser halbunterirdischen Zellen aufmerksam gemacht wurde, so ist doch bis zu dieser Stunde keinerlei Veränderung mit ihnen vorgenommen worden. Ist es nun ein Wunder, wenn das Volk den Namen „Hall of Justice,“ Halle der Gerechtigkeit, wie man das Gefängniß nach seiner Erbauung taufte, in die Benennung „Tombs“ oder Gräber umwandelte? Ist es ein Wunder, wenn der letztere Namen später als eigentliche Benennung blieb und zuletzt sogar zur „amtlichen“ wurde?

Als Marc Price mit seinem Begleiter vor dem Gefäng-

nisse ankam, überschlich ihn doch ein sonderbares Gefühl, von dem er sich kaum Rechenschaft geben konnte. Er war fest überzeugt, daß seine Unschuld in wenigen Tagen klar werden müsse, er war sogar überzeugt, daß der wirkliche Thäter ohne Zweifel von den Gerichten gefaßt und abgeurtheilt werden würde; aber — wie er vor dieser furchtbaren Steinmasse stand, die ihn wie eine kalte Todtengruft anstarrte, durchfröstelte es ihn kalt vom Wirbel bis zur Sohle. Der Polizeischutzmann, der bisher stillschweigend neben ihm hergeschritten war, beobachtete ihn genau und als er dieß Frösteln bemerkte, überflog sein Gesicht ein eigenthümliches Lächeln.

„Sie dürfen die Sache nicht so ernst nehmen, Herr Price," sagte er höflich. „Es sind schon Manche hier innen gesessen, die nunmehr wieder so stolz im Broadway auf- und abgehen, als hätte der Tombsschließer nie Bekanntschaft mit ihnen gemacht gehabt. Und dann, so gar übel ist man auch nicht aufgehoben, wenn man sich mit dem Schließer gut stellt. Ich kenne ihn genau, ja ich darf sagen, ich habe einigen Einfluß auf ihn, und wenn Sie daher anständig logirt und in Hinsicht auf Speisen und Getränke gut bedient sein wollen, wie ich das natürlich von einem Gentleman Ihrer Gattung voraussetze, so könnte ich die Sache bei ihm um ein Billiges ins Reine bringen."

„Wirklich?" frug Marc. „Das heißt also wohl, gegen Geld und gute Worte? Somit wird bei den Gefangenen ein Unterschied gemacht? Ich war bisher der Meinung, je leichter das Verbrechen sei, dessen man angeklagt ist, um so leichter sei auch das Gefängniß, das man angewiesen bekomme, und je schwerer die Schuld, die Einem aufgebürdet wird, eine um so furchtbarere Zelle müsse man beziehen. Dem wäre also nicht so?"

Der Constabler lachte. „Sie machten sich vergebliche Angst," sagte er; „ich habe Leute gekannt, die wegen eines kleinen trunkenen Excesses in die Tombs kamen und trotz des leichten Vergehens in die Souterrains gesperrt wurden, aus welchen man sie den andern Tag todt hervorzog, während ich wieder Andere kannte, die des Mords und der Brandstiftung angeklagt waren und dennoch die luftigste Zelle, die man in den Tombs hat, angewiesen bekamen, wo sie in lustiger Gesellschaft und bei gutem Brändi ihre Tage ganz angenehm verbrachten. Gewiß, Sie dürfen davon überzeugt sein, man kann sich's auch in den Tombs bequem machen, wenn man nicht den Filzigen spielen will."

„Und der Staatsanwalt, die Richter, die Stadtbehörden dulden diese Parteilichkeit?" frug Marc, dem Anscheine nach ruhig.

Der Polizeidiener zuckte die Achseln. „Sie scheinen in New-York noch nicht ganz bekannt zu sein," erwiederte er mit verschmitztem Lächeln. „Doch, soll ich mit meinem Freunde, dem Schließer reden? Ich denke, Sie geben ihm ein Zwanzigdollarstück zum Einstand, und was die Kost anbelangt und die Getränke, so können Sie diese für Ihr Geld holen lassen, wo Sie wollen, wenn Sie dem Schließer täglich zwei Dollars für seine Mühewaltung ablassen. Sie sehen, die Preise sind billig, und für das wenige Geld erhalten Sie ein recht hübsches und trockenes Quartier, wie man es in keinem Gefängniß besser haben kann. Was Ihre Remuneration gegen mich selbst betrifft, so überlasse ich diese Ihrer Freigebigkeit, denn es ist Grundsatz von mir, nie einen Preis für meine Fürsprache festzusetzen."

Sie waren während dem die Stufen zum Portale emporgestiegen und eben im Begriffe, rechtsum zu biegen, wo des

Schließers Zimmer lag. Jetzt blieb Marc stehen und sah seinem Begleiter fest ins Gesicht.

„Wenn ich ein freier Mann, statt eines Gefangenen, wäre," rief er und seine Augen glühten vor Zorn, „so würde ich Ihnen Ihre Remuneration ins Gesicht schreiben. Sie sind ein Dieb, Herr, ein Dieb und Hallunke, nichts mehr, nichts minder. Ja, ein solches systematisch betriebenes Bestechungssystem ist noch niedriger, als gewöhnlicher Diebstahl. Aber dießmal täuschten Sie sich; bei mir dürfen weder Sie, noch der Schließer auch nur auf einen Dollar rechnen, davon mögen Sie Ihren Freund im Augenblicke in Kenntniß setzen."

Erstaunt fuhr der Polizeidiener zurück. Es war vielleicht das erste Mal in seinem Leben, daß er eine solche Antwort bekam. Bald aber faßte er sich wieder, und seinem Gefangenen einen höhnischen Seitenblick zuwerfend, führte er ihn in das kleine Gemach des Gerichtsdieners, um ihn demselben zu übergeben. Dieser, ein starkknochigter, aber mürrisch aussehender Mann, las den Verhaftsbefehl und richtete dann seine Augen fragend auf den Polizeibeamten; der Letztere aber schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

„Wie?" flüsterte der Gerichtsdiener, indem er den Constabler auf die Seite nahm. „Du schüttelst mit dem Kopfe? Er hat also kein Geld oder will er nichts daran rücken? Er gehört doch unter die Gentlemen!"

„Es ist der filzigste, erbärmlichste Patron, der mir noch vorgekommen ist," versetzte der Polizeimann eben so leise. „Weise ihm eine der niedersten Souterrainzellen an, die du zur Verfügung hast und sperre ihn wo möglich mit einem notorischen Diebe oder Mörder zusammen, damit er die Tombs zur Genüge kennen lernt."

„Gottes Blitz und Donner," fluchte der Gefängnißwärter

mit einem grimmigen Lachen. „Es ist also Geiz und Knickerei, nicht Armuth und Geldmangel! Der soll mir weit genug hinunter und so wahr ich lebe, mit Nick, dem Mörder, sperre ich ihn zusammen, dann können Sie einander ihr Leid klagen und zusehen, wie man von Wasser und Brod fett wird."

Er hielt Wort. Marc Price wurde mit Nick Myers zusammengesperrt und die Gefängnißzelle, in der sie zu campiren hatten, war eine der dumpfsten und ungesundesten in der ganzen Hall of Justice.

9.

Die Coronersjury.

Der Coroner hatte sogleich nach der Besichtigung der Leiche die nöthige Anzahl von Geschwornen einberufen und noch am selben Vormittag, da ihm der Mord angezeigt worden war, mit dem offiziellen Zeugenverhör begonnen. Die Untersuchung war aber eine so weit verzweigte, der zu verhörenden Zeugen waren so viele und die Auflösung des Knotens zeigte sich als eine so schwierige, daß mehrere Tage darüber hingingen, bis der Prozeß der Voruntersuchung zu Ende geführt werden konnte. Die Neugierde des Publikums steigerte sich von Minute zu Minute, die Aufregung hob sich mit jeder Stunde und die Theilnahme, so wie der Zudrang derer, die sich um den Ausgang der Voruntersuchung interessirten, wurde bald so immens, daß die Straßen abgesperrt werden mußten und nur noch diejenigen Zutritt zu den Jurysitzungen erhielten, welche vom Coroner mit Karten versehen waren. Wie man sich denken kann, schloß sich die vornehme Welt von diesem Akte nicht aus; im Gegentheile, die Damen der New=

Yorker Aristokratie bestürmten den Coroner förmlich um Einlaßkarten und seine Galanterie wurde oft auf eine schwere Probe gestellt, da er unmöglich allen Wünschen willfahren konnte.

Besonders am letzten Tage der Jurysitzung, an dem Tage nämlich, da der würdige Doctor Melville aus der achten Avenue, derselbige Geistliche, welcher das Trauungscertificat Carleins mit dem alten John Price ausgestellt hatte, verhört werden sollte, war der Andrang ein außerordentlicher und die Zuhörerschaft bestand fast der Mehrzahl nach aus jungen Damen, welche sämmtlich den höchsten Kreisen angehörten. Herr Melville sollte nämlich nicht sowohl des vorgefallenen Mords wegen zu Protokoll vernommen werden, als vielmehr weil der Advocat des gefangenen Marc Price, der allgemein wegen seiner Klugheit und Ehrlichkeit geachtete, wenn nicht gefürchtete Herr Brady auf sein Verhör gedrungen hatte. Herr Brady scheute sich, wie man hörte, nicht im Geringsten, die Verheirathung Carleins mit dem alten Price geradezu als eine fingirte, nicht als eine erschlichene, sondern als eine nicht vorhandene zu bezeichnen. Somit erklärte er es für unumgänglich nothwendig, den besagten Geistlichen zu verhören, so lange der Ermordete noch unbeerdigt im Hause liege, damit Herr Melville, nachdem er den Leichnam gesehen, urtheilen könne, ob er in demselben den Mann erkenne, welchen er mit Caroline Myers getraut habe. „Seine anderen unumstößlichen Gründe, warum besagte Caroline Myers unmöglich mit Herrn John Price getraut worden sein könne, wolle er der Beweisführung vor dem Surrogate, als der Behörde, welche über die Erbschaft zu entscheiden habe, vorbehalten,“ erklärte Herr Brady. — Somit wurde der Leichnam des Ermordeten in das Verhörzimmer gebracht und auf eine Bahre gelegt, schon ehe das

Verhör begann und das Publikum Zutritt erhielt. Doch brauchte man die Vorsicht, den Todten einstweilen mit einem großen Tuche zu bedecken, bis der Augenblick gekommen, wo die Enthüllung der Leiche erforderlich war.

Man kann sich also denken, daß alle Räume des Verhörzimmers zum Ersticken voll waren, denn das mußte doch ein Hauptinteresse erregen, wenn darüber verhandelt wurde, wer das Vermögen des alten Herrn erbe? Und dazu noch die Hoffnung auf Skandal und skandalöse Enthüllungen! Hätte solchen Lockungen eine New-Yorker Weltdame widerstehen können? — Auf der Bank der Angeklagten saßen Nick Myers, Marc Price und Caroline Myers. Alle drei waren der Gegenstand der außerordentlichsten Aufmerksamkeit. Nick saß still und in sich gekehrt; sein Gesicht zeigte eher Härte und Verbissenheit, als Trauer oder Aufregung. Marc war blaß, aber ruhig; sein Auge schweifte hie und da dem Orte zu, wo der Leichnam auf der Bahre lag und jedesmal zuckte es wie ein jäher Schmerz über sein Gesicht, wenn er seinen Blick dorthin wandte. Noch bleicher als er sah Carlein aus. Auch ihre Wimpern waren geschlossen, aber unter denselben stahl sich hie und da ein heller Glanz über die Geschworenen und die Zuschauermenge hin. Ihre ganze Gestalt war in tiefe Trauer gehüllt, aber nichts destoweniger hatte sie eine ganz ausgesuchte Toilette gemacht, so daß die Blicke der anwesenden Männer sich fast nur allein mit ihrer Person beschäftigten. Neben Marc saß sein Rechtsbeistand, Herr Brady, neben Carlein der Advocat Brewster, derselbe, den wir schon in dem Privatzimmer des Herrn Morris kennen gelernt haben. Nur Nick Myers saß allein, der Arme hat weder Vertheidiger noch Freunde!

Die erste Zeugin, die vernommen wurde, war Nelly, das Dienstmädchen des Hauses. Sie war zwar schon vorher als

Zeugin eingeschworen und über Alles befragt worden, was die Mordnacht selbst betraf; dagegen wünschte der Vertheidiger Marc's, daß sie nun auch über das verhört werde, was das eheliche Zusammenleben Carleins mit dem Ermordeten betraf. Ihre Aussagen waren aber sehr unbestimmt und gingen im Allgemeinen dahin, daß sie von der Ehe keine Kenntniß gehabt habe, bis den Abend vor der Nacht, in welcher der Mord vorfiel, denn an diesem Abende sei sie von Miß Carlein selbsten in das Geheimniß eingeweiht worden. „Sie hätte eher früher geglaubt, es werde zu einem Verhältniß mit dem jungen Herrn Price kommen," setzte das Mädchen hinzu, „darum sei sie auch so erstaunt gewesen, wie sie die Verehelichung der Miß mit dem alten Herrn vernommen habe. Gezweifelt hätte sie aber keinen Augenblick daran, denn Miß Carlein habe im Hause schon lange so geschaltet und gewaltet, als ob sie die Herrin desselben sei."

Diese letzteren Worte blieben nicht ohne Eindruck und man sah es den Gesichtern der meisten der Zuhörer an, daß ihre Stimme sich zu Gunsten der schönen Haushälterin entscheiden würde, wenn sie dieselbe hätten laut werden lassen dürfen. Nunmehr wurde Doctor Melville zum Zeugniß aufgefordert.

„Ihr Name und Stand?" fragte der Coroner.

„Charles Melville, Prediger an der Achtavenue-Kirche zu New-York," erwiederte der Geistliche mit sanfter, aber klarer und deutlicher Stimme.

„Küssen Sie das Buch," fuhr der Coroner kalt fort, dem Geistlichen ein neues Testament darreichend, das dieser sofort mit seinen Lippen berührte. [1]

[1] Kiss the book, „küssen Sie das Buch," ist die in Amerika übliche Beeidigungsformel. Unter book versteht man das Neue Testa-

Dem Gesetze war somit Genüge geschehen und es konnte mit der Vernehmung vorwärts geschritten werden.

„Haben Sie dieß Heirathscertificat geschrieben, Herr Melville?" fragte der Coroner, das betreffende Zeugniß dem Geistlichen darreichend.

„Ich that es," erwiederte dieser fest und bestimmt, „und ich kann mich des Tags und der Stunde noch ganz genau erinnern. Es war den zehnten Mai gegen Abend, der Act wurde in meinem Studierzimmer vorgenommen und die Personen, die ich traute, stehen noch ganz deutlich vor meinen Augen geschrieben. Ueberdieß war meine Haushälterin ebenfalls dabei und wird meine Aussage bis auf die geringste Kleinigkeit beglaubigen können."

„Erkennen Sie in der hier vor Ihnen sitzenden Angeklagten das Frauenzimmer, welches Sie damals getraut haben?" fuhr der Coroner fort, auf Carlein deutend.

Der Geistliche trat hart auf dieselbe zu und betrachtete sie lange und genau. Carlein hatte ihr Auge aufgeschlagen und senkte ihren Blick vor seinen forschenden Augen keinen Augenblick.

„Ich habe ein sehr kurzes Gesicht," sagte der Geistliche, „aber hier kann ich mich unmöglich täuschen. Diese Züge und besonders dieses Auge sind mir zu tief in das Gedächtniß geprägt. Es ist dieselbe Dame, die ich am zehnten Mai dieses Jahres getraut habe, wie es der Trauschein des Näheren besagt."

ment. Eine Vorbereitung auf den Eid oder überhaupt eine nur halbwegs würdige oder feierliche Behandlung einer solch' wichtigen Handlung ist nicht üblich. Der zu Beeidigende küßt einfach die Bibel und damit wird er als eingeschworen betrachtet. Das Ganze ist eine meist ganz leicht genommene Ceremonie.

„Wenn Ihr Gedächtniß so treu ist, so werden Sie uns auch die Person des Herrn, den Sie mit diesem Frauenzimmer trauten, genau beschreiben können?“ meinte nun der Coroner, im Verhör weiter fortfahrend.

„Das kann ich,“ entgegnete Herr Melville. „Der Herr war ein alter Mann von wohl mehr als sechzig Jahren. Er trug einen weiten langen Oberrock, eine schwarze, schwerseidene Weste, altmodische lange Beinkleider und war von ziemlich starker Leibesconstitution. Sein Haar war weiß, wie Schnee, und auf dem Kopf hatte er ein kleines schwarzes Sammtkäppchen, wahrscheinlich um die kleine Glatze zu schützen, welche das Alter erzeugt hatte.“

„Merkten Sie sich keine besonderen weiteren Kennzeichen?“ war die nächste Frage des Coroners.

„Doch,“ versetzte der Geistliche. „Der alte Herr trug einen dicken Stock, und am Zeigfinger seiner rechten Hand glänzte ein schwerer goldener Siegelring.“

Der Coroner hob nun ein Tuch auf, welches den Tisch vor ihm bedeckte. „Erkennen Sie diesen Stock und diesen Ring?“ fragte er, den Geistlichen scharf fixirend und auf einige Gegenstände deutend, welche auf dem Tische lagen.

Der Doctor trat nahe hinzu und besah sich die beiden Stücke ganz genau. „Ich glaube, es sind dieselben,“ meinte er, „doch möchte ich nicht darauf schwören, denn es war nicht mehr ganz heller Tag und überdieß sind meine Augen sehr schwach. Doch ist die Aehnlichkeit jedenfalls sehr täuschend, und ich habe keinen Grund zu glauben, daß sie es nicht sind.“

„Es ist angegeben, daß Sie sich von der Identität des Herrn, den Sie damals trauten, durch seinen Paß überzeugten,“ fuhr der Coroner fort. „Ist dem so?“

„Ich wüßte nicht, doch ja, jetzt erinnere ich mich,“ sagte

Herr Melville. „Gewiß, allerdings; der Herr Price zeigte mir seinen Paß, den er sich viele Jahre zuvor wegen seines Aufenthalts in der Havannah von der Regierung hatte ausstellen lassen. Aber ich sah das Papier nicht näher an, weil mir ja seine Person bekannt war; wir hatten uns nämlich früher schon gesehen, und waren also, wie man zu sagen pflegt, Bekannte, wenn auch die Bekanntschaft eine sehr oberflächliche genannt werden mußte.“

„Verpflichteten Sie sich, die Schließung der Ehe geheim zu halten,“ fragte der Coroner weiter, „und was wurde Ihnen als Grund dieser Verheimlichung angegeben?“

„Ich verpflichtete mich keineswegs zur Heimlichhaltung,“ war die Antwort, „obgleich allerdings eine Veröffentlichung in weiteren Kreisen als nicht wünschenswerth hingestellt wurde. Der alte Herr genirte sich, so viel ich merken konnte, den Fehltritt, den er mit seiner jungen Braut begangen hatte, öffentlich zu bekennen, und besonders war es ein Stein des Anstoßes, die Verehelichung dem Neffen, dem Herrn Marc Price, kund zu thun, weil dieser von Californien verschrieben worden war, um dem Oheim die Augen zuzudrücken und denselben zu beerben. Damals freilich wußte dieser noch nicht, welche Folgen das geheime Verhältniß, in dem er zu seiner Hausverwalterin stand, hatte, sonst hätte er den Neveu wohl in Californien gelassen. Am Ende kann ich es aber nur loben, daß der alte Herr es über sich nahm, sein Unrecht wieder gut zu machen, und der Verführten zum Schlusse die Hand zu reichen, ohne Rücksicht auf irgend böswillige Nachreden zu nehmen.“

Jetzt stand der Coroner auf. Er näherte sich der Bahre, auf welcher der mit einem Tuche bedeckte Leichnam lag, und

schlug dieses Tuch mit einem Rucke zurück, so daß das Gesicht des Todten Jedermann offen zur Schau lag.

„Herr Doctor Melville," rief nun der Coroner mit lauter feierlicher Stimme, „ist dieß der Mann, den Sie mit der hier anwesenden Caroline Myers am Abend des zehnten Mai getraut haben? Besinnen Sie sich wohl, ehe Sie mit Ja oder Nein antworten. Gedenken Sie des Eides, den Sie beschworen."

Eine lautlose Stille herrschte. Man hörte kaum einen Athemzug, so gespannt war Jedermann auf die Antwort, die der Geistliche nunmehr zu geben hatte, denn natürlich von dieser Antwort hing zum großen Theil das Schicksal der Angeklagten ab, da der Doctor als ein durchaus rechtlicher und unbestechlicher Mann bekannt war!

Lange, sehr lange schaute der Geistliche den Leichnam an. Er zog sogar seine Brille hervor, um besser sehen zu können. Endlich aber war er mit sich im Reinen.

„Dieß ist der alte Herr John Price," sagte er langsam und mit Nachdruck. „Ich erkenne ihn gar wohl, und ich glaube, ja ich zweifle gar nicht, vielmehr ich bin ganz sicher, daß dieser Todte hier der Nämliche ist, welchen ich an jenem Abende getraut habe. Freilich der Blick der Augen fehlt, der lebendige Blick, der dem Gesichte erst den Ausdruck verleiht, aber sonst stimmt Alles und so zweifle ich nicht, daß ich die Wahrheit beschwöre, wenn ich sage, diesen Todten hier habe ich mit Caroline Myers, der hier auf der Bank der Angeklagten sitzenden Dame, ehelich zusammen gegeben. Gott möge mir verzeihen, wenn ich mich irren sollte!"

Bisher hatte die ganze Versammlung lautlos und mit der größten Spannung zugehört, aber nunmehr war es auf einmal, als ob der Alp, der bisher auf Aller Brust gelegen,

sich gelöst hätte, denn es entstand ein allgemeines Geflüster, das fast in ein Jubelgeschrei ausarten wollte. So groß war der Eindruck, den die Schönheit Carleins in Verbindung mit der ergebenen Sanftmuth, welche sie zur Schau trug, auf die Zuhörerschaft gemacht hatte! Carlein selbst blieb ruhig und unverändert, nur zuckte eine flüchtige Röthe über ihr Gesicht hin, als Herr Brewster, ihr Advocat, ihr einige Worte zuflüsterte, welche offenbar den Jubel ihres Innern vermehrten. Uebrigens fehlte es, trotz der Ermahnungen des Coroners, Ruhe zu halten, nicht an Demonstrationen zu ihren Gunsten, denn es wurden ihr einige Blumenbouquets zugeworfen und einige vornehme Damen näherten sich ihrem Sitze, um ihr die Theilnahme zu bezeigen, welche die zum Siege Gelangenden, sie mögen im Rechte sein oder nicht, allüberall finden.

Mit vieler Mühe stellte der Coroner die Ruhe wieder her und ging nun ans Verhör der Haushälterin des Doctor Melville, allein ihre Aussage war nur eine reine und einfache Bestätigung der Worte, die der Geistliche vorhin gesprochen hatte. Natürlich jedoch vermehrte sich die Zuversicht derer, die es mit Carlein und ihren Ansprüchen hielten.

„Nunmehr, Nick Myers, komme ich zu Eurem Schlußverhör," fuhr jetzt der Coroner fort, als es wieder stille im Zimmer war. „Ihr habt verlangt, daß ein öffentlicher Aufruf erlassen werde an Sammy, genannt Lord Douglas, weil dieser Euch bezeugen werde, daß Eure Schwester, welche ausdrücklich deßwegen in die alte Brauerei gekommen sei, Euch bei sich zu sehen verlangt habe. Ich habe diesen Aufruf erlassen, jedoch ohne Erfolg. Ja, ich that nicht blos das, sondern ich ließ auch Nachforschungen nach diesem Sammy anstellen, aber man hat ihn bis jetzt noch nicht gefunden und

was ich von ihm gehört habe, spricht nicht sehr zu seinen Gunsten."

„Mit Verlaub, Herr Coroner," sprach jetzt eine rauhe, fast heisere Stimme, „ich möchte gerne in Beziehung auf diesen Sammy Douglas Zeugniß ablegen."

Der Sprechende war ein älterer Mann mit vielen rothen Pocken im Gesichte, und von einem rohen, gemeinen Wesen; er hatte sich aber ziemlich anständig gekleidet und seine Miene zeugte von brutaler Sicherheit. „Mit Verlaub, Herr Cor'ner," sprach der Mann mit breitem, irischem Accente, „ich heiße Patrik O'Brien, und bin der Vater des genannten Sammy, genannt Lord Douglas. Ich möchte blos zu Protokoll geben, daß mein Sohn schon seit acht Tagen, also jedenfalls zwei Tage, ehe dieser Mord vorfiel, in dringenden Erbschaftsangelegenheiten die Stadt verlassen hat und also dem Angeklagten hier gar keine Botschaft überbringen konnte. Ja, seht mich nur an, Herr Cor'ner. So ist's, wie ich sage, in Erbschaftsangelegenheiten und ich habe mir da ein Paar Zeugen mitgebracht, welche gleich mir beschwören werden, daß Sammy schon mehr als acht Tage abwesend ist."

Wir haben in dem Redenden schon längst den schwarzen Patrik erkannt und die Zeugen, die er mitbrachte, waren keine andere, als der Einäugige, der Banquier und der Philosoph. Leider aber ging der Coroner auf das Verhör und die Beeidigung dieser Zeugen nicht ein, sondern verwies sie sämmtlich an die Grandjury, d. h. an die Hauptgeschworenen des Criminalgerichts, welches in seinem nächsten Termine diesen Fall endgültig abzuurtheilen haben würde. Er führte ja nur die Voruntersuchung!

„Nick Myers," fuhr er dann fort, „habt Ihr noch etwas Weiteres zu Euren Gunsten anzuführen, so thut es jetzt; denn

ich kann Euch nicht verläugnen, daß Eure Sache sehr schlecht steht; alle Umstände sprechen gegen Euch, und ich fürchte, die Jury wird Euch dem Criminalgericht überweisen müssen."

„Fürchten Sie?" rief Nick mit grimmigem Lachen. „Gut, thun Sie es nur. Ueberantworten Sie den Unschuldigen zum Tode, und die Schuldigen lassen Sie frei ausgehen! Ich sage Ihnen, Herr Coroner, es ist ein Complott gegen mich. Ich habe dieß von Anfang an vermuthet, als man mir den Zettel wies, den ich an Herrn Marc Price, welchen ich in meinem Leben nicht gesehen habe, als an dem Tage, wo er von Californien ankam, geschrieben haben sollte. Jetzt aber, seit ich gehört habe, daß Sammy sich verleugnet und durch seinen Vater und seine Diebs- und Raubsgenossen beschwören läßt, daß er seit acht Tagen gar nicht in der Stadt sei, seitdem weiß ich gewiß, daß es ein Complott gegen mich ist. Und wollen Sie wissen, wer der Mörder ist? Wollen Sie es wirklich wissen? Hier sitzt er, hier auf der Anklagebank, hier nur zwei Schritte vor mir, denn Niemand anders hat den Mord begangen, Niemand," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „Niemand als meine Schwester Carlein in Verbindung mit Sammy, ihrem früheren Liebhaber."

Er hatte mit solchem Nachdruck und mit solchem Feuer gesprochen, daß seine Worte nicht ganz ohne Eindruck blieben, denn man konnte ihm ansehen, daß er von dem überzeugt war, was er aussprach. Die Mehrzahl der Anwesenden jedoch hielten seine Bezüchtigung für eine gränzenlose Frechheit und ließen laute Zurufe der Mißbilligung hören. Selbst die Geschwornen schienen diese letztere Ansicht zu theilen und der Coroner sprach sie sogar unumwunden aus.

„Nick Myers," sagte er ernst, „Ihr habt hier Worte gesprochen, die dafür zeugen, daß Euer Vater recht hatte, wie

er Euch als einen verstockten schlechten Character bezeichnete. Es liegt auch nicht der entfernteste Verdachtsgrund vor, wenigstens nach den Aussagen der bisherigen Zeugen, daß Eure Schwester an diesem Mord betheiligt sei. Uebrigens Ihr wißt wohl, daß wir, die wir dieses Geschwornengericht hier bilden, nur allein dazu da sind, den Thatbestand zu erheben und die mit Grund Angeschuldigten dem Criminalgericht zu übergeben. Vor diesem mögt Ihr Eure Unschuld an den Tag legen, wenn Ihr könnt, vor diesem mögt Ihr Eure Schwester verdächtigen, wenn Ihr es für gut haltet. Auf uns macht eine solche Verdächtigung nur den Eindruck, als ob Ihr Eure Sache mit Gewalt verschlimmern wolltet."

„Endlich," fuhr er nach einer Pause fort, „komme ich zum Schlußpunkt unseres Verhörs. Marc Price, ich habe Ihnen Zeit gegeben bis heute, die Beweise zu sammeln, daß Sie in der Mordnacht sich unmöglich in diesem Hause hier, in welchem der Mord vorfiel, befunden haben können, wie Sie angegeben haben. Können Sie diesen Beweis beibringen, so fällt natürlich der Verdacht, daß Sie in eigener Person den Mord begangen haben, in sich selbst zurück, und es bleibt dann nur der Verdacht der Mithülfe, welcher sich auf den mit N. M. unterschriebenen Zettel gründet. Wo waren Sie in der Nacht, da Ihr Oheim ermordet wurde?"

„Ich möchte den Ort nicht laut nennen, weil ich mein Wort gegeben habe, ihn nicht zu verrathen," erwiederte Marc, „aber ich habe den Namen hier aufgeschrieben und bitte den Herrn Coroner, diesen Zettel den Herrn Geschworenen mitzutheilen."

Mit diesen Worten übergab er dem Coroner ein Billet, das dieser nicht ohne Verwunderung durchlas.

„Junger Mann," sagte er, „dieß ist eine sonderbare Be-

hauptung, denn ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich selbst in dem bezeichneten Hause bis lange nach Mitternacht verweilt habe, jedoch ohne eine Spur von Ihnen dort zu entdecken."

„Und doch ist es so," versetzte Marc. „Hier ist ein Zeuge, Herr Richard Colter, den ich von Abends zehn Uhr bis Morgens nach vier Uhr nicht verließ, und von vier Uhr an befand ich mich im Hause der verehrten Frau Cooper, welche ebenfalls im Saale anwesend ist, um deßhalb Zeugniß abzulegen."

„Pah!" rief jetzt eine feste männliche Stimme, „was brauchen wir diese lange Litanei? Hier, Marc, setzen Sie diese Perrücke auf und legen Sie diesen Bart an, so wird der Coroner im Augenblick wissen, ob Ihre Aussage wahr oder falsch ist, denn er sah Sie ja nur in dieser Verkleidung."

Der Sprecher war ein hoher Mann mit kühnem Gesichtsausdruck. Derselbe hatte sich mit Gewalt bis zum Sitze der Gefangenen vorgedrängt und warf Marc die besagten Gegenstände zu. Nicht so bald hatte sich dieser mit dem falschen Barte und der Perrücke geschmückt, so drängte sich ein anderer Herr vor, um Marc mehr in der Nähe zu besehen.

„So wahr ich lebe, Herr Marko!" rief der Letztere. „Herr Coroner, ich verlange ebenfalls Zeugniß für den Gefangenen abzulegen, und ich hoffe, Sie werden mich so weit kennen, daß ich nicht der Mann bin, von dem man eine falsche Aussage erwarten kann."

Es war dieß der Aldermann Macquire und diesem folgten noch verschiedene andere Anwesende, welche sich sämmtlich bereit erklärten, für Marc's Anwesenheit im Spielsalon zu zeugen, obwohl Jeder sich wohl hütete, diesen Salon näher zu bezeichnen.

„Es wird an zwei Zeugen genügen," sagte der Coroner,

„denn wenn es verlangt würde, so könnte ich selbst nicht umhin, für den jungen Herrn Price mein Wort in die Waagschale zu legen. In meinem Leben hätte ich nicht geglaubt, daß eine Perrücke und ein Bart einen solchen Unterschied im Aussehen eines Mannes hervorbringen könnten!"

Die Zeugen wurden eingeschworen und ihre Aussagen zu Protokoll genommen. Auch Frau Cooper wurde vernommen, und ihre sowie Herrn Colters Aussage genügte natürlich vollkommen, um Marcs Unschuld in Beziehung auf die Möglichkeit seiner persönlichen Betheiligung an dem Morde an den Tag zu legen.

Mit diesem Acte waren die Einvernehmungen in der Coronersjury zu Ende. Die Sitzungen derselben hatten volle vier Tage in Anspruch genommen, obgleich man ziemlich summarisch zu Werke ging; aber es waren doch im Ganzen mehr als dreißig Zeugen persönlich vernommen und eine Menge anderer Zeugnisse schriftlich verlangt worden. Zum Schlusse verlas der Coroner noch einige dieser Zeugnisse. Diese betrafen den Leumund der Angeklagten Carlein Myers oder vielmehr, wie sie jetzt allgemein genannt wurde, der Wittwe Carlein Price, geborene Myers; denn da der Advocat des Herrn Marc ausdrücklich hervorgehoben (und auch Zeugen dafür vorgebracht) hatte, daß der Ruf der Angeklagten, sowie überhaupt der ihrer ganzen Familie, ein sehr schlechter und ihre frühere Lebensweise eine sehr verpönte gewesen sei, so fand es Herr Brewster, der Advocat Carleins für nöthig, den Eindruck dieser Zeugnisse dadurch zu verwischen, daß er theils Zeugen der entgegengesetzten Art stellte, theils auch öffentliche Actenstücke verlesen ließ, welche den Ruf des elterlichen Ehepaars als einen unantastbaren hinstellten. So besonders die Zeitungsberichte über das Blindenasylum und dessen muster-

hafte Führung, und dann auch ein Testimonium des hochverehrten Doctor Beecher, welches die Eltern wie die Tochter nicht blos als durchaus mackellos, sondern gleichsam als Heroen der Tugend und Sittsamkeit hinstellte, während der Sohn durch schlechte Beispiele von Jugend auf verdorben gewesen sei. Dieses letztere Zeugniß machte besonders starken Eindruck, schon weil der Aussteller desselben, der hochwürdige Doctor, persönlich anwesend war und durch einen feierlichen Eidschwur die Wahrheit seines Inhaltes bestätigte. Fast alle Anwesende sahen mit Verehrung oder wenigstens mit dem Scheine derselben auf den berühmten Prediger; nur einige Wenige wandten sich mit Gleichgültigkeit ab, als er den Eidschwur leistete, und — vielleicht noch mit etwas mehr als Gleichgültigkeit, mit Eckel und Verachtung!

Nachdem nun diese Formalitäten alle zu Ende waren, zogen sich die Geschworenen in ein nahes Zimmer zurück, um sich über die Beantwortung der ihnen vom Coroner vorgelegten Fragen zu berathen. Die Gefangenen aber blieben auf ihren Plätzen, denn man konnte sich zum Voraus denken, daß der Spruch der Jury nicht lange werde auf sich warten lassen. So führte man sie also nicht ins Gefängniß zurück, sondern ließ sie unter der Obhut der Constabler, welche dazu aufgestellt waren, eine Flucht zu verhindern, keineswegs aber große Strenge in Abschneidung des Verkehrs zwischen den Gefangenen und dem Publikum zeigten. Im Gegentheil, kaum hatte sich die Jury entfernt, so ward Marc Price von nicht wenigen seiner Freunde und Angehörigen beglückwünscht, da gar kein Zweifel obwalten konnte, daß der Coronersspruch zu seinen Gunsten ausfallen müsse. Einer der ersten war der hohe, kühne Mann, welcher ihm die Perrücke und den falschen Bart zugeworfen hatte.

„Arthur Guerrier,“ rief Marc, ihm kräftig die Hand schüttelnd. „Sie sind wahrhaft zu meinem Glücke hier anwesend, denn ohne Ihren klugen Einfall hätte ich am Ende meine Anwesenheit in der Bleekerstreet gar nicht beweisen können.“

„Meinen klugen Einfall?“ lachte Arthur. „Nein, diese Ehre muß ich von mir ablehnen. Ich half nur dem jungen schönen Fräulein dort aus seiner Verlegenheit, da dasselbe nicht wußte, wie es Ihnen die Sachen durch die Menschenmasse hindurch zuschaffen könnte. Sehen Sie das liebliche Kind dort drüben neben der edlen Matrone, welche Ihnen eben freundlich zuwinkt?“

„Es ist Rosa Bodin neben Frau Cooper,“ flüsterte Marc tieferröthend.

„Und einen klugen Kopf hat das Kind,“ fuhr Arthur Guerrier nachdenklich fort, „einen merkwürdig klugen Kopf und Gesichtszüge, die mich an meine alte Heimath erinnern und an meine Jugend. Aber,“ setzte er plötzlich in ganz anderem Tone und mit leiser, obwohl fester Stimme hinzu, „wir haben nicht Zeit, an solche Dinge zu denken. Merken Sie wohl auf, Marc. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß der Spruch der Geschworenen zu Ihren Gunsten ausfällt. Dann ist Alles recht und in Ordnung. Wenn er aber gegen Sie ausfällt, so sollen Sie deßwegen doch nicht eine Minute länger im Gefängniß schmachten. Alles ist vorbereitet, denn ich dachte heute Morgen in der That, der Spruch werde gegen Sie sein. Fragen Sie mich nicht, Marc, sondern gedenken Sie des Californiadämpfers und Ihres Sprungs ins Wasser. Jetzt ist der Zeitpunct gekommen, wo ich Ihren Edelmuth vergelten kann. Meine Leute füllen den Vorplatz und Viele sind im Saale selbst anwesend. Ein Zeichen von mir und diese paar Constabler sind überwältigt, und kein Teufel soll mir

Ihre Freiheit streitig machen. Es war nicht recht von Ihnen, Marc, daß Sie mich Ihre Noth nicht wissen ließen, sonst... Aber ich bin doch noch zur rechten Zeit gekommen und Arthur Guerrier ist nicht der Mann, der einen Freund im Stiche ließe. Kümmern Sie sich um Nichts, Marc; lassen Sie die Geschworenen getrost ihr „Schuldig" aussprechen; in weniger als einer halben Stunde befinden Sie sich auf einem guten Schiffe, das eben im Begriff ist, nach San Franzesko unter Segel zu gehen und dort, das wissen Sie am besten, kann Sie der Teufel selbst nicht ausfindig machen, wenn Sie nicht ausfindig gemacht sein wollen."

Er wandte sich um, ohne eine Antwort abzuwarten und verschwand in der Menge. Erstaunt sah ihm Marc nach, aber er hatte keine Zeit zu langem Nachdenken, denn andere Freunde näherten sich ihm und wünschten ihm Glück zu seiner nahen Befreiung.

Auch Carlein Myers blieb nicht lange isolirt sitzen. Sie hatte zwar keine näheren Bekannte und Verwandte anwesend, denn ihren Eltern hatte sie ausdrücklich befohlen, an diesem Tage nicht beim Verhöre anwesend zu sein, um nicht den guten Eindruck, den die über sie zu verlesenden Zeugnisse machen würden, durch deren Persönlichkeit zu verwischen und ihre sonstigen Bekannte gehörten einem Stande an, die sie in diesem Augenblicke am liebsten ganz verläugnet hätte. Aber — dennoch blieb sie nicht lange allein und verlassen, denn es näherten sich ihr Andere, Fremde, und zwar vornehme Fremde, Damen und Herren aus den höheren Ständen, welche sich freuten, ihre Bekanntschaft zu machen, Damen und Herren, welche sich freuten, sie als ihres Gleichen behandeln zu können! War sie ja nunmehr ohne allen Zweifel als eine reiche Erbin anzusehen, als die Erbin des großen Vermögens des alten Herrn

John Price, und wo wäre eine junge Wittwe solcher Gattung ohne Verehrer und Verehrerinnen? Nicht unter die Letzten, welche sich, ihr gratulirend, in ihre Nähe drängten, gehörte Herr Morris, der durch seinen immensen Reichthum, an den alle Welt glaubte, und um den ihn alle Welt beneidete, bekannte Banquier. Er stellte ihr seine Tochter Julie vor und beschwor sie, sich seiner in allen Fällen zu erinnern und seine Hülfe in Anspruch zu nehmen, wo sie derer nur irgend bedürftig sein könnte. Und sonderbar, während er also sprach, suchten seine Augen den Platz, wo Frau Cooper saß, um zu erkunden, welchen Eindruck wohl seine Gefälligkeit gegen Carlein auf die hochgeachtete Dame machen würde; die Augen seiner Tochter aber waren auf Marc Price gerichtet, der seinerseits diesen Blick gar nicht gewahrte, weil sein ganzes Augenmerk dem jungen Mädchen zugekehrt war, welches zur Seite der Frau Cooper saß, — demselben Mädchen, von dem vorhin Arthur Guerrier gesprochen hatte!

Nur Einer war, dem sich unter allen Anwesenden Niemand näherte, und dieser Eine war Nick Myers. Und doch, wir haben Unrecht, so ganz trostlos verlassen war er doch nicht! Ein Frauenzimmer befand sich im Saale, welche ihm von Zeit zu Zeit Blicke voll tiefen Mitleids zuwarf, und dieses eine Frauenzimmer war Marie, die berüchtigte Marie aus Mutter Mags Biersalon im Westbroadway. Und Ein Mann war da, der ihn ebenfalls nicht aus den Augen ließ und dieser eine Mann war ein berüchtigter Dieb, derselbe, welchen wir unter dem Namen „der Philosoph“ kennen gelernt haben! Diese Beiden wagten es aber nicht, sich ihm zu nähern, sie betrachteten ihn nur von der Ferne. Aber siehe, jetzt nähert sich ihm doch Einer, er sitzt sogar nahe zu ihm an seine Seite,

und wir erkennen in ihm den berühmten Advocaten Brady, den Vertheidiger von Marc Price.

„Nick," sagte Herr Brady, „Marc Price war mit Euch in einer Zelle eingesperrt und hat mir viel von Euch erzählt. Seht mir einmal fest in die Augen und beantwortet mir nur die Eine Frage: schuldig oder nicht schuldig?"

Nick fuhr aus seinem Hinbrüten auf, als er sich so angeredet fühlte. Er sah den Advocaten zuerst höhnisch und dann erstaunt an. Wie er aber sich überzeugte, daß die Anrede ehrlich gemeint sei, so kam doch einiges Vertrauen in ihn.

„Nichtschuldig," entgegnete er mit fester Stimme und sah dabei Herrn Brady voll ins Gesicht.

„Ich glaube es wahrhaftig," versetzte Brady. „Bei Gott, ich kann nicht anders, denn mit diesem Blicke kann Einen ein Schuldiger nicht ansehen, wenn er nicht ein Teufel in der Verstellung ist. Aber, wer soll denn dann der Schuldige sein?"

„Wer?" rief Nick, seine Augen auf Carlein richtend und sie mit denselben gleichsam durchbohrend. „Können Sie, als ein kluger Rechtsanwalt, noch zweifeln, wer die Schuld trägt? Wohl mag sie den Mord nicht eigenhändig begangen haben, aber veranlaßt hat sie ihn, sie und Niemand Anderer. Und sie, sie ist meine Anklägerin!"

Er verhüllte sich die Augen mit beiden Händen.

„Nick," fuhr nun der Advocat nach einer Pause fort. „Ich nehme Antheil an Euch und auch Marc thut es, denn er hat mich auf Euch aufmerksam gemacht. Ihr werdet auch bald sehen, daß dieser Antheil nicht blos in Worten, sondern in der Wirklichkeit vorhanden ist, denn Ihr sollt nicht in der elenden Zelle vermodern, in welche man Euch in den Tombs gesteckt hat. Ich werde thun, was in meinen Kräften ist, um den

eigentlichen Missethäter herauszubringen, wenn Ihr mich anders zu Eurem Vertheidiger annehmen wollt. Und jetzt sagt mir, was Euch besonders am Herzen liegt; Marc sagt mir, Ihr seid verheirathet; habt Ihr einen besondern Wunsch? Seid überzeugt, es soll demselben nachgekommen werden, wenn es irgend geht. Sprecht ohne Scheu, Nick, denn Ihr seht, ich bin Euer Freund, und ich bin es, weil Marc mir von Euch gesprochen und mich versichert hat, daß Ihr so wenig der Mörder seid, als er selbst."

Lange stritt es mit Nick Myers; aber nach und nach verlor sich seine herbe, trotzige Miene und machte einer tiefen Rührung Platz. Er schluchzte laut, und sein ganzer Körper zitterte convulsivisch.

„Doch noch Ein Mensch hält mich für ehrlich," flüsterte er endlich, „noch Einer! Aber," fuhr er dann sich ermannend fort, „ich bin ein selbstsüchtiger Thor, daß ich mich um mich selbst bekümmere, während mein Weib vielleicht im Elend verschmachtet. Oh, mein armes, armes Weib!"

„Wo ist sie?" fragte Brady. „Glaubt mir sicher, sie soll nicht verlassen sein, und jedenfalls soll sie keinen Mangel leiden."

„Ich weiß es selbst nicht," erwiederte Nick mit schwerem Seufzer. „Sie sollte mit mir nach dem Westen abfahren und ich verließ sie auf dem Bahnhof. Was aus ihr geworden ist, nachdem ich hier verhaftet wurde, — Gott allein weiß es! Und doch, — ohne Zweifel hat sie sich an die schwarze Marie in Mutter Mags Biersalon im Westbroadway gewandt, welche ihr früher einmal ihr Zimmerchen abgetreten hatte. Wo sollte sie sich anders hingewandt haben, da sie jetzt in ihrer Verlassenheit natürlich weder aus noch ein wußte? Aber

wie könnte ich Ihnen zumuthen, sich nach dieser Schlammhöhle zu begeben?"

„Bin schon in ganz andern Cloaken gewesen," versetzte Herr Brady trocken, seine Schreibtafel hervorziehend und sich die Nummer des Hauses merkend, in welchem Mutter Mags Salon zu finden war.

Ueberdem war eine halbe Stunde oder mehr vergangen und die Geschworenen kehrten aus ihrem Sitzungszimmer zurück. Der Saal ward augenblicklich in die vorherige Ordnung zurückgebracht und in wenigen Minuten herrschte eine lautlose Stille, denn Jedermann war aufs äußerste gespannt, das Urtheil der Jury zu hören. Dieses fiel übrigens nicht anders aus, als man es erwartet hatte. Marc Price ward von allem Verdacht, bei dem Morde seines Oheims mitthätig gewesen zu sein, freigesprochen; dagegen überließ es die Coronersjury der Grandjury, ob sie vielleicht ein Verdict auf Mitwissenschaft oder gar geheime Urheberschaft stellen wolle, und stellte daher den Angeklagten unter Bürgschaft. Die Schuld, den Mord begangen zu haben, wurde natürlich dem Nick Myers aufgebürdet, der deßwegen dem Criminalgericht oder der Grandjury zugewiesen wurde und so lange in Haft zu halten war, bis diese in den nächsten Wochen ihre Sitzungen begann. Carlein Myers traf ebenfalls keinerlei Art von Schuld am Morde; dagegen ward ihr Prozeß wegen der Erbschaftsansprüche dem Surrogate übergeben und dieser sollte, so bald als möglich, d. h. sobald er alle Aussagen der Zeugen geprüft und alle Beweise und Gegenbeweise untersucht hatte, seinen Endausspruch fällen, bei dem natürlich die Hauptsache nicht blos darauf, daß Carleins Heirath unwidersprechlich bewiesen wurde, ankam, sondern auch darauf, daß ein Erbe des Nachlasses von John Price das Licht der Welt erblickte, denn Carlein hatte

ja angegeben, in Umständen zu sein, welche sie zur Alleinerbin machten, wenn der Sprößling lebend geboren wurde.[1] Der Ausspruch des Surrogate konnte daher nicht erfolgen, bis diese Stunde, die Stunde der Geburt des John Price'schen Kindes vorüber war! Da nun aber dieser Zeitpunkt nach der eigenen Aussage Carleins in nicht allzuweiter Ferne zu erwarten war, so sollte sie einstweilen im Besitz des Hauses und des übrigen Anwesens des Ermordeten bleiben, vorausgesetzt, daß sie die nöthige Bürgschaft stellen könne, die Bürgschaft nämlich, das ganze Erbe ungeschmälert und unangetastet herauszugeben, falls der Ausspruch des Surrogate etwa wider Vermuthen gegen sie ausfallen würde.

Solcher Art ward der Endspruch der Coronersjury und derselbe ward von dem größten Theil des Publikums mit großer Befriedigung, ja mit offenem Beifall aufgenommen, obgleich einige Wenige ihr Mißfallen nicht ganz verbergen konnten. Auch durfte die nunmehr fast nur zu deutlich als rechtmäßige Erbin angenommene Frau Carlein Price nicht lange nach einem angesehenen Manne suchen, der die verlangte Bürgschaft für sie leiste, denn alsobald trat Herr Morris vor und erbot sich von freien Stücken, mit seinem ganzen Vermögen für sie einzustehen, wofür er von der Zuhörerschaft mit Händegeklatsch und einem dreifachen Halloh belohnt wurde. Carlein Myers war sich während der ganzen Verhandlung unerschütterlich gleich geblieben; aber jetzt, wie sie diesen letzten Act spielen sah, durchzückte urplötzlich ein Blitz wilder Freude

[1] Die Frauen erben, wenn kein Testament vorliegt, im Staate New-York beim Tode des Ehegatten ein Drittheil des Vermögens, wenn kein Kind da ist. Sind aber Kinder da, so sind sie (im Namen dieser Kinder) Alleinerben.

ihr Gesicht. Es war aber nur ein Blitz, ja nur der Moment eines Blitzes; dann wurde ihr Gesicht wieder so kalt und ruhig, wie zuvor, und obwohl die Miene und die Worte, mit welchen sie dem Banquier für seine Zuvorkommenheit dankte, von besonderer Freundlichkeit zeugten, so konnte ihr doch Niemand den Jubel, den fast wahnwitzigen Jubel ansehen, mit dem ihr ganzes Inneres erfüllt war. Jetzt hatte sie endlich die Gewißheit, das zu erlangen, wornach sie so lange gestrebt, für was sie so Furchtbares gewagt hatte!

Gleich nach dem Ausspruche der Coronersjury ward Nick Myers in die Tombs zurückgeführt und fast alle Anwesende verließen das Haus. Darunter waren natürlich auch Marc Price mit den Seinigen, nachdem Alfred Johnson im Namen der Frau Cooper die nöthige Bürgschaft für ihn gestellt hatte. Sie gingen nach Hoboken zurück, jedoch nicht, ohne daß Marc mit Herrn Brady vorher Mutter Mags Biersalon besucht hätten. Sie trafen dort auch richtig das Mädchen, welches ihnen Nick bezeichnet hatte, allein sei es nun, daß dasselbe nichts von dem Weibe des Angeschuldigten wußte, oder daß sie aus Mißtrauen nichts Näheres sagen wollte, genug, Marie erklärte, über das Schicksal des Weibes von Nick Myers gänzlich im Dunkeln zu sein und mit dieser Antwort mußten sie sich begnügen, so sehr sie sich auch bemühten, das finster blickende Kind der Sünde offenherziger zu machen.

Auch Patrik und seine Genossen hatten sich entfernt und eilten freudetrunken einer nahen Spelunke zu, wo sie das Ergebniß der Coronersentscheidung mit einem Bränditreat feiern wollten. Bald aber bemerkten sie, daß sie von einem hageren Mann gefolgt wurden, der sie nicht aus den Augen ließ. Sie bogen daher in eine enge Gasse ein und hielten dort still, um den Mann zu erwarten, der sich fest auf ihren Fersen hielt.

Bald erkannten sie ihn. Es war der hochwürdige Geistliche von Brooklyn, der für Carlein ein so gar günstiges Zeugniß abgelegt hatte. Derselbige sah sich nach allen Seiten um, ob er von Niemanden beobachtet würde; dann trat er rasch auf Patrik zu.

„Ich glaube in Euch den Mann gefunden zu haben, den ich suche," flüsterte er; „wo kann ich Euch insgeheim und ohne unnöthige Zeugen sprechen?"

„Wollt Ihr einen ganz sicheren Ort?" entgegnete Patrik. „Dann kann es blos die alte Brauerei sein."

„Gut, aber wie komme ich dahin?"

„Ich werde Euch führen."

„Und wo soll ich Euch finden, wenn die Zeit gekommen ist, wo ich euch sprechen muß?"

„Ich werde Euch von heute an acht Tage lang jede Nacht um zehn Uhr Abends an der Ecke von Chatam- und Orange-street erwarten."

„Ihr sollt nicht vergeblich auf mich harren, obgleich ich den Tag noch nicht bestimmen kann, wann ich Euch treffen werde," entgegnete der Doctor leise. „Ich verlasse mich auf Euch und Ihr könnt Euch auf mich verlassen. Doch, an welchem Stichwort wollen wir einander erkennen?"

„Flüstert die Worte: „Alt-Irland für immer," und ich werde Euer Mann sein."

„Ich werde die Worte nicht vergessen," sagte Doctor Beecher, stille stehend, um die Andern an sich vorbei zu lassen. Nun wandte er sich um und gewann bald wieder die breite Straße. „Das ist der rechte Mann," flüsterte er vor sich hin. „Jetzt gilt es: Alles oder nichts; denn der Gerichtsspruch,

den mir Brady heute übersandte, lautet, daß ich heute über drei Tage meinem Stiefsohne sein vollständiges Erbe übermachen soll. Aber vorher, ehe ich mich in die Brauerei wage, muß ich genau wissen, wann die Geldsendung nach Washington abgeht."

10.

Vor der Wahl.

Der Wahltag war immer näher gerückt. Nur noch wenige Stunden und die große Entscheidungsschlacht sollte geschlagen und auf eine Reihe von vier Jahren darüber bestimmt werden, ob die demokratische oder die vereinigte republikanisch-amerikanische Partei den Sieg errungen habe. Die demokratische Partei, welche schon seit einer Reihe von Jahren die bei weitem überwiegende Mehrzahl in der Stadt New-York bildete, hatte dießmal einen besonders harten Standpunkt, denn an der Spitze ihres Wahltickets stand als Candidat des Mayoramtes, d. i. der höchsten Würde in der Stadt, ein Mann, welcher in zweifacher Beziehung eine Menge Gegner, nicht Wenige sogar unter der eigenen Partei hatte. Es war dieß Herr Macquire, der bisherige Alderman. Man warf ihm nämlich zwei Dinge vor, welche sogar in New-York schwer in die Wagschale fielen und welche ihn in jedem andern Lande „unmöglich“ gemacht haben würden. Der eine Vorwurf betraf

sein Privatleben, der andere seinen öffentlichen, seinen politischen Charakter.

Das Privatleben Herrn Macquires war ein keineswegs reines zu nennen. Man wußte von ihm, daß er Spielhäuser besuche und daß er sogar andern noch verdächtigeren Lokalitäten nicht ferne blieb; allein dieß hätte in dem „moralischen“ New-York wenig zu bedeuten gehabt; dagegen lagen Beweise vor, daß er in Beziehung auf einen früheren Banquerott, den er gemacht, nicht allzu ehrlich zu Werke gegangen war und seinen damaligen Geschäftstheilhaber um Alles gebracht hatte, während er selbst nach dem Banquerott reicher war, denn zuvor. Dieser Umstand fiel schwer ins Gewicht und gar Viele schüttelten bedenklich den Kopf. Allerdings nicht deßwegen, weil der Kandidat so schlecht war, jenen Betrug zu begehen, sondern deßwegen, weil er so dumm war, ihn herauskommen zu lassen! Wenn nur die Beweise nicht gewesen wären, an der Sache selbst hätte nichts gelegen! — Natürlich beuteten die Gegner diesen Umstand auf alle Weise aus und in den Knownothingszeitungen ward Herr Macquire offen und ungescheut als Betrüger gebrandmarkt, — ein Vorwurf, der auf einen Theil seiner eigenen Partei einigen Eindruck zu machen um so weniger verfehlen konnte, als die ihm freundlichen Zeitungen über den Gegenstand mit „stiller Verachtung,“ wie sie sich ausdrückten, hinweggingen. Die „im Lande Gebornen“ zwar, die Yankees oder Amerikaner, wie sie sich selbst nennen, machten sich aus solchen „Verdächtigungen“ (mit diesem Titel beehrte man die „Beweise“) wenig; im Gegentheil, sie bewunderten die Smartness des Herrn Macquire, d. i. sie freuten sich seiner „Geriebenheit“ und schätzten ihn deßhalb nur um so höher; aber die „nicht im Lande Gebornen“ die Foreigners, die Eingewanderten, deren Zahl ein volles

Drittheil der New-Yorker Einwohnerschaft bildet, stießen sich um so mehr an dem Vorwurfe; denn diese „dummen“ Leute waren noch nicht genug „amerikanisirt,“ um einzusehen, „daß auch ein Betrüger ein guter Beamter sein könne.“ Man mußte daher alle Hebel in Bewegung setzen, um diese „Fremden“ zu gewinnen, besonders da die Republikaner mit ihren Verbündeten, den Knownothings, ebenfalls kein Mittel, das ihnen „Stimmen“ erwerben konnte, unbenützt ließen. Mit den Irländern konnte man noch am leichtesten zurecht kommen, diese waren zufrieden, wenn nur ihre „Führer und Koriphäen“ zufrieden gestellt waren, da sie von jeher gewohnt sind, aus Mangel an eigenem Nachdenken diesen blindlings zu folgen. Somit hatte man bei ihnen bald gewonnenes Spiel, denn daß man die zwei oder drei Koriphäen zufrieden stellen konnte — mit Geld und verschiedenen Aemterversprechungen natürlich — versteht sich von selbst! Nicht so war es bei den Deutschen. Erstens *wollte* man diesen keine Aemter ablassen, weil man sie in Amerika — die westlichen Staaten, welche großentheils von deutschen Ackerbauern kultivirt wurden, ausgenommen, — oder wenigstens in dem von Yankees bevölkerten Amerika nur sehr wenig schätzt und nichts in ihnen sieht, als „Arbeitskräfte,“ wie in dem Nigger und Mulatten auch; zweitens *konnte* man ihnen keine ablassen, weil man sonst am Ende *alle* Aemter mit Deutschen hätte besetzen müssen. Die Deutschen haben nämlich, wie im eigenen Vaterlande, so auch auswärts, die Eigenschaft, nur sehr wenig zusammenzuhalten; so bilden sich also überall, wo viele dieser Landsleute zusammenwohnen, eine Menge von Vereinen und Gesellschaften, welche mit einander, wie man sagt, übers Kreuz stehen und sich gegenseitig, wenn nicht anfeinden, doch mit Geringschätzung behandeln. Dazu kommt noch der traditionelle Haß zwischen

Norddeutschland und Süddeutschland, die schiefe Stellung zwischen Katholicismus und Protestantismus und endlich das hohe Roß, auf welchem die reiten, welche in den letzten zehn Jahren als wirkliche oder — was bei der Mehrzahl der Fall ist, als angebliche politische Flüchtlinge nach Amerika gekommen sind. Somit wird es Niemanden Wunder nehmen, wenn er erfährt, daß die Deutschen in New-York eigentlich keine bestimmten Führer hatten, wenigstens keine solche, denen sie unbedingt gehorchten, keine Auktoritäten und Capacitäten, keine Coriphäen und Diktatoren, wie bei den in allen Hauptfragen einstimmigen Irländern, sondern daß vielmehr fast Jeder, der sich nur halbwegs rühren konnte, Anspruch darauf machte, einer der Ersten und Einflußreichsten zu sein, und daß es also der Führer mehr als hunderte gab, welche man doch nicht alle zumal mit Anstellungen bedenken konnte. Wenn also Herr Macquire die Stimmen der Deutschen gewinnen wollte, so mußte er es ganz anders angreifen, als bei den Irländern; er durfte sich nicht damit begnügen, einige wenige hervorragende Persönlichkeiten durch Bestechung auf seine Seite zu bringen, sondern er mußte die Gunst des ganzen großen Haufens zu erwerben wissen, und — dieß hatte natürlich bei den Vorwürfen, die man seinem Privatcharakter machte, die größten Schwierigkeiten, da nicht blos Viele, sondern die Meisten der eingewanderten Deutschen in Beziehung auf Ehrlichkeit mit den Yankeebegriffen sich nicht einigen können. Sie halten den Dieb noch für einen Dieb und den Schurken für einen Schurken, eine Ansicht, die dem Stockamerikaner gar verwundersam erscheint! Wenn sich daher Herr Macquiere nicht von dem Vorwurfe der Betrügerei reinigen konnte, so hatte er die Stimmen der Deutschen, wenigstens eines großen Theils derselben, verloren.

Dazu kam noch der Vorwurf, den man Herrn Macguire in politischer Beziehung machte. Er war als Hauptmitglied der demokratischen Partei, welche ihren größten Stützpunkt im Süden, d. i. in den südlichen, Sclaven haltenden Staaten hat, wie sich von selbst versteht, keineswegs für Sclavenemancipation gestimmt, sondern im Gegentheil, man sagte ihm nach, er sei gar sehr für jenes verächtliche Institut eingenommen, was er schon dadurch beweise, daß er insgeheim Sclavenschiffe ausrüste oder wenigstens ausgerüstet habe. Wußte man doch, daß er hiedurch, durch den Sclavenhandel nämlich, seinen Hauptreichthum erworben hatte! Aus solchem Vorwurfe machten sich nun zwar die zur demokratischen Partei gehörigen Yankees ganz und gar nichts; im Gegentheil, sie fanden eine solche Gesinnungs- und Handlungsweise ihres Kandidaten natürlich und in der Ordnung; — aber die Deutschen! Diese sind immer noch so „thörichte Schwachköpfe," daß sie das Institut der Sclaverei für die größte Schmach erklären, welche die Union auf sich geladen habe; sie sind immer noch so „bornirt," daß sie für die Befreiung der Nigger schwärmen und die Sclavenhalter am liebsten aus den Vereinigten Staaten ausgestoßen sehen würden. Herr Macquire mußte sich also auch von diesem Vorwurfe zu reinigen wissen, wenn er die „Dutchmen," wie er sie gewöhnlich verachtungsvoll nannte, auf seiner Seite haben wollte, und daß er dieß *wollte*, wird wohl jeder natürlich finden.

Es gab damals in New-York drei deutsche Zeitungen, welche sich tagtäglich Morgens und Abends in den Haaren lagen und einander so heruntermachten, daß kein gutes Haar mehr an den Gegnern blieb. Die eine dieser Zeitungen, welche sich mit Stolz die „New-Yorker Zeitung" nannte, gehörte der demokratischen Richtung an, und da ihr Hauptredakteur in

dem demokratischen Ticket (also in dem Namensverzeichniß der für die verschiedenen Aemter aufgestellten Kandidaten) als Kandidat für eine untergeordnete Polizeirichtersstelle figurirte, so ging er natürlich durch Dick und Dünn für den Alderman Macquire und seine Anhänger. Wenn man diese Zeitung las, so durfte sich New-York zu seinem künftigen Mayor gratuliren, indem derselbe in jeder Nummer als einer der hochherzigsten und zugleich reinsten Charaktere der großen Republik hingestellt wurde. Gerade umgekehrt verfuhr die zweite Zeitung, welche sich mit noch größerem Stolz den „Atlantisboten“ nannte. Dieses Blatt gehörte nämlich auf die Seite der Republikaner, auf welchen zwar der Vorwurf lastete, verkappte Knownothings, also Einwanderersfeinde, zu sein, die aber offen die Sclavereiemancipation predigten und damit auf das Herz, auf das Gemüth der Deutschen einwirkten. Natürlich war es also das Hauptsteckenpferd des Atlantisboten, den Demokraten ihre Sclavereifreundlichkeit vorzuwerfen und die Landsleute durch diesen, von der andern Partei kaum abzuwälzenden Vorwurf den Demokraten abspenstig zu machen, und — wie man sich wohl denken kann, wurde der Mayorskandidat in dieser Zeitung nicht geschont. Im Gegentheil, alle und jede Einzelnheit über den früheren betrügerischen Banquerott des Herrn Macquire, alle und jede Einzelnheit sowohl über sein Privatleben, als auch besonders über seine Sclavenschiffe wurde haarklein erzählt, und der „reine Charakter“ der New-Yorkerzeitung verwandelte sich im Atlantisboten in einen „Schurken,“ der nicht mehr werth sei, als daß man ihn an den nächsten besten Laternenpfahl hänge. Auf solche Art standen sich diese zwei Zeitungen gegenüber und jede zählte etwa gleich viel Anhänger unter den Deutschen, — Anhänger, welche sich natürlich feindlich genug gegenüber standen. Außer diesen

beiden deutschen Zeitungen gab es aber noch eine dritte und dieses dritte Blatt rühmte sich, den meisten Einfluß auf seine Landsleute auszuüben. Dasselbe führte den hohen Namen „Der Unabhängige" und war stolz darauf, über allen Parteien zu stehen. Ja, der „Unabhängige" ging noch weiter und stellte in seinem Programm den Satz auf, daß alle Parteien in Amerika in ihren Consequenzen grundverdorben seien, deßwegen dürfe man keiner ganz angehören, sondern man müsse bald zu dieser, wenn diese das Gute wolle, halten, bald zu jener, wenn das Recht auf jener Seite sei. „Nur auf diese Art könne die Schlechtigkeit, welche in der amerikanischen Regierungsweise sich eingeschlichen habe, ausgemerzt werden." Natürlich sagte dieser Grundsatz den Deutschen ungemein zu, da die deutsche Ehrlichkeit damit in Anspruch genommen wurde. Auch schmeichelte es den Landsleuten des „Unabhängigen" gar sehr, daß der Redakteur dieses Blattes sie auf die Ueberzeugung zu bringen suchte, sie hätten durch ihre Stimme das Heft der Gewalt in der Hand, denn wohin diese ihre Stimme falle, dahin müsse sich die Wagschaale neigen; wem sie ihr Votum geben, der müsse siegreich aus der Urne hervorgehen! Es lag auch eine Wahrheit in diesem Satze, denn da die beiden großen politischen Parteien unter den Amerikanern ungefähr gleich viel Anhänger zählen, so mußten die Deutschen bei ihrer großen Anzahl, wenn sie nur einig waren, den Ausschlag geben, und — wer hätte nicht gerne zu denen gehört, welche den Ausschlag geben? Lag ja doch in ihren Händen die Entscheidung und also auch die Macht! So konnte es nicht fehlen, daß fast die Hälfte aller in New-York ansäßigen Deutschen den heroischen Worten des „Unabhängigen" mit Begeisterung lauschte, hoch und theuer sich verschwörend, daß dieses Blatt und die in demselben

niedergelegten Ansichten allein unparteiisch seien. Es kam also für einen Amtskandidaten Alles darauf an, den „Unabhängigen" für sich zu gewinnen, weil er dadurch eine Menge deutscher Stimmen zu bekommen Hoffnung hatte. Auch schien der Redakteur des Blattes die Wichtigkeit seiner Stellung wohl einzusehen, denn er lavirte sehr lange hin und her, ohne sich für irgend eine der streitenden Parteien zu entscheiden, indem er in der heutigen Nummer die Vorzüge der Einen, in der morgigen aber die Vorzüge der Andern hervorhob. So ließ er sich das Feld offen und erwarb sich zugleich das Ansehen, als ob er ein durch und durch ehrlicher Mann sei, der die Sache von allen Seiten erwäge und prüfe, ehe er sich entscheide. Endlich jedoch, wie man sagte, nach Erhalt eines mit Banknoten gefüllten Briefs vom demokratischen Centralcomité, schien er der demokratischen Partei den Vorzug geben zu wollen, nur behielt er sich in Beziehung auf die einzelnen Candidaten vor, dieselben zu begünstigen oder zu verwerfen, je nachdem Gründe für oder wider dieselben sprächen. Er erklärte sich also zwar für das demokratische Ticket „im Allgemeinen;" im „speciellen" aber verlangte er von den einzelnen Candidaten und besonders von dem Aldermann Macquire „Garantien," daß sie keinen Maßregeln zustimmten, welche gegen die Grundsätze seien, denen der „Unabhängige" von jeher gehuldigt habe.

Nach Voraussendung dieser wenigen nothwendigen Vorbemerkungen greifen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf und versetzen den Leser in das Geheimzimmer des Aldermann Macquire, welchen wir in eifriger Besprechung mit Arthur Guerrier treffen. Beide Männer hatten eine merkwürdige Aehnlichkeit in der Kühnheit ihres Gesichtsausdrucks, und doch

war wieder die Verschiedenheit eine große. Bei dem Einen zeigte sich die Kühnheit mit der List und dem schleichenden Lauern der Katze gepaart, während bei dem Andern eher Trotz und Hohn als Beigaben figurirten.

„Haben Sie die neueste Nummer des „Unabhängigen" gelesen?" fragte Arthur. „Ah, so, ich vergaß, daß Sie nicht deutsch lesen können," setzte er lachend hinzu. „Wissen Sie, was der Redacteur verlangt? Garantien für Ihre Versprechungen! Und wissen Sie, worin diese Garantien bestehen? In zehn Hundertthalerbanknoten. Ich wette eine Million gegen einen Cent, daß er gegen diese Garantie auf unsere Seite tritt. Also kommen Sie, Aldermann, wir müssen das Eisen schmieden, so lange es warm ist, und dem Mann einen Besuch machen. Die Ehre Ihres Besuchs wird die Garantie noch habhafter machen."

„Es ist möglich, daß Sie recht haben," erwiederte der Aldermann kalt, „den „Unabhängigen" und mit ihm ein paar Tausend deutsche Stimmen mögen wir mit den tausend Thalern gewinnen, obgleich ein amerikanischer Redacteur um eine solche Lumperei nicht feil wäre. Hat doch allein der Ragamuffin über zehn Tausend gekostet! Aber was nützen uns die paar Tausend Dutchmen," fügte er verächtlich hinzu, „wenn uns die Stimmen der Mitglieder der fünf vereinigten Eisenbahn-Gesellschaften mit allen den Tausenden, die dabei betheiligt sind, entgehen? Diese, die Directoren, die Actionäre, die Bediensteten und die von ihnen Abhängigen zusammengenommen, gebieten wenigstens über zehntausend Stimmen, und — diese zehntausend Stimmen, so viel ist jetzt sicher, gehen für die Demokratie verloren. Es war ein verdammt kluger Gedanke von diesen fünf größten Eisenbahngesellschaften, sich zu

vereinigen, denn sie können künftig jede Wahl förmlich beherrschen." [1]

„Und sie haben sich schon förmlich für die Parthei der Republikaner entschieden?" fragte Arthur. „Dann hat man ihnen zu wenig geboten."

„Man hat ihnen von unserer Seite aus dasselbe, ja eher noch mehr geboten, als die Knownothings und Republikaner bieten konnten," entgegnete Herr Macquire, „nämlich zwei Meilen Congreßland oder Staatsländereien links und rechts auf der ganzen Linie ihrer projectirten neuen Bahn. [2] Mehr thaten auch die Republikaner nicht und deßhalb ist es zwar noch nicht „officiell" ausgesprochen, welcher Parthei die Eisenbahnstimmen zu Gute kommen sollen, aber unter der Hand haben sich jene Herren bereits erklärt und ich habe guten Grund zu fürchten, daß die Republikaner und Knownothings bei ihnen den Sieg davon tragen werden."

„Dann hätte man den einzelnen Directoren, und besonders dem Präsidenten des Eisenbahnwahlcomités noch extra

[1] Diese Wahlbeherrschung durch die Allmacht der Eisenbahncompagnien, welche in ihren Actionären den Reichthum der ganzen oder wenigstens der Hauptbevölkerung repräsentiren und dadurch alle Welt von sich abhängig machen, ist in vielen nördlichen Staaten Amerika's, (z. B. außer New-York die Staaten New-Jersey, Illinois, Michigan u. s. w.) eine offenkundige und von Jedermann zugegebene Thatsache.

[2] Die neuentstehenden Eisenbahnlinien werden meist mit solchen Landschenkungen bedacht und ihre Direktoren und Unternehmer müssen daher fast nothwendig Millionäre werden, denn sie verkaufen dieses längs der Bahnlinie liegende Land stets um gute Preise und stecken den Erlös in die Tasche. Die gewöhnlichen Actionäre erhalten von diesem Betrugsgeld keinen Heller.

für ihre Personen allein außerordentliche Vortheile bieten sollen," fuhr Arthur fort, — „Vortheile, von denen den Nichteingeweihten gar nichts bekannt würde."

„Auch dieß ist geschehen," versicherte der Aldermann. „Wir boten Herrn Morris an, ihm seinen Sumpfplatz am Nordriver zwischen der vierzehnten und sechszehnten Straße, der keine zehntausend Thaler werth ist, für hunderttausend abzukaufen, natürlich auf Rechnung der Stadt, um einen neuen Markt daselbst zu errichten, aber er meinte, wenn der Knownothingscandidat Mayor würde, so könnten ihm die hunderttausend Thaler auch nicht entgehen." [1]

„Herr Morris?" rief Arthur erstaunt. „Herr Morris von der fünften Avenue?"

„Der Banquier Morris von der fünften Avenue," erwiederte der Aldermann mit bestimmtem Ausdruck. „Sie wundern sich, weil man noch vor Kurzem sich allerlei über ihn in die Ohren flüsterte. Aber der Mann hat sich wieder herausgerissen, durch welche Mittel ist mir nicht bekannt; allein — um Mittel ist Herr Morris nie verlegen, und so viel ist sicher, er hat sich herausgerissen. Sei dem also, wie ihm wolle, er steht nunmehr höher im Credit als je, und das Comité der vereinigten fünf Eisenbahngesellschaften hat ihn gestern zum Präsidenten erwählt. Seine Stimme ist daher die entscheidende; ja, man darf sagen, was er wünscht oder für pas-

[1] Auch diese Art zu betrügen ist eine ganz gewöhnliche und uns ist manche Stadt bekannt, wo ähnliche Mittel angewandt wurden. In New-York kauften die Stadtväter in der That einen solchen Platz um die genannte Summe, aber ein Markt ist bis jetzt daselbst nicht errichtet, weil es fast unmöglich ist, den Platz dazu herzurichten, außer wenn man noch extra unsinnige Summen zu seiner Entsumpfung verschleudern wollte.

send hält, gilt so viel als der Machtspruch eines Diktators. Von ihm hängt also Alles ab und ich fürchte, er ist mein persönlicher Feind geworden, denn mein Bob beging die Dummheit, ohne mich zu fragen, um seine Tochter anzuhalten, und erhielt einen Korb vom Mädchen."

„Herr Morris wird für uns sein," sagte jetzt Arthur Guerrier mit fester lauter Stimme. „Ich stehe gut für ihn, er muß uns unterstützen!"

Die Reihe des Erstaunens kam nun an Herrn Macquire.

„Sie sehen mich erstaunt an?" fuhr Arthur fort und seine kühnen Gesichtszüge erglühten. „Aber ich kenne den Banquier Morris. Er ist nicht blos ein entschlossener, er ist sogar ein waghalsiger Mann. Er scheut vor Nichts zurück und sein Grundsatz ist: nicht biegen, sondern brechen. Was meinen Sie, wenn wir ihm unsern Plan enthüllten? Wenn wir ihn einweihten in das Geheimniß, und ihn als dritten im Bunde aufnähmen? Er muß der Unsrige werden. Die Großartigkeit der Rolle, welche künftig New-York in der Herrschaft der Welt spielen wird, der fast wahnwitzige Zuwachs von Reichthum, welcher den Matadoren der Stadt zufließen muß, wenn unser Plan gelingt — dieß Alles muß so furchtbar aufregend auf ihn wirken, daß er unbedingt zugreift, und mit seinen zehntausend Stimmen Ihre Wahl durchsetzt."

Der Aldermann ging eine Zeitlang auf und ab, ohne ein Wort zu sprechen. „Arthur Guerrier," sagte er endlich, sich hart vor den letzteren stellend. „Wir spielen ein verwegenes Spiel und fast bereue ich's, mich je darauf eingelassen zu haben. Wenn nun der Banquier zum Verräther würde, wie erginge es uns, da wir unsere Streitkräfte noch nicht gesammelt haben?"

„Dann wäre ich verloren, nicht Sie," erwiederte Arthur kalt; „denn ich bin ein halber Ausländer, weil von französi-

schen Eltern herstammend, und Sie ein Amerikaner, weil Ihr Vater schon im Lande geboren war. Aber Herr Morris wird uns nicht verrathen. Er kann es nicht thun, sonst wäre er selbst ein verlorener Mann, wie Sie bald erfahren werden. Ich meine übrigens nicht, daß wir ihm jetzt gleich Alles mittheilen. Es ist genug, wenn ihm die Rolle, die New-York in der Zukunft spielen muß, einstweilen angedeutet wird. Doch, lassen Sie uns aufbrechen, es ist die höchste Zeit, wenn wir Herrn Tugendschein, den Redacteur des „Unabhängigen" noch treffen wollen, und — die Deutschen dürfen wir wahrhaftig nicht auf die Seite werfen; sie haben für uns fast so viel Werth, als die vereinigten Eisenbahncompagnien."

„Ich verlasse mich auf Sie," sagte der Aldermann, „und will Ihnen blindlings vertrauen."

Sie gingen in die untere Stadt hinab, um Herrn Tugendschein in seiner „Office," oder auf seinem Redactionsbureau, wie man in Deutschland sich ausdrücken würde, aufzusuchen. Alle Zeitungen New-Yorks kommen nämlich in der untern Stadt heraus, im Geschäftstheile, inmitten der Handelswelt. Das Local befand sich in der Annstreet, über drei Treppen, wo Druckerei, Expedition und Redaction vereinigt waren; doch hatte sich der Hauptredacteur ein besonderes Zimmer vorbehalten, wo er seine „Kunden" ungestört empfangen konnte.

„Herr Tugendschein," sagte Arthur Guerrier mit jovialem Tone, „sehr erfreut, Sie zu sehen. Habe die Ehre, Ihnen den Aldermann Macquire vorzustellen, den Candidaten der demokratischen Partei fürs Mayorsamt. Herr Macquire," wandte er sich an diesen, „dieß ist Herr Tugendschein, der durch seine Unparteilichkeit berühmte Redacteur des „Unabhängigen."

Die beiden Herren verbeugten sich gegenseitig und wir haben nun Gelegenheit, den durch seine Unparteilichkeit und

Ehrlichkeit berühmten Redacteur eines Näheren zu betrachten. Es war ein Mann von vielleicht etlichen und vierzig Jahren, mit einem ziemlich nichtssagenden, aber doch pfiffigen Gesichte. Er sah verlebt, wenn nicht heruntergekommen aus, aber in seinen grauen, unter einer blauen Brille verborgenen Augen lag ein Hochmuth, der dem ganzen Wesen desselben einen widerwärtigen, abstoßenden Charakter verlieh.

„Schon längst habe ich mich nach der Bekanntschaft des Mannes gesehnt," sagte Herr Macquire, „welcher die edle deutsche Nation so würdig repräsentirt. Es ist mir zwar nicht vergönnt, Sie in Ihrer Landessprache anreden zu können (die ganze Unterhaltung wurde nämlich, wie natürlich, in englischem Idiom geführt), in der Sprache, in der Ihre berühmten Dichter, Schiller und Göthe, schrieben; aber deßwegen bin ich doch von der tiefsten Achtung für den deutschen Genius, von der tiefsten Verehrung für deutsche Ehre und Treue, welche in der ganzen Welt sprichwörtlich sind, durchdrungen. Ja, ich möchte Sie inständigst ersuchen, Ihren Landsleuten diese meine Gesinnung in Ihrer nächsten Nummer des „Unabhängigen" kund zu thun, denn von allen denen, welche unser jetziges gemeinsames Vaterland groß gemacht haben, steht der deutsche Name oben an. Und wem," fuhr er mit erleuchtetem Antlitz fort, „wem könnte ich solche Kundgebung besser anvertrauen, als der Feder dessen, der durch seine Unbestechlichkeit eben so gut, als seine Gesinnungstüchtigkeit wie Verstandesschärfe eines hochgeehrten Rufes in der journalistischen Welt genießt? Wir Amerikaner wissen am besten die Macht der Presse zu schätzen und wir unterwerfen uns ihr als einer Gewalt, welcher der Höchstgestellteste sogar seinen Tribut bezahlen muß."

Herr Tugendschein fühlte sich offenbar geschmeichelt, aber

seine klugen Katzenaugen sahen dennoch ziemlich mißtrauisch unter der Brille hervor.

„Herr Macquire," erwiederte er, „wir Deutsche sind schon zu oft mit Worten am Gängelband herumgeführt worden. Die Zeit der Worte sind vorüber; wir verlangen Garantien, Herr Macquire, Garantien . . . ."

„Deßwegen eben achte ich Sie so sehr hoch, Herr Tugendschein," unterbrach ihn der Aldermann. „Glauben Sie, ich lese Ihren Unabhängigen nicht, weil er deutsch geschrieben ist? Im Gegentheil, ich kann ihn Morgens kaum erwarten, denn unter uns gesagt, er übertrifft durch sein klares Räsonnement sogar unser Babblingpaper; darum lasse ich mir ihn auch regelmäßig ins Englische übersetzen. Und mit welchem Interesse las ich Ihren neuesten Aufsatz, worin Sie Garantien verlangen! Sehen Sie zum Beweise, hier ist Ihre neueste Nummer, gerade die Garantienummer," — und mit diesen Worten überreichte er ihm das Zeitungsblatt, in welches nach der Anordnung Arthur Guerriers zehn Hundertthalerbanknoten eingewickelt waren, — „ich hoffe," fuhr er mit Pathos fort, „unsere englischen Zeitungen werden sich den Artikel zu Nutzen machen und ebenfalls, wie Sie, bei den Candidaten für die verschiedenen Aemter auf Garantien dringen, auf klare, deutliche Garantien, auf die man sich verlassen kann."

Herr Tugendschein öffnete die zusammengewickelte Zeitungsnummer und schob die Banknoten ruhig in die Tasche, als ob sich das von selbst so verstände. Ein Blinzeln seiner Augen überzeugte ihn, daß Arthur Guerrier gerade sein Augenmerk anderswohin gerichtet hatte. „Herr Macquire," sagte er jetzt, „Sie führen eine offene, gerade, redliche Sprache, wie ich sie an einem Manne liebe. Ich war von Anfang an des halben Glaubens, daß wir in Ihnen den besten Candidaten für das

Mayorsamt finden würden; aber nunmehr bin ich vollkommen davon überzeugt. Was nun die anderweitigen politischen Fragen, besonders die Sklavenfrage betrifft, so hoffe ich ebenfalls, daß wir ganz einerlei Meinung sein werden, denn Sie sind doch nicht für eine plötzliche und gewaltsame, sondern für eine allmählige, sich von selbst entwickelnde, dem blinden Auge des Laien vielleicht gar nicht sichtbare Emancipation der Nigger, natürlich mit der dem Süden schuldigen Rücksicht? Nicht so?"

„Mir ganz aus der Seele gesprochen, verehrtester Herr Tugendschein," versetzte der Aldermann. „Man könnte sich nicht klarer ausdrücken."

„Ihr Grundsatz ist ferner: vollständige Gewissens- und Religionsfreiheit. Keine Sonntagsfeier, kein Temperenzgesetz, Schutz der Einwanderer, Gleichstellung der deutschen Bürger mit den Eingebornen."

„Tod aller Tyrannei!" rief Herr Macquire begeistert. „Herr Tugendschein, Sie müssen noch einer der unsrigen, ich meine einer unserer Staatsmänner werden. Das nächste Mal werde ich Sie als Candidaten für das Repräsentationshaus in Vorschlag bringen."

„Ich habe nun meine Garantien," fuhr der Redacteur mit Betonung fort, „denn das versteht sich von selbst, daß die Vorwürfe, die man Ihnen wegen Betheiligung an Ausrüstung von Sklavenschiffen und dergleichen macht, pure Verläumdungen sind. Diesen werde ich mit der Gewalt meiner Rede entgegenzutreten wissen. Wenn mir aber vollends Einer kommt, der die Schändlichkeiten der Knownothingsblätter wiederholt und von Betrügereien, die Sie vordem begangen haben sollen, zu sprechen wagt, den, verlassen Sie sich darauf, Herr Macquire, den schmettere ich nieder, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll."

„Sie werden also meine Wahl unbedingt unterstützen, Herr Tugendschein," sprach nun der Aldermann mit dem freundlichsten Zunicken. „Ich darf auf Ihr Blatt rechnen?"

„Durch Dick und Dünn," rief der Redacteur, „denn ich habe nun Garantien."

„Aber," meinte jetzt Arthur Guerrier, der einstweilen zur Seite gestanden und sich nicht ins Gespräch gemengt hatte, „es gibt in der hochangesehenen deutschen Nation so Viele, die doch noch immer einige Anstände haben könnten, weil ihr Zartgefühl ein so überaus feines ist. Auch möchten sich vielleicht Andere beleidigt fühlen, wenn man sie nicht persönlich um ihre Unterstützung anginge. Könnte nicht da ein Auskunftsmittel getroffen werden? Ein Mann, der in so hohem Ansehen steht, wie der Redacteur des Unabhängigen, würde sicherlich . . . ."

„Halten Sie, Herr Guerrier!" rief Tugendschein. „Halten Sie, Sie bringen mich auf einen gloriosen Gedanken. Ja, Sie haben recht, so viel Köpfe, so viel Sinne, das ist ein altes und wahres deutsches Sprichwort. Aber ich werde sie alle unter einen Hut bringen; ich werde diese Köpfe, und wenn sie einander noch so quer gegenüberstehen, vereinigen zu einem großen Ganzen. Der Gedanke ist glorios, ganz meiner würdig! Wissen Sie, was wir thun?" fuhr er heftig gesticulirend und mit großen Schritten das Zimmer messend fort. „Wir feiern ein deutsches Verbrüderungsfest. Einen großen deutschen allgemeinen Commers feiern wir, wo die verschiedenen Nationalitäten in einander aufgehen werden. Sie verstehen natürlich nichts hievon, denn Sie wissen gar nicht, was ein Commers ist, aber das thut nichts, wenn Sie nur das Geld dazu hergeben. Der Gedanke ist gottvoll, er führt Ihnen drei Viertheile aller deutschen Stimmen zu. Sie regaliren die gesamm-

ten deutschen Wähler im Volksgarten. Bier und abermals Bier wird in großen Fässern gratis aufgelegt. Die Elite der Gesellschaft versammelt sich bei einem frugalen Abendessen im Nebensaale. Wenn Alles im schönsten Einklang ist, erscheinen Sie mit Ihren Freunden. Sie lassen Champagner auftragen; Sie halten eine Rede; die Worte „german friend,“ „german nation,“ und „liberty“ wiederholen Sie recht oft darin; und ich stehe Ihnen dafür, Sie werden mit Enthusiasmus empfangen und mit einem Sturmesgruß überschüttet werden, dessen in der amerikanischen Geschichte noch gar nicht erhört ist. Und Alles dieß für ein paar hundert Thaler an Bier und Champagner!“

Der Gedanke war wirklich glorios und eben so glorios war seine Ausführung, denn der große Commers oder das Verbrüderungsfest aller Deutschen wurde auf die Anregung Herrn Tugendscheins in der That wenige Tage darauf abgehalten. Das Bier floß in Strömen, noch voller floßen die Ströme von Freiheitsredensarten in der Rede des Mayorskandidaten, — die Deutschen konnten nicht widerstehen, sie stimmten Alle bis auf wenige Ausnahmen für den „Freund der großen und edlen deutschen Nation,“ der so begeistert für dieselbe war, daß er mit Dutzenden, ja mit Hunderten das Bierglas in der Hand anstieß und sogar mit ihnen sich gedutzt haben würde, wenn das Sichdutzen in der englischen Sprache gebräuchlich wäre! Noch jetzt spricht man von diesem gloriosen Verbrüderungsfeste und von dem außerordentlichen Siege, den dadurch die Deutschen in New-York für die demokratische Partei errangen!

Noch glorioser fast, als dieses nachherige Fest war der Zeitungsartikel, der den andern Tag im „Unabhängigen“ zu lesen war. Herr Tugendschein sprach darin von erhaltenen Ga-

rantien, die so „greifbar“ seien, daß auch der Scrupulöseste damit sich zufrieden geben müsse. Zugleich erklärte er, aus den genauesten und zuverlässigsten Quellen erforscht zu haben, daß an all den erbärmlichen Lügen über den hochverehrten Herrn Macquire auch nicht Ein wahres Wort sei. „Die Deutschen wissen,“ rief er am Schlusse des Artikels emphatisch, „daß Sie sich auf den Unabhängigen verlassen können; der Unabhängige hat geprüft, sorgfältig geprüft und sein Wahlspruch ist: Stimmt für Aldermann Macquire, den Freund der Deutschen.“

Nachdem nun so mit dem Redakteur des Unabhängigen Alles glücklich ins Reine gebracht war, entfernte sich Herr Macquire mit Arthur Guerrier, um noch tiefer in die Stadt hinabzuschreiten, in die Wallstreet nämlich, wo Herr Morris seine Office hatte. Ein New-Yorker Banquier von einigem Ansehen kann nämlich sein Geschäftsbureau in keiner andern Straße haben, weil man sonst gar nichts auf ihn halten würde. Das Bureau des Herrn Morris befand sich in einem prächtigen Marmorhause, das gerade gegenüber der Exchange, d. i. der Börse New-Yorks, errichtet war; und nur eines der ersten Bankhäuser konnte hier seine Office haben, weil in einem solchen Hause die Rente oder der Miethzins nach dem Quadratzoll, nicht nach dem Quadratfuße ausgemessen wird.

„Ich hoffe, er wird zu treffen sein,“ sagte Herr Macquire, als sie die Marmorstufen hinanstiegen. „Es ist seine Zeit jetzt. Aber meine Hoffnungen, ihn für unsere Sache zu gewinnen, sind gering.“

Herr Morris befand sich gerade im großen Geschäftszimmer, wo er einem seiner Buchhalter geheime Instruktionen gab, als die beiden Herren eintraten. Ein Blitz von Schadenfreude und geheimem Triumph flog über sein Gesicht, als er den Aldermann sah. Doch war es nur ein Blitz und voll

Artigkeit führte er den Besuch in ein kleines Nebengemach, das der neue Eisenbahnpräsident sich für seine Privataudienzen vorbehalten hatte. Es war nur ein sehr kleines Gemach und sehr einfach möblirt, aber dicke Mauern und doppelte Thüren schieden es von dem großen Geschäftszimmer ab, so daß man außen kein Wort von dem vernehmen konnte, was hier innen verhandelt wurde. Ein New-Yorker Handelsherr hat oft und viel Dinge zu besprechen, die nicht nur nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nicht einmal für die Ohren seiner vertrautesten Diener passen, ja, die so heikler Natur sind, daß es sogar zu viel ist, wenn nur ein Dritter um das Geheimniß weiß!

„Ich hoffe, Sie kommen nicht in Familienangelegenheiten, Herr Macquire," sagte Morris; „denn in dieser Sache haben Sie schon mein letztes Wort gehört. Sie werden mich doch nicht unter die Rabenväter rechnen, die ihren Kindern in Herzensangelegenheiten Vorschriften machen? Meine Tochter wenigstens hat hierin ganz freie Wahl."

„Wenn ich in Familienangelegenheiten gekommen wäre," versetzte der Aldermann kalt, „so wäre ich allein gekommen. Auch ich betrachte jene Sache als abgemacht und mein Bob wird hoffentlich so viel Ehrgefühl besitzen, nicht zum zweiten Male sich da eindrängen zu wollen, wo er das erste Mal abgewiesen worden ist. Nein, wir kommen in öffentlichen Angelegenheiten, wir kommen im Interesse der großen demokratischen Partei, der wir angehören."

„Auch in dieser Beziehung bedaure ich, Ihnen keine günstige Antwort ertheilen zu können," fuhr der Banquier fort. „Wir haben uns für die amerikanische Partei entschieden, für die Partei der vereinigten Republikaner und Knownothings, welche allein das nationale Interesse Amerikas vertritt. So eben ertheilte ich meinem ersten Buchhalter Befehl, die nöthigen

Ausschreiben und Cirkuläre zu besorgen. Sie kommen also zu spät, meine Herren."

Abermals flog jener Blitz von Schadenfreude über sein Gesicht, welchen wir vorhin schon bemerkt haben. Offenbar war es nicht das Interesse des Staats, das ihn zu diesem Entschlusse gebracht hatte, sondern sein eigenes, sein Privatinteresse. Bei wem wäre auch in Amerika ein anderes Interesse maßgebend?

„Sie sind zu vorschnell, Herr Morris," erwiederte Herr Macquire; „überlegen Sie sich die Sache noch einmal. Stellen Sie Ihre Bedingungen höher, als Sie bisher thaten, wir werden Ihnen in keinem Stücke eine abschlägige Antwort ertheilen."

„Es ist zu spät," erwiederte der Banquier mit spöttischer Bestimmtheit. „Die Sache ist abgemacht."

„Ich denke doch nicht," meinte nun Arthur Guerrier, seinen kalten höhnischen Blick fest auf den Banquier richtend. „Ich bin der Ansicht, Herr Morris wird mir zu Liebe seine Ansicht noch ändern und seinem Buchhalter entgegengesetzte Instruktionen ertheilen."

„Ihnen zu Liebe, Herr Arthur Guerrier?" rief der Banquier erstaunt aufsehend. „Ich habe schon viel von Ihnen gehört, und weiß, daß Sie einen außergewöhnlichen Einfluß auf unsere jungen Broadwayherren und vielleicht auch noch auf andere Gesellschaften ausüben. Aber mögen Sie auch das anerkannte Haupt unserer nichtsthuenden vornehmen Jugend sein, so wüßte ich doch nicht, welchen Einfluß dieser Umstand auf meine Gesinnung haben könnte. Wir kennen uns, glaube ich, nicht näher," setzte er stolz hinzu, „denn ich habe mich noch nie intimer Beziehungen zu Ausländern zu rühmen gehabt."

„In der That, Herr Morris?" erwiederte Arthur mit

einem noch höhnischeren Blicke. „Da muß ich Ihnen doch einige Namen in Ihre Erinnerung zurückrufen, die Ihr Gedächtniß vielleicht so weit auffrischen, daß Sie sich des armen Halbausländers wieder besinnen."

Er nahm den Banquier auf die Seite und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

„Was?" rief dieser fast laut und plötzlich zurückfahrend. „Sie sind Capitän Neptune? Sie spielen also eine Doppelrolle, die Rolle eines Anführers von Räubern und Mördern und die eines Oberhauptes unserer tapferen Nichtsthuer und Sportsmen?[1] Ich danke ihnen für dieses Geheimniß, auf dessen Spur ich schon seit einigen Tagen gekommen bin. Aber wissen Sie nun, daß Sie jetzt in meiner Hand sind und nicht in der Ihrigen? Es kostet mich ein einziges Wort und Sie sitzen in den Tombs, aus denen herauszukommen Ihnen schwer fallen dürfte."

„Sie vergessen die nächtliche Visite auf Ihrem guten Schiffe Amarinth," lächelte Arthur.

„Nein, ich vergesse sie nicht," entgegnete der Banquier trotzig, „aber wo ist denn ein Zeuge, der unserer Unterredung in der Jamesstreet beigewohnt hätte? Und welcher Richter

[1] Sportsman kann im Deutschen nicht mit Einem Worte wieder gegeben werden. Es bedeutet einen jungen Mann, der seine Zeit mit Fischen und Jagen, mit Reiten und Fahren hinbringt. Die Sportsmen sind Menschen, die keine bestimmte Beschäftigung haben, sondern nur dem Vergnügen leben. Man versteht unter ihnen in New-York die aristokratische Jugend, deren Aufgabe es ist, sich auf den Straßen herumzutreiben, lüderliche Häuser zu besuchen, sich zu boxen und zu betrinken und doch Entrée in den feinsten Gesellschaften zu haben.

würde Ihnen Glauben schenken, wenn Sie bei ihm eine Klage gegen mich vorbringen wollten?"

„Da muß ich also nothwendig in die Tombs," höhnte wieder der Andere, aber so leise sprechend, daß ihn selbst Herr Morris, über den er sich gebeugt hatte, kaum verstand, „wenn Sie mich nicht aus Barmherzigkeit außen lassen! Ein Glück, daß ich dort schon ziemlich bekannt bin und auch Bekannte treffen werde, z. B. den rothen Juden Isaak, von dem man sagt, daß er den Brand in der Beckmannsstreet angestiftet habe und Willens sei, zu beichten, wenn er nicht bald von seinen vornehmen Gönnern aus der Klemme befreit werde. Haben Sie zufällig nicht auch von der Geschichte gehört, Herr Morris?" setzte er kalt hinzu, den Banquier mit den Augen fast durchbohrend.

Er wandte sich ruhig um, als ob er Willens wäre, das Zimmer zu verlassen.

„Halt, halt, Capitän, Herr Guerrier, wollte ich sagen," rief jetzt der Banquier, dessen Wangen sich mit einer tödtlichen Bläße überzogen. „Bleiben Sie, Capitän. Ich glaube, ich werde mich mit Ihnen verständigen können."

„So soll ich also nicht in die Tombs?" lächelte Arthur.

„Still, um Gotteswillen, schweigen Sie über die dumme Drohung," flüsterte der Banquier, immer noch todesblaß. „Also der Jude sitzt noch? Dann hat mich der Richter, der den Fall unter sich hat, betrogen. Aber nein, es kann nicht sein. Ephraim sagte mir doch, der einzige Zeuge, der gegen Isaak da ist, sei entfernt worden, und dann gäbe es ja gar keinen Anhaltspunkt für die Klage auf Brandstiftung?"[1]

[1] Ein in New-York sehr gewöhnliches Mittel, einer Criminalklage den Stiel abzubrechen, ist das, die Zeugen zu entfernen und zwar entweder durch Bestechung, so daß sie sich selbst aus der Stadt

„Gewiß wurde der Zeuge entfernt," lächelte wieder der Capitän der Thugs. „Ich weiß dieß ganz sicher, denn ich ließ ihn durch meine Leute aufheben, und habe auch das Geld, das Sie für die Entführung des Privatnachtwächters bezahlten, richtig in Empfang genommen. Aber ich fand es für gut, denselben einstweilen in der Brauerei in sicherem Gewahrsam zu halten, bis ich wußte, ob der Banquier Morris zu uns stehen wird oder nicht. Sollte zufällig das letztere der Fall sein, so wäre ich natürlich gezwungen, den Nachtwächter auf die Zeugenbank zu stellen, und der Jude Isaak würde dann der That, die er begangen, überwiesen. Deßwegen hat der Letztere auch geschworen, die ganze Wahrheit zu sagen, wenn man ihm nicht aus der Patsche helfe. Natürlich! Er handelte ja nur auf Befehl eines Dritten und er wird darum nicht allein, sondern mit diesem Dritten nach Singsing wandern wollen!"

Dieß Alles sagte der Capitän Neptune oder Arthur Guerrier so ruhig und kalt, als wäre es die angenehmste oder doch gleichgültigste Sache von der Welt. Dem Banquier Morris aber standen schwere Tropfen auf der Stirne.

„Also, wenn ich zu Ihnen übertrete, wenn unsere Gesellschaft sich zu der demokratischen Partei entscheidet," keuchte er

machen und so zu sagen verschwinden, oder auch durch Gewalt, wenn die Zeugen allzuviel verlangen oder gar der Bestechung nicht zugänglich wären. Eine Menge von Verbrechern geht auf diese Weise straffrei aus, denn wenn die Zeugen fehlen, so hebt sich die Klage von selbst und bei Mord greift man daher, wenn irgend möglich und wenns nicht zu viele Zeugen sind, besonders gern zu diesem Mittel. Natürlich muß der betreffende Richter ebenfalls bestochen werden, um dieses Manövre ausführen zu können; denn wäre dieser nicht mit einverstanden, so würde er die Zeugen gefänglich festhalten.

endlich mühsam hervor, „so wird der Zeuge nicht erscheinen?"

„Er wird heute Abend noch auf die Isabelle gebracht werden," erwiederte Arthur mit Nachdruck, „und diese — Sie wissen, es ist ein Schiff, welches Herrn Macquire gehört und dessen Bestimmungsort die Küste von Guinea ist — lichtet morgen früh die Anker. Sie können sich selbst von der Abfahrt überzeugen."

„Ein Sklavenschiff also!" sagte der Banquier, „dort wäre er sicher genug aufgehoben."

„Und wird nie wiederkehren, außer wenn er das Versprechen leistet, ewiges Stillschweigen zu beobachten," setzte Arthur hinzu. „Der Freilassung des Juden steht dann kein Hinderniß mehr im Wege und die ganze Anklage auf Brandstiftung muß fallen gelassen werden. Nun? Gilt der Handel?"

„Er gilt," erwiederte Herr Morris, schwer aufathmend.

Herr Macquire war inzwischen ans Fenster getreten gewesen und hatte von dort aus emsig die Pflastersteine gezählt oder die Vorübergehenden betrachtet; denn er war discret genug, die geheime Unterredung seines Verbündeten mit dem Banquier nicht zu stören. Jetzt erst wandte er sich um, als er die laute Stimme Arthur Guerriers hörte.

„O, ich wußte es zum Voraus," rief dieser mit fröhlichem Spotte, „es war gar nicht möglich, daß Herr Morris meinen Gründen widerstehe!"

„Und es soll Sie wahrlich nicht gereuen, Herr Morris," sagte jetzt der Aldermann, dem Banquier die Hand reichend. „Noch ist es nicht an der Zeit, Ihnen Weiteres mitzutheilen, aber lassen Sie die Wahlen vorüber, lassen Sie sie in unserer Stadt so ausgefallen sein, wie wir es wünschen und hoffen, dann mögen immerhin die vereinigten Republikaner und Know-

nothings auf dem Lande siegen und vermeinen, unsere Stadt unter ihren Scepter zu bekommen und von Albany aus zu regieren;[1] sie werden sich verdammt täuschen, denn die Stadt New-York ist für sich stark und groß genug, um es mit dem ganzen Staate aufzunehmen und der Legislatur[2] mit sammt dem Gouverneur Trotz zu bieten.“

Der Handel war nun abgemacht. Die Eisenbahncompagnieen stellten sich auf die Seite der Demokraten! Gleich darauf gingen die beiden Besucher, von Herrn Morris bis unter die Thüre geleitet, und der Händedruck, den sie sich zum Abschied gaben, hätte nicht cordialer sein können. Aber kaum war Herr Morris in sein Cabinet zurückgekehrt, so ballte er die Faust vor Zorn.

„Der elende ausländische Hund hat mich überlistet,“ rief er wüthend; „ich muß mich für jetzt fügen und dem Burschen zu Willen sein. Aber meine Zeit wird auch kommen. Ha! Was sagte Macquire vom Widerstand der Stadt gegen die Legislatur? So wahr ich lebe, sie haben Etwas im Schilde und ich werde hinter ihre Pläne kommen. Nur Geduld, mein Freund, du sollst den Banquier Morris noch näher kennen lernen! Der Jude wird morgen vom Richter entlassen werden; denn wenn der Zeuge verschwunden ist, so muß es für Brewster ein Leichtes sein, ihn herauszubekommen. Aber dann

[1] Die Stadt Albany ist der Sitz der Regierung für die Stadt New-York.

[2] Legislatur — der gesetzgebende Körper, aus dem Senate und dem Repräsentantenhause jedes einzelnen Staates bestehend. Der Gouverneur des Staates ist der Vollstrecker der von der Legislatur erlassenen Gesetze.

soll sich der Isaak dem Capitän Neptune oder Arthur Guerrier, wie er jetzt heißt, auf die Fersen hängen, bis er so viel heraus hat, daß wir ihn fassen können, ohne daß derselbe ahnt, daß ich die Hände mit im Spiele habe. Der Mensch weiß zu viel von mir und benützt dieß auf eine zu entschiedene Weise, als daß wir neben einander existiren könnten. Er oder ich! Ich denke aber, es wird Er sein!"

11.

Marie und Käthe.

In der Nähe von New=York befindet sich ein ebenes Stück Feld, das von einer schlechten Mauer umgeben, eine Menge kleiner Hügel aufweist, die wie Grabhügel aussehen. Es sind auch Grabhügel, obgleich kein Denkmal, kein Baum, nicht einmal ein einfaches Kreuz sie ziert! Ein Grabhügel reiht sich an den andern, wie die Furche eines Ackers neben die andere Furche; aber wer sagt uns die Namen derer, welche hier unter diesen Furchen begraben liegen? Kein Mensch weiß es, kein Mensch braucht es zu wissen, denn wir befinden uns ja in Pottersfield und Pottersfield ist der Kirchhof der Armen!

Pottersfield, zu deutsch der Töpferacker, so genannt von dem schmutzigen, lehmartigen Aussehen des Bodens, — welcher Gegensatz zwischen Pottersfield und Greenwood Cemetry! Hier, auf Greenwood, begräbt man die Menschen, welche Geld haben, die Menschen, welche den Fleck Erde, in welchem sie die letzte Ruhe genießen wollen, mit Thalerstücken zu bezahlen

im Stande sind, die Menschen, welche sich schon bei Lebzeiten ein Marmorgrabdenkmal auslesen, und — in Pottersfield begräbt man diejenigen, welche auf „Unrechts=," d. i. Gemeindekosten, hinausgeschleppt werden! O, die Stadt New=York ist eine große und reiche Stadt, und das Ausland ist voll ihres Ruhmes, denn die großartige Mildthätigkeit ihrer Institutionen geht so weit, daß auch der Arme, ja sogar der Selbstmörder, oder der vom Henker zum Tode Beförderte keine Angst haben muß, seinen Leib auf der Anatomie transchirt zu sehen! Ist das nicht ein Trost? — Auch der Arme, der Inländer, wie der Ausländer, der natürlich Gestorbene, wie der Selbstmörder, erhält auf Kosten der Gemeinde sein ehrlich Begräbniß! Er darf sicher sein, nicht nach dem Tode, seiner Armuth wegen, zerschnitten und transchirt zu werden! — Oder wäre es etwa anders? Wäre Pottersfield kein ehrlich Begräbniß? Lieber Leser, war der Schindanger, auf dem in Deutschland die Gerichteten früher verscharrt wurden, ein ehrlich Begräbniß? Nun — Pottersfield wird als der Schindanger für die Todten betrachtet! Oder würden sich nicht etwa die in Greenwood Beerdigten in ihren Gräbern umdrehen, wenn ein „auf Unrechtskosten Beerdigter" seine letzte Wohnstätte in ihrer Mitte bekommen sollte? Sie — die Bewohner von Greenwood — sind ehrlich begraben, aber — die in Pottersfield? Wahrhaftig, auch dem Niedrigsten und Elendesten bricht fast das Herz, wenn er daran denkt, daß seine Bestimmung sei, in Pottersfield begraben zu werden, in Pottersfield, dem Kirchhof der aus der menschlichen Gesellschaft Verstoßenen, dem Kirchhof der Gerichteten, der Selbstmörder, der — Armen! Braucht man noch eines weiteren Beweises dafür, daß in New=York Armuth ein Verbrechen ist?

Es war am Abend des Tages, welcher der letzten Coronerssitzung über den an John Price begangenen Mord folgte. Der Himmel strahlte im schönsten Blau und die Sonne vergoldete die Berge New-Jerseys, daß sie wie feurige Wolken erglänzten. Eine tiefe Stille herrschte auf dem Armenkirchhofe von Pottersfield, denn dieser Kirchhof wird von keinem Fremden, von keinem Angehörigen besucht. Wer hier begraben liegt, ist der ewigen Vergessenheit anheimgefallen! Doch, wir haben Unrecht; Ein Mensch befand sich auf dem Kirchhof, es war der Todtengräber. Er grub ein neues Grab, nicht tief, nicht breit, nicht lang, — wenn es nur knapp zulangte, um den schlichten Sarg hineinzubringen. Gleich darauf sah man ein Wägelchen heranfahren. Es fuhr im schnellsten Trabe und auf dem bequemen Vordersitze befand sich ein Mann, der gemüthlich seinen Pfeifenstummel rauchte. Das Pferd war ein fast schneeweißer Schimmel und mit keinerlei Art von schwarzen Bändern oder Flor geschmückt. Auf dem Wägelchen lag eine leichte hölzerne, braun angestrichene Kiste, die dem Futteral einer Baßgeige[1] ausnehmend ähnlich sah. Kein anderes Gefährt mit etwaigen Leidtragenden folgte dem Wägelchen; auch kein Geistlicher war dabei, um ein Paar Worte am Grabe zu sprechen; o nein, nicht Ein anderer Mensch befand sich bei dem Wägelchen, als der Fuhrmann, welcher seinen Pfeifenstummel dampfte! Als der Letztere in den Kirchhof eingefahren war, lenkte er der Stelle zu, wo der Todten-

[1] Die Form der New-Yorker Särge ist in der That ganz dieselbe, wie die der Baßgeigenfutterale bei uns. Die Farbe des Pferdes, das den Pottersfieldleichenkarren führt, ist natürlich keine vorgeschriebene; eine auffallende Erscheinung ist aber, daß der Karrenführer fast immer einen Schimmel wählt, wie durch hunderte von Zeugen zu belegen ist.

gräber so eben mit dem Grabe fertig geworden war; aber nicht einen Augenblick mäßigte er die Eile seines Pferdes, bis er an dem Grabe hielt; nicht einen Augenblick kam ihm der Gedanke, daß die heilige Ruhe der Gräber durch sein schnelles Dahinjagen gestört werden könnte! — Am Grabe angekommen, stieg er ab und winkte dem Todtengräber vertraulich zu. Zugleich langte er in die Tasche und reichte demselben ein Blatt Papier; und was enthielt das Letztere? Das Beerdigungscertificat für einen Todten; denn das Baßgeigenfutteral enthielt, wie der Leser längst ahnte, eine Leiche und das leichte Wägelchen war der Todtenwagen nach Pottersfield! Der Todtengräber schob das Certificat in die Tasche und die Beiden schritten nun auf das Wägelchen zu. Der Eine packte den Sarg vorn, der Andere hinten. Mit einem Ruck hatten sie ihn herab, denn sein Inhalt mochte nicht schwer sein; mit einem Ruck hielten sie ihn über dem Grabe und mit einem Ruck lag er unten auf dem Grunde. Wohl möglich, daß von dem schnellen Fall der Sargdeckel sprang; vielleicht kollerte auch der Leichnam heraus; aber die beiden Männer bekümmerten sich nichts darum. Der Karrenführer zündete sich seinen Pfeifenstummel von neuem an, sprang auf den Bock und fuhr so schnell davon, als er hergefahren war: der Todtengräber biß sich ein Stück Kautaback ab, ergriff seine Schaufel und bedeckte den Sarg mit Erde. Dann nahm er die Schaufel auf die Achsel und machte sich ruhig auf den Heimweg. Das war eine Beerdigung auf dem Armenkirchhofe von Pottersfield. Keine Seele war dabei, als der Führer des Todtenwagens und der Todtengräber; nicht Ein Anverwandter, nicht Ein Leidtragender; nicht einmal ein Vaterunser wurde bei der Beerdigung gesprochen, nein, man warf den Leichnam in sein Loch, wie der Abdecker ein verendetes Thier

in die zu diesem Zwecke bereitete Grube. Und doch war jener Leichnam noch vor wenigen Stunden die Hülle eines jungen Mädchens gewesen, das geathmet, gelebt und geliebt hatte mit demselben Rechte, wie die Tochter des reichsten Geldfürsten! Die Hülle eines Mädchens, das, wenn unter andern Verhältnissen geboren und erzogen, vielleicht eine Zierde der menschlichen Gesellschaft geworden wäre!

Der Todtengräber hatte das Hofthor, welches auf den Kirchhof von Pottersfield führt, wieder verschlossen, und es lag nun eine Stille und Einsamkeit auf dem öden Felde, die fast unheimlich war; denn sie wurde nicht einmal durch den Sang eines Vogels unterbrochen.[1] Sollte es in der That in dem großen von fast einer Million Menschen bewohnten New-York nicht Eine Seele geben, die sich um die so eben Beerdigte zu bekümmern gehabt hätte? Sollte unter einer Million Menschen nicht Ein theilnehmendes Herz sein? Nein, so verlassen ist die Verstorbene doch nicht, denn siehe da, eine Person nähert sich dem Kirchhof. Es ist ein hochgewachsenes weibliches Wesen mit kalten, strengen Augen und mit einem herben Ausdruck im Gesicht, der fast wie Hohn, Verachtung und Lebensüberdruß zugleich aussieht. Das Mädchen oder die Frau steigt,

[1] Bekanntlich hat Amerika, wenigstes Nordamerika keine Singvögel. Diese Zierden unserer Wälder und Felder fehlen dort fast gänzlich. Es ist dieß eine Thatsache, die dadurch nicht widerlegt wird, daß in neuester Zeit einzelne Reisende von einer Vogelgattung sprechen, die im Westen gefunden werde und viele Aehnlichkeit mit unsern Drosseln habe; denn auch zugegeben, daß eine Art von Singvögeln in den Wäldern des Westens zu finden sei, so wird doch kein Mensch in Abrede ziehen, daß die Singvögel „im Allgemeinen" total fehlen. Was sollten sie auch in einem Lande thun, welches aller Poesie baar ist?

ohne sich lange zu besinnen, über die niedere Kirchhofmauer und geht der Stelle zu, wo der neuaufgeworfene Grabhügel liegt. Vor dem Grabhügel hält sie still und schaut lange und düster darauf hin. „Wer auch da drunten liegen und ausruhen dürfte!" murmelt sie jetzt vor sich hin. Dann zieht sie einen kleinen aus Moos und Blumen geflochtenen Kranz hervor und legt diesen auf das frische Grab. „Armes, armes Kind!" murmelt sie abermals. „So jung und doch so elend! Oh, die Teufel von Menschen und jener Oberste aller Teufel! Hätte ich ihn hier, hier zu dieser Stelle, welche Lust wäre es, ihn an diesem Grabe zu martern und langsam verbluten zu lassen!" Die Augen der Frau sprühten Feuer und ihre Nasenflügel erweiterten sich, als sie so sprach. Aber jetzt wurde die lautlose Stille plötzlich durch einen schrillen Gesang und ein gleich darauf folgendes gellendes Lachen unterbrochen. Dieser Gesang und dieses Lachen gehörte einem andern weiblichen Wesen an, das mit wirren Gesichtszügen und aufgelösten Haaren unter den Gräbern herumschwankte und jetzt gerade dem Platze zuging, wo die Frau, von der wir so eben gesprochen, stillhielt.

„Bei Gott, die tolle Käthe!" rief die Letztere.

„Marie," schrie in demselben Augenblicke das andere Mädchen, laut aufjauchzend. „Hurrah, Marie, hast du endlich diesen lustigen Ort auch gefunden? Komm', tanze mit mir; es gibt keinen Tanzboden in ganz New-York, wo mir so wohl zu Muthe wäre, als hier."

„Du bist betrunken oder verrückt, Käthe," erwiederte Marie. „Siehst du das neu errichtete Grab hier nicht? Willst du es beschimpfen, weil es das Grab des Elends ist?"

„Ein neues Grab, sagst du?" schrie wieder die trunkene Käthe. „Komm', da müssen wir das Todtenmahl halten, oder

vielmehr den Todtentrunk. Kein Todter kann gut schlafen, wenn man nicht über seinem Grabe getrunken hat."

Sie zog eine Flasche mit Brändi aus der Tasche und setzte sie an den Mund, einen tiefen Zug thuend; dann reichte sie dieselbe ihrer Freundin.

„Ich mag nicht trinken, Käthe," sprach Marie ernst, fast unwillig. „Wüßtest du, wer hier begraben liegt, du würdest keinen Muthwillen mehr treiben."

„Muthwillen? Ich, Muthwillen treiben?" versetzte jetzt Käthe in einem durchaus veränderten Tone. Und nicht blos mit ihrer Stimme, sondern auch mit ihrem Gesichte ging eine merkwürdige Umwandlung vor. Statt des bisherigen trunkenen Lachens lag nun ein so grimmiger Hohn darin, als ob sie noch nie etwas anderes gefühlt hätte, denn Haß und Verachtung! „Du kannst glauben, Marie," fuhr sie flüsternd fort, ihre Hände gegen die Schläfe pressend, „daß die tolle Käthe Muthwillen treibe, daß sie dieses Grab beschimpfen wolle? Oh, Marie, siehst du denn nicht, daß ich mich blos freue, weil wieder ein Stück Elend weniger auf der Welt ist? Daß ich mich freue, weil wieder eins unserer unseligen Mitgeschöpfe Ruhe im Grabe gefunden hat? Komm, laß' uns hier niedersitzen. Du hast den Todten hier unten gekannt; erzähle mir von ihm, dann will ich dir auch eine Geschichte erzählen, eine Geschichte, so schaurig und grausig, daß du ein starkes Herz haben mußt, wenn dir nicht bange dadurch wird."

Die beiden Mädchen setzten sich auf das frische Grab, unter dem so eben ein kaum Gestorbener beerdigt worden war.

„Du hast sie nicht gekannt, Käthe," begann Marie (denn wir haben in der That Marien, das Mädchen aus Mutter Mags Biersalon vor uns), „du hast sie nicht gekannt, die Arme, die nun hier unten schläft. Ich selbst lernte sie erst

gestern Abend kennen, von wo an ich bei ihr blieb bis heute früh, d. h. bis zu ihrem Todes- und zugleich Beerdigungstage. Wie ich sie kennen lernte, wie sie sich nannte, und wie sie starb, — dieß gehört nicht hierher. Diese Erzählung muß ich für einen Andern aufbewahren, der ein größeres Interesse daran hat. Aber doch wirst du Mitleid mit der Verstorbenen haben, Käthe, denn siehe, sie war ein junges, blindes Mädchen, und blind war sie von ihrer Jugend an, so lange sie sich erinnern konnte. Sie kannte weder ihren Vater noch ihre Mutter. Der einzige Mensch, der sich ihrer annahm, war ein alter Mann, der sie einem Blindenasylum übergab, dessen Vorsteher durch seine Frömmigkeit bekannt, dessen Patron der hochgeehrteste Pfarrer in der Stadt ist. Das Kind wurde vierzehn Jahre alt. Es wußte nichts von der Welt, denn es kam nie aus dem Blindenasylum heraus; es wußte blos, daß es alle Tage Hunger fühlte, weil es nicht genug zu essen bekam. Mit einem Male besserte man ihm die Kost, mit einem Male erhielt es ein eigenes Zimmerchen. Es hatte Gnade gefunden vor den Augen des hochgestellten Geistlichen! Was nun folgte, — brauche ich dir's zu sagen? Aber das blinde Mädchen kannte seinen eigenen Zustand nicht; es war immer noch Kind, ob es gleich bald Mutter werden sollte! So stand es bis vor wenigen Tagen; da bekam plötzlich der fromme Prediger Angst, die Sache möchte ruchbar werden; er entfernte also das arme blinde Mädchen bei Nacht und Nebel und brachte es in einer Privatgebäranstalt unter. Merkst du's? In einer Privatgebäranstalt! Was das für ein prächtiger Name ist für eine Anstalt, wo das Kind im Mutterleib und meist auch die Mutter mitgetödtet wird! Die Blinde war nur wenige Tage in der Anstalt, da hatte sie der gute Doctor, welcher dem Institute vorsteht, bereits von ihrer Last

befreit, und der fromme Seelenhirte durfte keine Entdeckung mehr befürchten. Noch einen Tag und eine Nacht, da starb auch die junge Mutter, das kaum fünfzehnjährige Kind. Es starb unter den wahnsinnigsten Schmerzen, aber — was lag daran? Nunmehr war die Möglichkeit einer Entdeckung der geheimen Sünden des Seelsorgers vollends abgeschnitten, und — wer bekümmerte sich um den zweifachen Mord? Der gute Doctor, der Vorstand der Gebäranstalt, stellte ein Zeugniß aus: „gestorben in Folge einer Frühgeburt,“ und — kein Hahn krähte weiter darnach! Die Behörde sandte den Leichenwagen, die arme gemordete Blinde wurde auf Kosten der Stadt beerdigt und wir sitzen auf ihrem Grabe; das ist Alles! Ist das nicht eine recht einfache und unterhaltende Geschichte?“

„Und der Elende, der das blinde Kind verführte und dem Tode überlieferte! Lebt er noch, der Hund?“ schrie jetzt Käthe aufspringend und mit vor Wuth verzerrten Zügen.

„Er lebt und wird fortleben,“ erwiederte Marie leise. „Er steht zu hoch für Menschen, wie wir sind; die Gerechtigkeit wird ihn nie erreichen. Und doch hasse ich ihn,“ flüsterte sie noch leiser, indem ihre Wangen mit Todesblässe überzogen wurden; „oh, wie sehr hasse ich ihn! Er ist es, der mich zu dem machte, was ich bin.“

Käthe schlang ihren Arm um sie und drückte sie heftig an sich. Sie zog einen Dolch aus dem Busen und zeigte ihn der Freundin. „Siehst du diesen Dolch, Marie?“ sagte sie. „Es klebt Blut daran; ein ganzes Menschenleben klebt daran; aber die Klinge ist noch gut und die Spitze scharf. Nenne mir den Mann, der die Blinde und dich elend gemacht hat, und ich werde ihn tödten.“

„Du bist ein gutes Mädchen, Käthe,“ erwiederte Marie sich fassend und zu ihrer gewöhnlichen Ruhe zurückkehrend.

„Ich werde dich deßhalb nie mehr die verrückte Käthe nennen; aber wenn du Alle tödten wolltest, die sich eines ähnlichen oder des gleichen Verbrechens schuldig gemacht haben, so müßtest du die Hälfte aller Männer New=Yorks tödten. Und sind wir, wir Mädchen, etwa weniger in der Schuld? Haben wir nicht die Hand geboten zur Verführung; ja, haben wir sie nicht sogar nicht selten hervorgerufen? Ich wenigstens will die Schuld nicht von mir abwälzen, denn ich trage die Mitschuld."

„Erzähle mir deine Geschichte, Marie," bat Käthe, und setzte sich von neuem an ihrer Seite auf den Grabhügel nieder.

„Sie ist sehr einfach," sagte Marie, „eine Geschichte, wie sie täglich bei Hunderten vorkommt. Ich bin nicht hier geboren, denn meine Eltern lebten in einer kleineren Stadt weiter nördlich. Meine Erziehung war dieselbe, wie sie bei vermöglichen Leuten hier zu Lande gebräuchlich ist. Ich wurde mir fast ganz selbst überlassen, die Zeit der Schule und des Unterrichts ausgenommen. Von Gespielinnen und von älteren Freundinnen dieser Gespielinnen lernte ich bald mehr, als mir gut war. In meinem vierzehnten Jahre war ich in mancher Beziehung so ausgebildet und in alle Geheimnisse des Lebens bereits so eingeweiht, daß mir gar nichts mehr fehlte, als die Erfahrung. Auch diese sollte nicht lange ausbleiben. Ein junger Student der Theologie, der so eben seine Studien vollendet hatte, besuchte mein elterliches Haus. Er machte sich viel mit mir zu thun und fand mich über die Maßen gelehrig. Bald theilte er mir, um mich noch mehr aufzureizen, Bücher mit, deren Lectüre mich mit Schamröthe hätte erfüllen sollen, die aber statt dessen mich nur immer begieriger machten, das große Geheimniß bald zu entschleiern. Wenn wir allein waren, führten wir eine Sprache, wie man sie im Westbroadway, oder

in Mutter Mags Salon bedeutsamer nicht führen kann. Aber noch war die Sünde nicht zwischen uns getreten. Da ging mein Freund einsmals nach New-York und wie er wieder zurückkehrte, brachte er mir ein Blatt mit, das mir im Anfang alles Blut ins Gesicht jagte, von dem ich aber doch die Augen nicht abwenden konnte. Es war eine illustrirte Zeitung in demselben Sinne und in derselben Ausstattung wie die jetzige Broadway belle.[1] Von jetzt an konnte ich nicht mehr schlafen. Es war, als ob Feuer in meinen Adern brannte, und Körper und Geist waren von dem Gifte dieser Bilder gleich sehr afficirt. Was soll ich weiter sagen? Dem jungen Predigtamtscandidaten war es nun leicht, mich zur

[1] Ich brauche dem Leser kaum zu sagen, was die Broadwaybelle ist. Obscöne Bilder sind in New-York streng verboten und die „Moralität" geht soweit, sogar classische Kupferwerke auf dem Zollamt zu confisciren, wenn nur halbwegs nackte Figuren darauf befindlich sind. Das „Zartgefühl" der Herren Amerikaner kann so etwas nicht dulden! Der Zollbeamte schreitet daher ein und confiscirt die importirten **classischen** Kupferwerke. Dagegen aber hat die Moralität und das Zartgefühl der Amerikaner nichts, daß wöchentlich eine Zeitung in New-York erscheint und von Buben auf öffentlicher Straße feilgeboten wird, welche von obscönen Ausdrücken und Scenen der gemeinsten Art wimmelt und die mit Bildern ausgestattet ist, deren nähere Bezeichnung wir hier unterlassen wollen. Andere ähnliche Schmutzblätter werden ebenfalls vielfach insgeheim verbreitet, aber ihre Existenz ist ein öffentliches Geheimniß. Einmal mußte (einer offenen Denunciation wegen) gegen den Herausgeber einer solchen Zeitung eingeschritten werden. Man fand die Platten der gemeinsten Zeichnungen, die man sich denken kann. Man fand aber auch ein Verzeichniß von über viertausend Subscribentinnen der höchsten Stände, und — natürlich der Verhaftete wurde alsbald freigelassen, und durfte sein Blatt fortsetzen.

Beute zu erhalten, denn ich suchte ihn, statt ihn zu vermeiden. — Die Folgen unseres Verhältnisses blieben nicht aus; aber wir waren schnell entschlossen. Er brachte mich insgeheim nach New-York und miethete mir ein verborgenes Quartier, wo mich ein Arzt behandelte, — derselbe Arzt, der jetzt jene Gebäranstalt leitet, in welcher die Blinde zu Tode curirt wurde. Auch ich schwebte lange zwischen Leben und Tod, und wie ich endlich wieder genas, erfuhr ich, daß mein Verführer auf den Continent gegangen war und mich verlassen hatte. Weißt du nun, wie ich zu dem wurde, was ich jetzt bin? Denn natürlich nach Hause, zu meinen Eltern, deren Namen ich beschimpft hatte, konnte ich nicht zurückkehren, und so blieb mir nichts, als -- die Schande."

„Und wann kam er zurück?" fragte Käthe mit verhaltenem Athem. „Er, dein Verführer! Und was thatest du, als er zurückkam?"

„Ich erfuhr seine Rückkehr erst nach langen Jahren," erwiederte Marie düster. „Damals war ich schon so weit, daß mir die Sünde Eckel erregte, obwohl ich fort und fort sündigen mußte, um mein Leben zu fristen."

„Und du hast dich ihm nie zu erkennen gegeben?" fragte Käthe abermals.

„Nie," flüsterte Marie. „Er stand so hoch über mir, oder vielmehr ich stand so tief unter ihm, daß er mich mit einem Fußtritte fortgejagt haben würde, wenn ich mich ihm genähert hätte. Ich war eine Ausgestoßene und fühlte, daß es mir nur noch wohl sein könne unter meinen Schicksalsgenossinnen. Die ganze andere Welt sah mit Verachtung auf mich, wie hätte ich mich sollen zu dieser Welt drängen? Wir denken, fühlen und sprechen anders, als die, welche sich zur ehrbaren Welt rechnen, darum halten wir's auch nicht in ihrer Gesell-

schaft aus. Sie behandeln uns ja wie Aussätzige! Nur einem Einzigen begegnete ich während dieser achtzehnjährigen furchtbaren Laufbahn, der mich nicht wie eine Verworfene behandelte! Nur Einer gab mir die Hand, als ob ich seines Gleichen wäre, und dieser Eine ist der Erste, der mein Herz mit Dankbarkeit und Liebe erfüllt hat! Die andern Alle habe ich nicht geliebt, nicht einmal den Ersten, jenen Geistlichen; es war nur Sinnenrausch, nur Sinnenbetäubung. Für diesen Einen aber könnte ich sterben, und wollte der Himmel, mein Leben endigte damit, daß ich für ihn stürbe."

Sie schwieg stille und eine Zeitlang saßen die Mädchen Hand in Hand, ohne sich zu rühren.

„Du bist glücklich, Marie," flüsterte endlich Käthe, „denn du kannst noch lieben."

„Und du bist jung, Käthe," erwiederte Marie zärtlich, „fast noch ein Kind. Du kannst noch von der Bahn des Lasters umkehren. Komm, Käthe, laß' uns versuchen, dich in ein respektables Haus zu bringen. Es ist nur, bis du den Anfang überwunden hast. Der erste Schritt ist immer der schwerste."

Sie wollte weiter fortfahren, aber ein so furchtbares, grelles Lachen unterbrach ihre Rede, daß sie erschrocken zusammenfuhr.

„Zur Tugend zurückkehren?" schrie Käthe, wie verrückt aufspringend. „Ha, ha, ha, ha! Die wilde Käthe, und zur Tugend zurückkehren!"

Das Mädchen tanzte wie toll auf den Gräbern herum und Marie befürchtete eine Zeitlang, dasselbe sei in der That wahnsinnig geworden. Aber bald beruhigte sich Käthe wieder und setzte sich still und schweigsam neben ihre ältere Freundin.

Die tollste Lustigkeit hatte urplötzlich wieder dem tiefsten Grame Platz gemacht.

„Ich habe dir vorhin diesen Dolch gezeigt," sagte jetzt Käthe langsam und fast feierlich; „ich habe dir gesagt, es klebe ein Menschenleben daran; komme, bleibe ruhig neben mir sitzen, ich will dir die Geschichte dieses Dolches erzählen."

„Meines Vaters," begann sie ihre Geschichte mit ziemlicher Ruhe und Kälte, „meines Vaters kann ich mich nicht mehr recht erinnern; denn ich war noch sehr jung, als er uns plötzlich verließ. Meine Mutter sagte mir nachher, er habe sein ganzes Vermögen im Spiele verloren und ich merkte hieraus, wie aus manchem Anderem, was ich nebenher erfuhr, daß meine Eltern nicht die beste Ehe mit einander geführt hatten. Ob hieran mein Vater allein schuld war, kann ich nicht entscheiden, denn meine Mutter sprach nicht gerne von der Sache und kurze Zeit nach seiner Entweichung zogen wir in einen Stadttheil, wo wir bis jetzt unbekannt waren und wo Niemand mir von meinem Vater erzählen konnte. Ja, meine Mutter nahm sogar einen andern Namen an, als den sie vorher geführt hatte, um nur nicht an die Zeit ihrer Ehe zurückgemahnt und über ihren Gatten ausgefragt zu werden. In dem neuen Quartier, das wir bezogen, gab sie sich für eine Wittwe aus und ich mußte vor den Leuten dasselbe aussagen. Sie ernährte sich und mich mit feinen Stickereien und wir hatten zwar keinen Ueberfluß, aber auch keinen Mangel. So hätten wir können zufrieden sein, wenn meine Mutter sich nicht zu oft ihres früheren Reichthums und besonders des Reichthums ihrer Verwandten erinnert haben würde, welche alle in glänzenden Umständen lebten. Ihr Stolz ließ es nicht zu, sich diesen Verwandten bittend zu nahen und sie nannte mir nicht einmal deren Namen; aber der Zorn und Grimm

über ihre jetzige Armuth nagte immer an ihr und hundert Mal schwur sie, für mich ein anderes Schicksal zu erringen, ein Schicksal, das mich nicht nöthige, zu arbeiten und unter Entbehrungen zu leiden. Darum legte sie sich manche Mühseligkeit auf, nur um mich gut erziehen und reich kleiden zu können, denn ich sollte eine Rolle in der Welt spielen und, wie man zu sagen pflegt, eine reiche Partie machen. In diesem ihrem Vorhaben ward sie zu meinem Unglück dadurch unterstützt, daß mir Gott eine schöne Gesichtsform und eine feine Körpergestalt verliehen hatte. Bald, ich war kaum vierzehn Jahre vorbei, gelang es ihr, eines jungen Mannes Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, von dem sie glaubte, daß er mein Glück begründen würde. Der junge Mann war nämlich der Sohn sehr reicher und sehr angesehener Eltern und — wir wurden nach kurzer Zeit näher mit einander bekannt. Meine Mutter frohlockte, als sie dieß sah, denn wenn ich seine Frau wurde, so war ich eine angesehene Dame. Es schien in der That so weit kommen zu wollen, denn er liebte mich, wie er mir hoch und theuer versicherte; ja, er beschwor mich sogar, ihm meine Hand zu reichen und zwar insgeheim zu reichen, denn wenn der Act vorüber sei, so würde sich sein Vater wohl oder übel in die Nothwendigkeit fügen müssen, während er jetzt, schon unserer beiderseitigen Jugend wegen, wenn auch sonst kein Grund da wäre, nicht in unsere augenblickliche Verbindung willigen würde. Ich fühlte mich durch seinen Antrag geschmeichelt und sah wohl, daß meine Mutter, statt gegen ihn zu wirken, gänzlich auf seiner Seite stand und ihn in seiner Bewerbung unterstützte. Sie wußte natürlich nicht, daß der junge Mann, trotzdem er kaum achtzehn Jahre zählte, doch schon in alle Laster dieser großen Sünden-

stadt eingeweiht war; noch weniger konnte ich davon etwas ahnen. Eines Abends führte er mich ins Theater und nachdem das Stück beendigt war, beschwor er mich, sein Glück zu vollenden, denn ein Geistlicher habe ihm versprochen, jetzt noch in später Nacht unsere Trauung vorzunehmen. Meine Mutter sei in Alles eingeweiht und erwarte uns in der Wohnung des Geistlichen. Ich glaubte ihm, ich folgte ihm. Wie sollte ich nicht, wenn meine Mutter selbst es wünschte? Wir nahmen eines der stets bereiten Stadtgefährte und fuhren dem Ziele zu. Es war ein großes respektables Haus, vor dem wir hielten. Wir stiegen aus und befanden uns bald in einem schön möblirten Gemache, wo auf einem Nebentische Erfrischungen bereit standen. „Deine Mutter und der Geistliche werden im Augenblicke hier sein," sagte mein Bräutigam, „komm, mein Liebchen, stärke dich vorher zu dem feierlichen Acte, denn du bist aufgeregt und zitterst." Er hatte Recht; ich zitterte am ganzen Leibe und eine mir damals unerklärliche Furcht hatte sich meiner bemächtigt. Ich nahm das Glas aus seiner Hand und trank es auf einen Zug aus. In demselben Augenblicke schwanden meine Sinne."

Hier machte das Mädchen eine kleine Pause, um Athem zu holen, denn sie war jetzt an dem Hauptpunkt ihrer Erzählung angelangt. „Was von jetzt an," fuhr sie nach einer kleinen Weile fort, „bis zum andern Morgen mit mir geschah, weiß ich nicht. Ich kann es nur ahnen, aber Erinnerung habe ich keine davon. Als ich nämlich am Morgen erwachte, sah ich mich auf einem breiten Bette, das von seidenen Gardinen umschlossen war. Das Zimmer, in welchem ich mich befand, war rund und ringsum mit Spiegeln ausgestattet. Ich hatte noch nie eine ähnliche Pracht und ein ähnliches Gemach gesehen. Ich rieb mir die Augen, denn ich glaubte zu

träumen; aber bald sah ich nur zu deutlich, was mit mir vorgegangen war. Ich war ausgekleidet und er schlief neben mir! Mein erster Impuls war, aus dem Bette zu springen und nach meinen Kleidern zu greifen. Kaum hatte ich mich nothdürftig angekleidet, so rief ich laut um Hülfe, zugleich nach einer Thüre suchend, die mich aus dem Zimmer führen würde. Darüber erwachte er. „Oho, Liebchen," rief er laut auflachend, „du strengst dich vergeblich an. Hier hört dich kein Mensch und wenn du die Lunge von hundert Weibern hättest. Dieß Zimmer ist eigens zu solchem Zwecke hergerichtet und du bist die Erste, welche es eingeweiht hat." Mit diesen Worten sprang er auf, um mich wieder in seine Arme zu schließen. „Zurück, Elender," schrie ich, „du hast mich betrogen." „Sei keine Närrin, Mädchen," erwiederte er lachend, „was geschehen ist, ist geschehen und kann nicht rückgängig gemacht werden." Zu gleicher Zeit verfolgte er mich im Zimmer herum, um mich zu haschen. Mein Geschrei verhallte erfolglos! Aber siehe, jetzt sah ich etwas blinken; es blinkte hell wie Gold und glänzend wie Stahl. Es war dieser Dolch, welcher neben seinen Kleidern auf einem Nebentischchen lag. Ein Moment und ich hatte die Waffe in meinen Händen; noch ein Moment und dieser Dolch saß ihm im Herzen. Lautlos sank er um, der Stoß hatte ihn augenblicklich getödtet. Im Fallen aber berührte sein Körper ohne Zweifel eine Feder, welche mit einem Glockenzuge in Verbindung war, denn nur wenige Sekunden darauf öffnete sich geräuschlos eine Thüre und einige Leute drangen durch dieselbe ein. Ich schwang meinen Dolch, sie wichen auf die Seite und in kurzer Zeit befand ich mich auf der freien Straße und auf dem Wege nach unserer Wohnung, ohne daß ich bis heute anzugeben weiß, wie mir diese Rettung möglich wurde. Meine Mutter hatte

mich die ganze Nacht erwartet; sie schrie laut auf vor Entzücken, als sie mich erblickte, aber aus meinem wahnsinnigen Auge und meinen noch wahnsinnigeren Worten ersah sie bald, was Gräßliches man mir angethan hatte. Ich war eine Entehrte und sie warf sich vor, daß sie die Schuld davon trage! Eine Stunde darauf fischte man ihren Leichnam aus dem Nordriver auf! — Was von da an in den nächsten paar Monaten mit mir vorging, kann ich nicht sagen. Ich fand mich in einer der Höhlen des Westbroadway wieder und man nannte mich blos „die Tolle.“ Von da an änderte ich meinen Namen „Annie“ in den Namen „Käthe“ und jetzt nennen sie mich die tolle Käthe. Den Dolch aber habe ich seit jener Zeit nicht mehr abgelegt.“

Abermals schwiegen die Mädchen still und saßen lange Hand in Hand, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Arme, arme Käthe,“ sagte endlich Marie.

„Arm?“ rief Käthe, plötzlich wieder in ihre tolle Laune zurückfallend und laut auflachend. „Nein, nicht arm, reich bin ich, wenn ich nur Brändi habe.“ Sie zog die Flasche wieder hervor, von deren Inhalt sie vorhin schon Marien angeboten hatte und that einen tiefen Zug. „Brändi! Brändi!“ sagte sie jetzt, plötzlich wieder ernst und träumerisch geworden. „Brändi! O, wie das kühlt, wie das die Erinnerung tödtet! Seit jener Zeit, Marie, ist Brändi mein einziger Genuß, mein einzig Labsal! Weißt du nun, warum ich mich jeden Tag betrinke?“

Sie schwieg und auch Marie schwieg. Nach einiger Zeit aber erhoben sich die beiden Mädchen und gingen Arm in Arm weiter. Sie stiegen über die niedere Mauer, welche den Kirchhof von Pottersfield einschließt und richteten ihre Schritte

New-York zu. Nach einer Stunde hatten sie die innere Stadt erreicht.

„Wo gehst du hin, Marie?“ sagte Käthe, als sie in die Nähe des Westbroadway kamen.

„Ich muß in die alte Brauerei, ich habe dorthin das Vermächtniß einer Todten zu überbringen,“ erwiederte Marie.

„So gieb mir Geld, daß ich mir Brändi kaufen kann,“ versetzte Käthe mit heiserer Stimme. „Meine Seele ist matt bis zum Tode.“

Marie drückte ihr ein Geldstück in die Hand und sie trennten sich.

Diese beiden Mädchen sind das Beispiel und Vorbild von Tausenden, welche in New-York dem Elend und Laster verfallen sind. Die frommen Herrn und Damen ringen entsetzt die Hände, wenn sie nur von ihnen sprechen hören, aber — wie die Mädchen ins Elend und zum Laster gekommen sind, darnach fällt es Niemanden ein, auch nur zu fragen!

12.

Der alte Pete.

Es war spät am Abend, als Marie zu der alten Brauerei gelangte. Sie betrat das Pförtnerszimmer und fragte Tonguestill, wo sie den alten Pete finden könne. Wohl konnte die Zungenlose nicht sprechen, aber mit näheren Bekannten wußte sie sich durch Gestikulationen und Zeichen zu verständigen.

„Unten ist er, sagst du?" erwiederte Marie auf die Zeichen der Zungenlosen, „und er hat seine böse Stunde, wo er nicht gerne gestört ist? Meine Nachricht wird seine Stirne nicht heiterer machen. Komm, rufe den Monoculos, daß er mich hinabführe, denn ich kann mich in dem Labyrinthe nicht zurecht finden."

Tonguestill schlug leise zweimal an eine kleine Glocke und gleich darauf erschien der Gerufene, welchem Marie ihren Wunsch ebenfalls mittheilte.

„Wenn du's durchaus haben willst, so mags drum sein," sagte Monoculos, „aber ich sage dir, er hat seine böse Stunde und dann ist's nicht gut um ihn sein."

Er ging voraus; Marie folgte ihm. Durch verschlungene Gänge gings tief hinab, wie in die Eingeweide der Erde. Die Wände wurden feuchter, je weiter sie hinabstiegen und ganz unten stand der Boden wohl einen Zoll tief unter Wasser. Geräuschlos öffnete Monoculos eine Thüre und schob Marie hinein, sich gleich darauf wieder entfernend.

Es war ein großes Gemach, in welches Marie eintrat, aber sie hatte Mühe, etwas zu unterscheiden, denn auf einem Tisch in der Mitte brannte nur eine einzige schwache Oellampe, die in dem Dunst, der hier unten herrschte, alle Augenblicke zu erlöschen drohte. Endlich gewöhnten sich aber ihre Augen etwas an die Dunkelheit und sie konnte nun deutlich sehen, wo sie sich befand. Das Zimmer war ursprünglich wohl ein großes Quadrat, welches in der Mitte durch fünf Reihen schwerer hölzerner Balken oder Säulen in sechs Theile oder Räume abgetheilt wurde. Jede Reihe mochte wohl aus dreißig solcher Balken bestehen, welche alle nur drei Fuß von einander entfernt waren. Verrammelte oder vermauerte man den schmalen Zwischenraum zwischen den Balken, so bildeten sich nothwendig enge Zellen, welche vielleicht eine Länge von vier Fuß, aber nur eine Breite von gegen drei Fuß bekamen, so daß ein Mensch darin wohl stehen, aber nicht liegen und noch weniger hin- und hergehen oder sich überhaupt bewegen konnte. Noch waren nicht alle dieser schmalen Zwischenräume zugemauert, aber ein großer Theil war es. Somit gab es hier Zellen, die von allen vier Seiten verschlossen gänzlich ohne Zugang waren, Zellen, die an die Klostergefängnisse erinnerten, in welchen Nonnen oder Mönche bei lebendigem Leibe eingemauert wurden. Auch am Material zur Herstellung solcher Zellen fehlte es nicht, denn auf einer Seite des Zimmers

lagen schwere Dielen über einander gebeugt, die in Beziehung auf die Länge und Breite regelrecht zugeschnitten waren. Daneben sah man große eiserne Schrauben, mit denen die Dielen an die Balken befestigt werden konnten, so daß ein paar tüchtige Männer mit der Einmauerung eines Gefangenen in wenigen Minuten fertig werden konnten. Marie schauderte, als sie diese Bemerkungen machte, obgleich sie wohl ohne Zweifel über die Einrichtung und den Zweck dieser furchtbaren Aushungerungsgefängnisse nicht ganz im Klaren war. Hätte sie Alles gewußt, — wir zweifeln, ob ihre Nerven stark genug gewesen wären, diesem Eindruck zu trotzen! War sie doch jetzt schon beinahe nicht im Stande, sich aufrecht zu erhalten, denn kaum war sie eine Zeit lang still gestanden, um sich umzusehen, so begann es sich von allen Seiten zu regen und zu bewegen, als wären unsichtbare Bewohner da. Der Boden des Zimmers stand nämlich, wie schon angedeutet, über einen Zoll unter Wasser und darum war nicht daran zu zweifeln, daß hier Molche und Ratten und anderes Ungeziefer der grauenvollsten Art ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Plötzlich schrie Marie laut auf; eines dieser gräßlichen Ungethüme hatte ihren Fuß ergriffen! Sie wäre umgesunken, wenn sie nicht ein kräftiger Arm unterstützt hätte!

„Hoho, Marie," rief der alte Pete, denn er war es, der ihr zu Hülfe kam; „du wagst dich ins Todtenzimmer der alten Brauerei? Hoho! Mädchen, bis hierher wagtest du dich und bist noch nicht vor Schreck gestorben? Hab immer viel auf dich gehalten, Marie, und ich werd am Ende noch einer deiner Bewunderer. Müßt lustig aussehen, der alte Pete als Anbeter eines Mädchens!"

Er lachte grell auf, als er dieß sagte. Dann schlug er ins Wasser, daß dasselbe von allen Seiten aufspritzte und die

Ratten und Molche und Schlangen in rasender Eile davonflüchteten. „Fort, ihr Geziefer," schrie er, „fort an eure Mahlzeit bei den Todtengerippen da innen. Oder habt ihr sie schon alle verzehrt bis auf die Knochen? Hoho, alle verzehrt? Auch den letzten? Wahrhaftig, ihr müßt wieder Nahrung bekommen; wir müssen an eine neue Zelle für euch denken. Prächtige Einrichtung, das! Ausnehmend liebliches Schicksal, bei lebendigem Leibe von den Ratten angefressen zu werden! Oho, du zitterst, Mädchen? Dachte nicht mehr daran, daß du auch da bist. Komm, stütz dich auf mich; du sollst neben mir auf meinem Thron Platz nehmen."

Mit diesen Worten zog er sie fort nach dem Ende des großen Gemachs, wo sich in der Mauer eine breite Nische öffnete, deren erhabener Sitz einem rohen Thronsessel in der That nicht unähnlich sah. Von diesem Sitze aus, der vier bis fünf Fuß über dem Boden erhaben war, übersah man das ganze Gemach und hatte die Zellen der „Eingemauerten" gerade vor sich.

„So, Mädchen, hier bist du sicher vor den Ratten," sagte der alte Pete. „Hier herauf kommen sie nicht. Oder fürchtest du dich vor den Todten, die dort in jenen Zellen hausen? Hab keine Angst; sie können nicht heraus. Sind zu gut aufgehoben. Können nicht von der Stelle!"

„Sind denn wirklich in jenen schmalen Räumen zwischen den Säulen Menschen eingemauert worden?" flüsterte Marie, am ganzen Leibe zitternd.

„Lebendig eingemauert und zum Hungertod verurtheilt!" erwiederte Pete mit tiefer Stimme. „Kannst darauf schwören. O, sie sind nicht die letzten. Werden schon noch Weitere dazu kommen! Haben aber ihr Schicksal verdient, denn es waren lauter Verräther! Sag dir, Mädchen, Jeder, der die

Geheimnisse der alten Brauerei zu verrathen suchte, mußte also sterben und nicht Einer wurde verschont! Meinst du, die Brauerei würde noch stehen, wenn diese lustige Aufmunterung zum Stillschweigen nicht gewesen wäre? Kein Stein wäre mehr auf dem andern! Werden einmal nette Gesichter machen, die Menschen draußen, wenn sie diesen Leichenschatz hier entdecken," fuhr er grimmig lachend fort. „Ausnehmend schöne Gerippe, nicht ein Fäserchen von Fleisch oder Haut mehr daran, die Ratten haben alles verzehrt! Nun, Mädchen, wie findest du die Gesellschaft hier unten?"

„Pete, ich halte es hier nicht aus," sagte Marie bebend. „Und doch habe ich dir eine nothwendige Botschaft zu überbringen und zwar eine solche, die dich nicht milder stimmen wird."

„So komme, Marie," entgegnete der alte Mann, plötzlich fast mitleidig werdend. „Habe dir ein wenig zu viel zugemuthet."

Er drehte an einem Knopfe hinter sich und plötzlich zeigte sich eine schmale Treppe, die in der Wand aufwärts führte. Er ging mit dem Lichte voran und führte das Mädchen in ein anderes Zimmer, welches, wie es schien, gerade über dem Todtenzimmer lag. Doch war die Luft hier ziemlich rein, denn trotz des hohen Sommers brannte ein Feuer im Kamin, wahrscheinlich um die bösen Dünste zu vertreiben. Der alte Mann öffnete einen Schrank, nahm eine Flasche heraus und füllte zwei Gläser. „So, Mädchen," sagte er, Marien ein Glas reichend, „das wird deine erschrockenen Lebensgeister wieder herstellen. Nun erzähle mir deine Mähr und wenn sie noch so schaurig ist, so kann sie doch nicht schauriger sein, als die Töne meiner Lebendigbegrabenen waren, wenn sie vor

Hunger brüllten und zugleich mit den Ratten und Schlangen einen Kampf auf Leben und Tod kämpften. War eine Musik sondergleichen! Ging aus allen Tonarten zugleich! Gäbe Mancher viel drum, solche Musik zu hören! Meinst nicht? Wäre was für einen Componisten! Aber nun, Mädchen, fange an."

Marie setzte sich dem alten Manne gerade gegenüber. Dann zog sie eine feine seidene Schnur, an welcher eine kleine goldene Münze befestigt war, unter ihrem Busentuche hervor, und reichte beides dem alten Pete. Kaum hatte dieser aber einen Blick darauf geworfen, so faßte er mit beiden Händen darnach.

„Ha, das ist meine alte holländische Ducate," rief er, „die ich noch aus Deutschland mit herüber brachte. Du hast die kleine blinde Peg gesehen, Marie, denn ich hab' das Erbstück dem Kinde selbst umgehängt, als ich dasselbe vor etlichen zehn Jahren in das Blindenasylum lieferte. Nun, wie gehts dem Mädchen. Ich hoffe gut. Ist ja ein gar frommer und gottesfürchtiger Herr, der Inspector des Asylums!" fuhr er höhnisch fort. „Einer besseren Aufsicht konnte ich meine Urenkelin gar nicht übergeben!"

„Ich habe die blinde Peg gesehen und gesprochen," erwiederte Marie mit niedergeschlagenem Blick. „Aber, aber, — alter Pete, du mußt dich auf Etwas gefaßt machen."

„Hoho!" rief der alte Mann, „mach mich nicht fürchtig! Der Myers hat es nicht gewagt, meiner Urenkelin ein Leids widerfahren zu lassen. Nein, nein, er konnte es nicht thun, er fürchtete mich zu sehr! Hätte ich sie ihm denn sonst anvertraut? Nun, Mädchen, rück' heraus mit der Sprache. Meinst, ich werde erschrecken? Wer die da unten lebendig Begrabenen singen hörte, der kann nichts mehr vernehmen, das ihn erbeben machte! Ist sie vielleicht todt, die kleine Peg?"

„Die kleine blinde Peg ist todt und begraben," flüsterte jetzt Marie, sich gleichsam fürchtend, die Worte laut werden zu lassen. So leise dieselben aber auch gesprochen worden waren, so hatten sie doch das Ohr des alten Pete nicht verfehlt. Er sprang auf, als ob ihn eine Natter gestochen hätte.

„Du lügst, Marie, du lügst," schrie er, und seine Brust keuchte, als er die Worte mühsam herausstieß.

Er stellte sich hart vor das Mädchen und legte ihr seine beiden Hände krampfhaft auf die Achseln, daß sie sich dort fest einkrallten. Seine Augen flammten und schienen sich durch Marie durchzubohren.

„Du lügst, Marie," keuchte er nochmals hervor. „Sag's, daß du gelogen hast, und ich will dich dafür segnen."

„Ich habe sie sterben sehen und war auf ihrem Grabe in Pottersfield," wiederholte Marie leise, aber mit fester Stimme. „Sie selbst hat mir die seidene Schnur mit der Goldmünze übergeben, um sie ihrem Urgroßvater, dem alten Pete zu überbringen."

Der alte Mann war offenbar tief erschüttert; aber er besaß eine merkwürdige Beherrschung seiner selbst. Seine Hände ließen in ihrem Drucke nach und seine Augen senkten sich. „Todt also, todt und begraben!" flüsterte er mit leiser, wehmüthig klagender Stimme. „Das letzte Wesen, das mich an diese Welt kettete, todt und begraben!"

Er fuhr mit der Hand über die Stirne, wie um den bösen Gedanken wegzuwischen. Dann brach er plötzlich in ein gräßliches Gelächter aus, daß sich Marie schaudernd zurückzog. Aber auch dieser Anfall ging vorüber, und mit Einem Male wurde er kalt und ruhig, als ob ihn die Nachricht gar nicht näher berührte.

„Ein armes blindes Kind weniger in der Welt," sagte er mit seinem gewöhnlichen Spotte, sich wieder neben Marie niedersetzend. „Ein armes blindes Kind weniger, das ist Alles! An was ist das gebrechliche Ding gestorben? An den Masern oder den Blattern, oder sonst einer liebenswürdigen Kinderkrankheit?"

„Sie starb in der Gebäranstalt von Dr. Hunter und Frau Restel," sagte Marie, die Worte nur mühsam hervorbringend, denn sie befürchtete einen furchtbaren Wuthausbruch.

Aber sie täuschte sich. Der alte Mann sprach keine Silbe. Lautlos saß er lange, anscheinend unbewegt und unbeweglich; doch seine Brust keuchte, seine Augen schossen Blitze, seine Lippen bedeckte ein leichter Schaum. So blieb er eine gute Zeit. Dann erhob er sich langsam und schwerfällig und ging ein paar Male im Zimmer auf und nieder. „In der Gebäranstalt von Hunter und Restel?" sagte er endlich kalt und ruhig, ja mit fast gleichgültiger Stimme; aber seine Lippen waren fest zusammengekniffen und auf jedes Wort, das er sprach, legte er eine besondere Betonung. „Dort starb sie, sagst du? Dort bei Hunter und Restel? Warum sagst du es nicht klar heraus: Dort wurde sie ermordet? Oder willst du behaupten, sie sei nicht ermordet worden? Nein, das willst du nicht, du kannst's auch nicht. Was ist auch daran gelegen? Ein armes, blindes, kaum vierzehnjähriges Mädchen ist entehrt und dann ermordet worden; kommen solche Sachen nicht alle Tage in New-York vor? Hätte vielleicht bei der kleinen Peg eine Ausnahme gemacht werden sollen, weil sie die Urenkelin des alten Pete war? Gott behüte, das hieße ja parteiisch gehandelt! Gerade umgekehrt, um den alten Mann in der Brauerei wird sich doch Niemand bekümmern? Der ist ja dort seit einem halben Jahrhundert lebendig begraben! Was hat's denn wei-

ter auf sich, wenn man an dessen Urenkelin einen Mord begeht? Der kann die That doch nicht ahnen? O Gott bewahre, dem fällt so was nicht ein! Der denkt gar nicht an Vergeltung, der weiß gar nichts von dem Spruch: Auge um Auge und Zahn um Zahn! Der freut sich gar nicht darauf, bis er sie Glied für Glied, Seele für Seele martern kann! Gott bewahre, davon ist der alte Pete weit entfernt. Der ist ein alter schwacher Mann und denkt: was geschehen ist, ist geschehen! Versteht sich, um den hatte man sich nicht zu bekümmern!"

Er lachte laut auf und ging dann wieder eine Zeitlang schweigend auf und nieder, um sich endlich hart neben Marie zu setzen.

„So, Mädchen," sagte er jetzt, „der erste Sturm wäre vorüber. War eine bittere Pille, aber der Magen des alten Pete ist gut. Nun erzähle mir Alles. Verstehst du: Alles, jede Kleinigkeit von Anfang an. Möchte doch für mein Leben gern wissen, wer solchen Antheil an meiner Urenkelin nahm! Verstehst du, 's ist nur, um ihm meine Dankbarkeit zu bezeugen; denn die Compagnie Hunter und Restel war natürlich blos die Helfershelferin. Eine andere Gebäranstalt hätt's für dasselbe Geld, vielleicht noch wohlfeiler gethan. Also fang' an mit deiner Erzählung. Muß jedenfalls ein vornehmer Herr gewesen sein, sonst hätte er sich an eine wohlfeilere Firma gewandt. Muß ihm mein Compliment machen, weil er die kleine Peg so nobel behandelt hat. Versteht sich, mein tiefstes Compliment. Er that sie zu keinem Pfuscher, zu keinem gemeinen Quacksalber, nein in das erste Haus New-Yorks, das seine Hauptkundschaft in der fünften Avenue hat. Also fang' an, Marie, ganz von vornen; bin ein passionirter Liebhaber von lustigen Geschichten."

Sein Ton war spöttisch, aber die grimmigen Gesichtszüge arbeiteten heftig, und das Mädchen aus Mutter Mags Biersalon, das verachtete, verworfene Mädchen aus dem Westbroadway, sah mit tiefem Mitleid auf ihn nieder. Es wäre ein merkwürdiger Anblick für einen Physiognomiker gewesen!

„Ich muß weit ausholen," begann jetzt Marie mit leiser, melancholischer Stimme, „von der Zeit an, da Nick wegen des Mords in der Amitystreet verhaftet wurde. Du weißt, sein Weib war kurz vorher hier in der Brauerei."

„Die Deutsche?" versetzte Pete. „Weiß recht gut. Es war an demselben Abend, da Carlein Myers den Lord Sammy hier aufsuchte. Prächtiger Abend, das! Denke, der alte John Price würde noch leben, wenn der Abend nicht gewesen wäre. Aber, was ists mit dem Weibe des Bruders von Carlein Myers?"

„Nick wollte mit seinem Weibe nach dem Westen," fuhr Marie fort, „und brachte sie in der Mordnacht auf den Bahnhof in der dreißigsten Straße. Dort ließ er sie, um, wie er sagte, seine Schwester abzuholen, welche die Reise mitmachen wollte. Aber er kam nicht wieder, denn er wurde eine Stunde darauf wegen Mords verhaftet. Ich kannte die arme Lisy; sie bewohnte ja ein kleines Stübchen im obersten Dachstuhl unseres Hauses im Westbroadway. Eine bessere Wohnung konnte ihr Nick bei seiner Armuth nicht geben, obwohl sie derselben in ihrem Zustande wohl bedürftig gewesen wäre, denn sie ist nicht weit mehr davon entfernt, Mutter zu werden. Also ich kannte die arme, arme Lisy und wollte ihr noch einen Abschiedsgruß sagen, vor ihrer Reise nach dem Westen. Schlafen konnte ich ja doch nicht, — ich kann nie schlafen, wie andere Menschen, Pete, schon seit vielen Jahren nicht. Dieses Vorrecht haben blos die Unschuldigen. So ging ich denn in

die dreißigste Straße hinaus und die arme Lisy war sehr dankbar, daß ich sie noch einmal zu sehen kam. Die Stunde, in welcher Nick zurücksein wollte, verging und Nick kam nicht. Es verging noch eine Stunde, und Nick kam immer noch nicht. Der Zug war am Abfahren und Nick war nicht da. Was sollte die arme Lisy thun? Sie hatte die Fahrkarten für sich selbst und ihren Mann nebst dessen Schwester in Händen, aber — sollte sie abfahren ohne ihren Mann?"

„Ha," rief Pete, „was sagst du, Mädchen? Drei Fahrkarten hatte sie in Händen? Sagtest du drei?"

„Drei Fahrkarten bis Sanct Louis," erwiederte Marie erstaunt aufsehend. „Lisy besitzt diese drei Fahrkarten noch. Aber warum frägst du hiernach?"

„Bekümmere dich um nichts, Marie," sagte Pete wieder ruhig. „Wunderte mich blos ein wenig. Hast du vor dem Coroner Zeugniß ablegen müssen?"

„Man hat mich nicht aufgefordert," versetzte Marie, „und ich hütete mich wohl, aus freien Stücken mich anzumelden. Man hätte sonst am Ende die Sache so gedeutet, als ob Nick die Billete gekauft habe, um sich unmittelbar nach dem Morde eiligst zu flüchten, und — ich wollte den Nick nicht noch mehr hineinreiten, als er schon drinnen ist. Aber ich komme wieder zur Sache. Also, die Lisy war in Verzweiflung, was sie thun solle. Endlich beschloß sie unter jeder Bedingung, auf ihren Mann zu warten. So fuhr der Zug ab und sie blieb hier. Inzwischen entstand auf einmal ein Geflüster. Es war Einer herbeigerannt, der die Nachricht brachte, es sei ein Mord in der Amitystreet begangen und der Mörder gefangen worden. Lisy horchte nicht darauf, denn ihre Seele war zu bekümmert; aber ich, — ich wußte, daß die Schwester Nicks in der Amitystreet wohne und daß Nick gegangen war, seine Schwester in

jener Straße abzuholen. Es ging mir wie ein Stich durchs Herz, denn ich glaubte im Anfang nicht anders, als eines der Geschwister habe das Andere ermordet. Nunmehr wußte ich auch, warum Nick nicht mehr zu seinem Weibe auf den Bahnhof zurückkam. Als daher die Bahnhofbeamten darauf drangen, der Saal müsse nunmehr geräumt werden, weil des Sonntags wegen bis zum späten Abend kein Zug mehr abfährt, bewog ich die Lisy mit mir zu gehen und ihr altes Quartier wieder zu beziehen, wo sie ihr Mann, der durch irgend einen Umstand aufgehalten worden sein werde, aufsuchen könne. Sie ging natürlich mit mir, denn wo sollte sie sonst hin? Seither lebt sie wieder in dem Dachstübchen. Von dem Mordgerücht sagte ich ihr nichts, aber sie erfuhr es doch bald nachher, und obwohl sie darauf schwört, daß Nick unschuldig sei, so ist ihr Zustand doch ein gräßlicher."

„Sie glaubt an ihres Mannes Unschuld?" rief der alte Pete.

„Sie glaubt daran, wie an das Evangelium," sprach Marie ernst, „und ich wollte nicht minder darauf schwören. Nicht er ist der Mörder, sondern sie, die Heuchlerin und ihr Mitgenosse ist Douglas, der Sohn des schwarzen Patrik!"

„Oho!" lachte Pete. „Und der vortreffliche Herr Coroner? Und die unparteiische, gerechturtheilende Jury? Und die ehrlichen, braven, unbestechlichen Zeugen? Aber fahre fort, Mädchen. Was geschah weiter mit Lisy?"

„Mit Lisy geschah nichts mehr, als daß sie im Elende war," fuhr Marie fort. „Sie wurde krank und immer kränker. Wir verkauften die wenigen Habseligkeiten Nicks, die dieser auf seine Reise nach dem Westen eingekauft hatte, um nur den Apotheker bezahlen zu können, aber ich wußte mir bald

nicht mehr zu helfen. Sollte ich das arme Geschöpf dem Schicksal des Verhungerns und Versiechens überlassen? Da ereignete sich gestern Abend in Mutter Mags Salon Etwas, das ich dazu benützen wollte, um für Lisy einiges Geld zu erwerben. Ich wurde nämlich plötzlich ins Hinterzimmer gerufen, wo Mutter Mag mit einer Fremden verkehrte, die nicht durch den vorderen Eingang ins Haus gekommen war. Und wer glaubst du wohl, war die Fremde? Jenes einäugige Weib von Trinityplace, die Mutter Nicks! Ja, Niemand anders, als die ehrwürdige Frau Myers von Trinityplace, die Mutter Carleins! „Marie," sagte Mutter Mag zu mir, „du hast lange mit Doctor Hunter verkehrt und kennst das schöne Haus auf Unionsquare. Willst du dahingehen, und einen Auftrag ausrichten?" „Und du bekommst zehn Dollars, wenn du deine Sache klug machst und nicht ausplauderst," setzte die Einäugige hinzu. Sie wußten wohl, daß Sie Niemanden bekommen konnten, der besser mit jenem furchtbaren Hause bekannt sei, als mich. Ich erklärte mich auch bereit dazu, denn ich gedachte der armen Lisy und ihrer Verlassenheit. „Sieh', Kind," fuhr nun die Frau Myers fort, „es ist ein blindes Mädchen dorthin gebracht worden, das schnell entbunden werden sollte. Nun möchten wir aber das Kind lebendig haben, verstehst du, ein lebendiges Kind, kein todtes. Die Blinde mag immerhin sterben, aber das Kind soll leben. Das sollst du dem Doctor Hunter sagen und wir wissen wohl, daß er etwas auf dich gibt. Zudem, hier ist ein Briefchen an ihn, um deine Bitte zu unterstützen. Es soll sein Schade nicht sein, wenn er uns ein lebendiges Kind liefert, verstehst du. Und dein Schade solls auch nicht sein; denn wenn das Kind geboren ist, so sollst du es holen und uns bringen, und wir werden dir abermals zehn Dollars dafür bezahlen." So sagte

die Frau. „Aber, wenn es zu spät ist, wenn die Blinde bereits in der Behandlung war?“ fragte ich. „Ei, dann müssen wir ein anderes Kind haben,“ rief Mutter Mag, „und der Doctor Hunter wird dir die Sache nicht abschlagen, besonders wenn er das Briefchen gelesen und seinen Inhalt geprüft hat.“

„Hoho! Ein lebendiges Kind um jeden Preis?“ rief Pete, indem seine Augen Blitze schossen. „Und die Mutter von Carlein Myers verlangt das Kind? Sehr edelmüthige Dame, das! Wirds wahrscheinlich an Kindesstatt annehmen wollen! Sieht ihrer uneigennützigen Hochherzigkeit gleich, ausnehmend gleich! Aber sehr gut ausgedacht, wirklich bewundernswerth! Ein Kind aus der Gebäranstalt kommen lassen, — verdammt klug! Viel klüger, als eines kaufen, das später die Mutter reclamiren könnte.[1] Oho, Pete, merkst du was?“

„Ich nahm die zehn Thaler und gab sie der armen Lisy,“ fuhr Marie fort. „Sie wird davon wieder eine Woche leben und den Doctor bezahlen können. Dann machte ich mich, obwohl es schon spät war, auf den Weg nach dem Hause auf Unionsquare. Aber ein trauriger Anblick erwartete mich. Was ich vorausgesehen hatte, war eingetroffen. Der Doctor las das Briefchen, dann führte er mich zu der Blinden, welche bereits ihrer Bürde entledigt war. Das kleine Würmchen,

[1] Man kann tagtäglich in jeder größeren Zeitung New-Yorks Anzeigen von Müttern lesen, die nicht „in der Lage sind,“ ihr Neugeborenes zu erziehen und es daher an eine andere, eines Kindes bedürftige Frau oder Familie abzutreten sich anerbieten. Die meisten dieser zum Verkauf oder zum Verschenken ausgebotenen Kinder sind natürlich die Frucht einer verbotenen Liebe, die man gerne in der Stille loswerden will; hie und da kommt aber dennoch der Fall vor, daß ein solches Kind später trotz des abgeschlossenen Abtretungscontracts reclamirt wird, und hierauf spielt der alte Pete an.

das sie gebar, hatte natürlich kein Leben; aber sie selbst lag ebenfalls im Sterben. Sie sterben ja fast Alle, die so behandelt werden!"

„Natürlich, die Blinde war die kleine Peg?" sagte Pete, ruhig, aber seine Fäuste ballten sich und seine übereinandergebissenen Zähne knirschten.

„Es war die kleine Peg," flüsterte Marie. „Sie litt furchtbar und wie der Doctor Hunter mit mir eintrat, krümmte sie sich wie ein Wurm, denn obwohl sie ihn nicht sah, so fühlte sie doch seine Nähe. Mir aber, mir, die sie doch nicht kannte, streckte sie beide Hände entgegen. Sie fühlte, daß ich Mitleid mit ihr hatte. Ich bat den Doctor, mich bei ihr wachen zu lassen, bis ihre Stunde vorüber sei, denn man sah wohl, daß sie es nicht mehr lange treiben werde."

Der alte Pete sprang auf. Er sagte kein Wort, aber er legte beide Hände auf Mariens Schulter und sah ihr lange ins Gesicht. Dann füllten sich seine Augen mit zwei schweren Thautropfen und er setzte sich wieder lautlos nieder.

„Es war eine schreckliche Nacht, Pete," fuhr Marie leise fort, „eine schreckliche, furchtbare Nacht. Die Schmerzen mehrten sich von Minute zu Minute, und das arme, blinde Kind wand sich, als würde es von feurigen Zangen zerrissen. Endlich gegen Morgen wurde es ruhig. In der letzten Stunde verläßt jeden Kranken der Schmerz, und die letzte Stunde war gekommen. Nun fragte ich die Arme nach ihrem Schicksale, und sie fing an, mir zu erzählen; ihr ganzes Leben erzählte sie mir bis zu der Nacht, da sie in die Anstalt von Hunter und Restel gebracht worden war."

„Wann geschah dieß?" fragte Pete.

„Vor wenigen Tagen. Eine unglückliche arme Frau war gewaltsamer Weise in das Blindeninstitut gebracht worden,

und bei dieser wachte Peg, weil dieselbe zum Tode krank war. Plötzlich kamen Männer und führten sie und die Frau fort. Es sei ein schrecklicher Auftritt gewesen. Die Frau habe laut aufgeschrieen und den Namen Eduard Spencer gerufen. Dann habe man sie und die Frau geknebelt und in eine Chaise gepackt und fortgeführt."

„Wer war die Frau?" warf Pete ein, der jedes Wort mit gierigen Augen verschlang.

„Peg wußte es nicht," fuhr Marie fort. „Die Frau hatte ihr blos einmal in einem ruhigen Augenblicke erzählt, daß sie eine Fremde aus Frankreich sei, die man gewaltsam aus New-York fortgebracht habe."

„Merkst du was, Pete?" rief dieser abermals und zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche, in dem er aufmerksam nachsuchte, um es gleich darauf, nachdem er die betreffende Stelle gefunden, wieder einzustecken.

„Die Frau ward unterwegs abgeladen," begann nun wieder Marie, „an einem Orte, den sie das Lunaticum nannten, das Lunaticum auf Tomkinshill. Peg aber kam in das Haus auf Unionsquare. Was weiter geschah, Pete...."

„Halt! Ich weiß nun Alles," sagte der alte Mann. „Alles, bis auf Eines. Wer war Er?"

Diese letzten Worte sprach er langsam, mit tiefer Stimme. Es war, als ob der Ton aus den Eingeweiden der Erde hervorkäme.

Marie verstand ihn wohl. „Er, der Verführer, Er, der Schänder, Er, der Mörder, Er, auf dessen Befehl Peg zu Hunter und Restel gebracht wurde, Er ist der fromme Patron des Blindenasylums von Flusching, der hochgefeierte Doctor Beecher!"

Marie schwieg; auch Pete schwieg; aber seine Züge waren so wild verzerrt und ein solcher Grimm, eine solche Wuth leuchtete aus seinen Augen, daß er eher einem Teufel, als einem Menschen gleich sah.

„Und wie starb sie,“ sagte er endlich, die Worte mühsam herauspressend.

„Ruhig und sanft, einem Engel gleich,“ sagte Marie mit zitternder Stimme. „Vor dem Tode gab sie mir die seidene Schnur mit dem Goldstücke und trug mir auf, beides dir zu bringen. Als sie todt war, drückte ich ihr die Augen zu und küßte sie auf den bleichen Mund. Sie lächelte mich an, als fühlte sie den Kuß und ich fiel auf meine Knie nieder und betete. Seit fünfzehn Jahren war es das erste Mal, daß ich betete, denn ich hatte das Ebenbild Gottes geküßt.“

Mariens Antlitz leuchtete, als sie so sprach! Das Antlitz Mariens, der Verworfenen, der Bewohnerin von Mutter Mags Biersalon!

Auch Petes Antlitz leuchtete, aber es war kein Leuchten der göttlichen Liebe und Vergebung, es war das Leuchten des Engels mit dem Schwerte, das Leuchten des Racheengels! Der alte Mann erhob sich und sein Körper schien mit jeder Sekunde zu wachsen. Seine Füße wurzelten wie festgebannt in dem Boden, aber seine drohende Rechte war ausgespannt, als hätte er seinen Feind vor sich, ihn zu vernichten.

„Soll ich sie tödten?“ murmelte er, ohne zu wissen, daß er laut sprach. „Soll ich sie mit einem Male aus der Welt senden, daß sie die Luft nicht mehr verpesten? Wär' eine gelinde Strafe, das! Könnte es wohl thun, habe Leute genug, die es vollbrächten! Aber ich werde es nicht thun, nein, der alte Pete wird eine bessere Rache haben. Alles, woran euer Herz hängt, sollt ihr verlieren. Alles, Alles, Alles! Verachtet

und arm sollt ihr werden; ausstoßen soll euch die menschliche Gesellschaft, bis ihr dem bettelnden Hunde gleicht, den man mit einem Tritte von der Thüre jagt. Oho," rief er plötzlich mit lautem Hohnlachen; „sie werden sich prächtig ausnehmen, der hochwürdige Doctor Beecher und die prächtige Carlein Myers mit ihrem frommen Elternpaare, wenn sie bettelnd die Straßen New-Yorks durchziehen! Werd mich ausnehmend freuen, sie in diesem Zustand zu sehen! Aber — sie sollen nichts merken! Gott bewahre, keine Sterbenssylbe! Sollen glauben, schon sicher am Ziele zu sein; dann kommt der alte Pete und das Trauerspiel beginnt. Ausgezeichneter Gedanke, das! Finale — Trauerspiel, alle andern Acte Lustspiel! Hätt nicht gedacht, daß ich zum Schluß meines Lebens noch Dichter würde!"

Der alte grimmige Hohn, der gewöhnlich aus seinem Gesichte leuchtete, hatte sich wieder seiner bemächtigt und er schritt mit langen Schritten im Zimmer auf und ab, von Zeit zu Zeit eine Lache ausstoßend, die der Hölle entnommen schien. Doch jetzt änderte sich wieder sein Gesichtsausdruck und ein Strahl von milder Trauer kehrte darauf ein, der es fast verschönerte.

„Du hast ihr die Augen zugedrückt, Marie," sagte er, „und einen Kranz auf ihr Grab gelegt? Ich werde dir es nicht vergessen, Marie; nie in meinem Leben. Willst du mir beistehen, ihre Mörder zu strafen?"

„Ich will," erwiederte Marie.

„Und kannst du schweigen, Marie?" fuhr er fort. „Ich glaube fast, du kannst es, denn du bist kein Weib, wie gewöhnliche Weiber. Du hast eine herbe Schule durchgemacht."

Er besann sich einen Augenblick. „Du sagtest, sie wollen ein lebendiges Kind," fuhr er dann kalt und überlegend fort.

„Gleichgültig, was es für ein Kind sei, wenn nur ein lebendiges Kind? Hast du von den Gerichtsverhandlungen über den Mord des John Price gehört? Hast du gehört, wie Carlein Myers sich als hinterlassene Frau desselben auswies, als seine Wittwe, die durch die Geburt eines Sprößlings von John Price sein gesammtes Besitzthum zu erben berechtigt ist? Weißt du nun, warum die Mutter Carleins ein Kind sucht, ein lebendiges Kind, gleichviel, ob Bube oder Mädchen? Begreifst du, Marie, oder muß ich dir es deutlicher machen?"

Marie erwachte aus ihrem Trübsinn zum vollkommenen Leben. Sie begriff!

„Weißt du nun, was wir zu thun haben?" fuhr der alte Mann fort. „Sie wollen ein Kind unterschieben, und wir wollen ihnen das Kind liefern. Das wird ein lustiger Ausgang werden. Du sagst also zu Mutter Mag, daß das Kind der Blinden gestorben und ein anderes lebendiges in der Gebäranstalt für die nächste Zeit nicht zu bekommen sei; dagegen kennest du eine arme verlassene Frau, eine Fremde, die ihr Mann im Stich gelassen, und welche im Begriffe sei, einem Würmlein das Leben zu geben. Diese Frau, sagst du, sei ihrer großen Noth wegen Willens, gegen ein Billiges ihr Kind abzulassen und du könnest es ihnen liefern, wenn sie seiner bedürften. Auch, fügst du zum Schlusse hinzu, sei eine Entdeckung oder Reklamirung des Kindes nie zu befürchten, denn die arme Fremde sei Willens, mit dem Gelde, das sie für das Kind bekomme, wieder übers Wasser in ihre alte Heimath zurückzukehren. So sprichst du zu Mutter Mag und zur Mutter der Carlein, und begreifst du nun, was ich meine?"

Marie war ganz Auge und Ohr.

„So bald dieß geschehen, gehst du zu Lisy," sprach Pete

weiter, „zu der Frau Nicks, der des Mords angeklagt ist und sagst ihr, daß ich, ich, der alte Pete, sie versichere, ihr Mann soll nicht gerichtet werden und wenn er zehnmal verurtheilt würde. Du sagst ihr, daß ich, ich, der alte Pete, ihn für schuldlos halte, daß ich ihn aber jedenfalls retten würde und wenn er zehnmal schuldig wäre! Das sagst du ihr und sie wird wissen, daß der alte Pete sein Wort hält unter allen Umständen. Sie kann sich also auf mich verlassen; ich will mich aber auch auf sie verlassen, nämlich darauf, daß sie sich meinen Anordnungen blindlings fügt. Blindlings, sag' ich dir, ganz blindlings! Nur unter dieser Bedingung will ich die Sache unternehmen! Du bringst sie also hierher, in dunkler Nacht, ohne daß euch irgend Jemand sieht. Hierher, in die Brauerei soll sie und ich werde sie halten, wie eine Prinzessin. Hier soll sie ihre Wochen halten, so gut versorgt, wie je ein Weib versorgt wurde. Und ihr Kind werden wir der Mutter der Carlein Myers überliefern, ihr Kind soll die Rolle des Price-schen Erben spielen und durch dieses Kind sollen sie dann dem Verderben überliefert werden. Begreifst du nun, auf welche Art der alte Pete in das Rad des Schicksals eingreifen wird?"

Marie schwieg still, aber sie begriff.

Nun ging der alte Pete an ein verborgenes Schubfach und zog Tinte, Papier und Feder hervor. „Es ist ein selten Ding," sagte er, „daß wir diese Ingredienzien in der alten Brauerei brauchen; es sind gewöhnlich die Werkzeuge der Lüge und des Betrugs; aber dießmal sollen sie zur Wahrheit ver-helfen." Dann zog er dasselbe Zeitungspapier wieder hervor, welches er schon vorhin durchstudirt hatte. „Hundert Thaler Belohnung!" las er laut. „Es ist vor einigen Tagen eine Frau von vierzig Jahren verschwunden, welche bis zu dieser Zeit mit ihrer Tochter in der Walkerstreet in New-York gelebt

hat. Die Frau ist eine geborne Französin und nährte sich von Nähen und Sticken. Ihr Verschwinden ist durchaus unerklärlich, wenn man nicht annimmt, daß ein Verbrechen damit verbunden ist. Spuren deuten darauf hin, daß sie über den Eastriver gebracht wurde; von da an aber fehlt jede weitere Andeutung. Ohne Zweifel hat ein gewisser Eduard Spencer, wie er sich seiner Zeit nannte, die Hand mit im Spiele gehabt. Wer nähere Andeutungen über das Verschwinden dieser Frau zu geben vermag, erhält obige Belohnung von Rechtsanwalt J. Brady. Office Nassaustreet Nro. 88." Er schob die Zeitung ruhig wieder ein. „So, nun setze dich, Marie," fuhr er fort, und schreibe. „An Herrn J. Brady, Rechtsanwalt. Office Nassaustreet 88. Die bewußte Frau befindet sich im Lunaticum auf Tomkinshill. Sie wurde dahin von dem Blindenasylum in Flusching, wohin sie zuerst geschleppt worden war, in der Nacht von vorgestern auf gestern gewaltsam abgeführt. Die hundert Thaler Belohnung gebt, wenn sich die Sache wirklich so verhält, an Nick Myers, der des Mords angeklagt in den Tombs sitzt."

Der Brief war geschrieben und adressirt.

„Hoho!" lachte jetzt der alte Pete, indem er in seinen gewohnten grimmigen Ton zurückfiel. „So weit wären wir also! Merkt ihrs, ihr Herren Myers und Beecher? Die Hetzjagd beginnt. Wollen sehen, ob euch der Athem nicht ausgeht. Kann gar nicht fehlen, daß der Mann, den jene Frau Eduard Spencer nannte, mit dem Manne, der die Frau ins Lunaticum bringen ließ, eine und dieselbe Person ist. Wird ein hübsches Aufsehen machen, wenn man den frommen Herrn Beecher verhaftet! Möchts mit ansehen, wie sie die Augen aufreißt, die gottesfürchtige Gemeinde, die fromme vornehme Welt New-Yorks und Brooklyns! Herrliche Einrichtung um

die anonymen Briefe! Wird sich aber hoffentlich nicht fassen lassen, der hochwürdige Herr Doctor Beecher! Wird immer tiefer und tiefer sinken! Werd ihn dahin bekommen, wo ich ihn haben will! Und die Familie Myers! Ach, wie freue ich mich," fuhr er grinsend fort, „wie gar sehr freue ich mich, mich dieser Familie freundlich annehmen zu können! O gewiß, sie sollen das Kindlein bekommen, ein gesundes, frisches Kindlein und Carlein soll das Vermögen erben, das ganze große Vermögen; aber dann komme ich, ich, der alte Pete, komme und stoße sie hinab in den Abgrund!"

Er jubelte laut auf über diese Aussicht; aber dann faßte er sich wieder und gab Marien die Hand. Sie mußte ihm versprechen, stillzuschweigen und stillschweigend seinen Befehlen zu gehorchen. Dann ging sie, ihre Aufträge ins Werk zu setzen. Sie hatte begriffen!

Ende des zweiten Bandes.

Inhalt
des zweiten Bandes.